CARL A. G. OTTO

Im Osten nichts Neues

DAS BUCH DES KRIEGES
WIE ER WAR

№ 171

Carl A. G. Otto

Lesegebühr - 14 Tage 20 ₰
Nachgebühr je 7 Tage 10 ₰

Kurt Lösel

71

Kurt Lösel

№ 171

IM OSTEN NICHTS NEUES

VON CARL A. G. OTTO

Dieses Buch widme ich den
Toten des Weltkrieges 1914–18,
den überlebenden Kriegsteil-
nehmern und Hinterbliebenen.

Carl A. G. Otto

№ 171

Kurt Lösch

Alle Rechte, insbesondere die der Uebersetzung, Dramatisierung, Verfilmung u. Radiosendung vorbehalten.

№ 171

In dem Werk sind keine besonderen Daten genannt, um nicht nur ein einseitiges Interesse von datlich festgelegten Ereignissen zu erwecken. Darauf kommt es auch gar nicht an. Der Inhalt des Buches bezieht sich auf alle Kriegsschauplätze des Weltkrieges. Kampfbilder und Kriegsgeschehnisse, wie hier geschildert, haben sich zu gleicher Zeit täglich an hunderten Stellen aller Kriegsschauplätze abgespielt. Tendenzlos soll hierdurch das Bild des Krieges vermittelt werden, wie er wirklich war.

Kurt Laal

Verschiedene, & verlorengegangne
Bücher, sind unbedingt Durch
neue Bücher zu ersetzen.

№ 17

Kriegsbericht.

Voller Freude und Triumph, voller Sorgen und voller Bangen, voller Optimismus und voller Pessimismus lasen die Angehörigen stets die neuesten Kriegsberichte. „Im Westen nichts Neues", „Im Osten nichts Neues", „Auf allen Kriegsschauplätzen nichts Neues" konnte man sehr oft lesen und doch kündete dieser nichtssagende Satz manchen Tod eines lieben Nächststehenden an.

So war es. So dachte ein jeder, seiner Einstellung entsprechend. Aber die nackte Tatsache war nie abzuleugnen, wenn die Nachricht des Heldentodes eintraf.

*

Im folgenden wird der Bericht eines Soldaten gegeben, der, blutjung, lebensunerfahren, in jeder Hinsicht ein unbeschriebenes Blatt, als Kriegsfreiwilliger ins Heer kam, den ganzen Feldzug auf allen Kriegsschauplätzen, besonders im Osten, in allen nur erdenklichen Situationen mitmachte und der dem Heldentod entkam.

Lassen wir ihn selbst reden.

*

„Ja, gewiß melde ich mich auch freiwillig wie alle meine Schulkameraden und Freunde."

„Es ist zweifellos, daß Deutschland den unerhörtesten und größten Aufstieg nehmen wird, den in der Weltgeschichte je ein Land genommen hat," sagt mein Vater, „Deutschland wird bei seiner gut disziplinierten Armee und Flotte den Krieg gewinnen müssen, da besteht doch nicht der geringste Zweifel. Und auch Du, mein Sohn, kannst Gott danken, daß er Dir Gelegenheit gibt, in so jungen Jahren stolz für Dein Vaterland zu kämpfen."

Im selben Sinne sprechen viele andere Leute zu mir, wie Schulprofessoren, etc. Meist Leute, die an Jahren älter sind, als ich. Von gleichaltrigen ist auch eine gewisse patriotische und nationale Begeisterung vorhanden, doch ist diese mehr unbestimmt.

„Freie Bahn dem Tüchtigen, Du sollst einmal sehen, mein lieber Junge, wie dieses Wort jetzt Geltung haben wird", spricht mein Vater. Wenn Du nur einigermaßen tüchtig draußen bist, wirst Du mit Orden und Ehrenzeichen und befördert heimkehren."

„Da ich noch nicht das Alter habe", fährt er fort, „ist es auch mir noch vergönnt, zu den Waffen zu greifen und den Franzosen und Russen tüchtig eins drauf zu geben."

Ich komme selbst in eine gewisse patriotische Begeisterung hinein, die vielleicht mehr verstandesgemäß ist und im Gefühlsmäßigen sich in wachsender Entwicklung befindet.

Mein Eintritt als Kriegsfreiwilliger ist schnell vollzogen. Stolz erhobenen Hauptes, die Brust voller Hoffnungen nehme ich von meinen Angehörigen Abschied und trete die Reise in die Garnisonsstadt an.

Aerztliche Untersuchung, die die Annahme bestätigt, ist das Erste, doch das geht sehr schnell. Dann müssen wir auf die „Kammer" und werden eingekleidet. Weiter werden wir auf Stuben verteilt. Es sind meist Gleichaltrige, die man vernünftigerweise zusammengelegt hat: Viele Primaner, Abiturienten, Studenten etc.

Der uns beigebrachte Schliff wirkt kolossal. Meine Weltanschauung ist in 8 Tagen auf den Kopf gestellt, was für mich erst „A" war, ist jetzt „Z". Ich lerne die ersten Begriffe menschlicher Infamie, Niedertracht, Tücke und Teufelei kennen, daneben aber auch die ersten Begriffe wahrer und mitfühlender Menschlichkeit und große Charaktere.

Der Drill der uns zuteil wird, ist gewaltig, unbeschreibbar. Es sind Tage, wo wir keine Minute zum Ueberlegen einer Sache haben. Manchmal wünsche ich diesen Drill der heutigen Jugend, sie würde dadurch weniger auf dumme Gedanken kommen.

Da ich von Grund auf etwas hochmütig und stolz veranlagt bin, oder auch vielleicht aus einem anderen Grunde, habe ich bei der Kompagnie zwei gute „Freunde" gefunden, beide in entgegengesetzter Wirkung auf mich und die für mich das erste Beispiel im Leben des Guten und des Schlechten im Menschen darstellen. Der eine „Freund" ist mit

Gänsefüßchen zu schreiben, das heißt, er ist alles andere als Freund, es ist der Unteroffizier Schröder. Der andere dagegen ist der Freund ohne Gänsefüßchen, es ist der Oberleutnant von Lamm.

Feldmarschmäßig sind wir auf dem Kasernenhof angetreten, die Kompagnie wird in Züge, diese in Gruppen eingeteilt. Natürlich bin ich, sei es Zufall, oder konstruierte Absicht, der Gruppe des Unteroffiziers Schröder zugeteilt.

Es heißt ein ca. haushohes Kletterhindernis vom „Sprung auf, marsch, marsch" an zu nehmen. Ich kann nicht gleich mitkommen, bleibe wohl mit der Hose irgendwo hängen oder bin für diese körperliche Anstrengung an und für sich noch zu schwach, da ich mich noch in den Entwicklungsjahren befinde. Mein „Freund", der Unteroffizier Schröder nimmt hierauf natürlich nicht die geringste Rücksicht.

„Du Himmelhund, verfluchter, willst Du Dich wohl beeilen, nimm an, die Russen sind Dir auf den Fersen, die würden Dir schon Beine machen."

Und als ich mit den Anderen wieder unten bin, auf der anderen Seite nämlich, muß ich mit 4 oder 5 Kameraden dasselbe Experiment noch einmal wiederholen.

Dann noch einmal und noch einmal. Mir war der Atem ausgegangen, ich konnte einfach nicht mehr. Die Kameraden meiner Gruppe sehen jetzt nur noch zu und Schröder experimentiert mit mir allein weiter. Ich komme jetzt vielleicht das sechste Mal von

diesem haushohen Hindernis feldmarschmäßig herunter, das Wasser läuft mir am Körper entlang, im rechten Stiefel spüre ich derart heftige Schmerzen, daß ich nicht mehr aufstehen kann.

„Verdammter Kerl, das geht viel zu langsam" brüllt mich der Unteroffizier Schröder an: „Noch einmal, auf marsch, marsch."

Hilflos sehe ich meinen „Feind" an, ich kann nicht mehr. Schröder will eben zu einem neuen Donnerwetter loslegen, da taucht in der Ferne eine Offiziersuniform auf, es ist der Oberleutnant von Lamm.

Schröder schwenkt jetzt um.

Er befiehlt mir, mich auszuruhen. Selbst wendet er sich den anderen Leuten seiner Gruppe zu.

Der Oberleutnant von Lamm kommt direkt auf mich zu, als ich, Tränen in den Augen (Warum soll ich mich dieser schämen?), meinen schmerzenden Fuß anfasse.

„Was fehlt Dir denn, mein Sohn?" kommt er mir entgegen und lehnt jede Ehrenbezeugung von vorn herein ab.

Ich erzähle ihm wahrheitsgemäß das Vorgefallene.

Er ruft den Unteroffizier Schröder und setzt ihn in kurzen Worten zur Rede, dann verabschiedet er sich kurz.

Kaum ist der Oberleutnant von Lamm außer Seh- und Hörweite kommt der Unteroffizier Schröder auf mich zu und donnert mich an: „Du verdammtes Aas, Du Schweinehund, Du elender Lump, Du bist wohl total verrückt geworden. Ich werde Dir zeigen, was es heißt, einen aktiven preußischen Unter-

offizier verpetzen. Warte mein lieber Junge, nächste Woche, wenn ich Unteroffizier vom Dienst bin, da werde ich Dir zeigen, was eine Harke ist. Freue Dich jetzt schon darauf, auf nächste Woche, Du Wicht, meine ich . . .“

„Herr Unteroffizier, ich habe Herrn Oberleutnant nur wahrheitsgemäß mitgeteilt, wonach er mich gefragt hat“, ist meine Erwiderung.

„Schnauze halten, verfaulter Wurm Du, abtreten.“

In mir kocht es. Werden so die Soldaten Sr. Majestät erzogen, ist mein erster Gedanke? Es dreht sich alles vor mir im Kreise. Was soll ich tun? Meine innere Empörung ist grenzenlos, bin ich denn willenlos dieser Schikane des Unteroffiziers Schröder preisgegeben?

Es ist mir einfach unfaßbar und wie ich so zu sagen in einer starren, aber doch vollbewußten Betäubung verharre, taucht in der Ferne wieder die Gestalt des Oberleutnant von Lamm auf. Ich habe mancherlei schon von Soldatenschikanen gehört, einer solchen will ich mich keineswegs opfern. Mein Selbstbewußtsein, mein eigenes Ich empört sich darüber so oder so. Auch Du, Unteroffizier Schröder, sage ich zu mir selbst, mußt einmal an die richtige Adresse kommen und der Oberleutnant von Lamm ist inzwischen schon wieder etwas mehr in unsere Nähe gekommen und ohne den Unteroffizier Schröder zu fragen, stürze und humple ich auf den Oberleutnant zu. Bevor Schröder mich zurückrufen kann, ist von Lamm auf mich aufmerksam geworden, er kommt mir selbst entgegen.

„Nanu, was gibts?“, spricht der Oberleutnant von Lamm mich an.

Was ich jetzt tue, muß wohl im militärischen Sinne die größte Dummheit gewesen sein: Ich erzähle dem Oberleutnant Wort für Wort die von Unteroffizier Schröder gegen mich ausgestoßenen Drohungen. Ich solle mich vor nächster Woche in acht nehmen, wenn er Unteroffizier vom Dienst sei etc. . .

Unteroffizier Schröder steht mit strammer Haltung vor dem Oberleutnant.

„Unteroffizier Schröder, wie stellen Sie sich hierzu?“, fragt ihn der Oberleutnant.

„Herr Oberleutnant, Wort für Wort ist erlogen,“ antwortet er.

„Herr Oberleutnant, Wort für Wort ist wahr,“ falle ich aufgeregt dazwischen.

„Sie dürfen nur sprechen, wenn Sie gefragt werden,“ gibt mir der Oberleutnant ein kleines Pflaster.

Der Unteroffizier Schröder wiederholt nochmal mit fester Stimme in strammer militärischer Haltung seine Aussage.

Der Boden weicht mir unter den Füßen, ich sehe, daß ich hier den Kürzeren ziehe. Was hätte ich für ein Deut Lebenserfahrung oder Diplomatie gegeben! Der Unteroffizier ist nicht bei mir an die richtige Adresse gekommen, sondern vermutlich ich bei ihm. Ich habe das Wesen des Militarismus ja gar nicht erfaßt haben können — mit meinen 17 Jahren.

Der Oberleutnant gibt dem Schröder noch einen kurzen Verweis, klopft mir begütigend auf die Schulter, spricht mir Mut zu und entfernt sich.

Kaum ist er wieder außer Sehweite, kommt der Unteroffizier Schröder auf mich zu und spricht diesmal allerdings in sehr ruhigem Ton: „Denkst Du Idiot denn, Du hast was erreicht? Freu Dich mal auf nächste Woche, es bleibt dabei, . . . wenn ich Unteroffizier vom Dienst bin."

Humpelnd komme ich in der Kaserne an und als ich die Stiefel ausziehe, bemerke ich, daß mein Fuß blutet.

Die Tage bis zur nächsten Woche vergehen schnell und merkwürdig, ist es wieder Zufall oder konstruiert, an dem Tag, an dem Schröder „Unteroffizier vom Dienst" ist, habe ich ausgerechnet Stubendienst.

Es ist 6 Uhr nachmittags. Um 5 Uhr ist die sogenannte Putzstunde zu Ende gewesen. In der Zwischenzeit ist der Kaffee geholt worden und muß ich jetzt umgeschnallt und den Helm auf, dem Unteroffizier vom Dienst melden, daß ich meinem Kameraden den Stubendienst übergeben habe.

Nachdem ich üblicherweise die Stube gesäubert habe, muß mein Kamerad in der gleichen Aufmachung melden, daß er den Stubendienst übernommen hat.

Ich weiß, daß der Rummel jetzt losgeht. Vielerlei Vorahnungen und Anzeichen sind ja vorhanden gewesen. Punkt 6 Uhr melde ich, daß ich den Stubendienst übergeben, und mein Kamerad Meier meldet, daß er den Stubendienst übernommen habe — beim Unteroffizier Schröder.

„Na, wir wollen einmal nachsehen, kommt einmal mit," spricht Schröder und wir gehen mit ihm zusammen in unser Quartier.

Unteroffizier Schröder faßt mit der Hand hinter irgend ein Spind.

„Was ist denn das für Schmutz dahinter, das ganze Spind klebt ja voll Dreck. Sauber machen, dann nocheinmal melden." Und er tritt weg.

Ich wische sämtliche Spinde gründlich mit einem nassen Lappen ab und nach 20 Minuten melden mein Kamerad und ich wieder das Uebergeben und Uebernehmen des Stubendienstes.

„Na, wir wollen nachsehen," spricht Unteroffizier Schröder. Und bei diesem Nachsehen findet er unter irgend einem Bett irgendwelchen Schmutz.

„Nennst Du das sauber gemacht?", fährt er mich an," nein mein Junge, ich werde Dir erst mal lernen, wie man richtig Stubendienst macht."

Nach einer halben Stunde wieder dasselbe Theater. Schröder findet wieder etwas. Und ich muß nach und nach sämtliche Betten von oben bis unten säubern, muß den Ofen in- und auswendig reinigen, Jahre alten Schmutz aus der Ofenröhre entfernen, und dergleichen Dinge mehr.

Es ist mittlerweile 10 Uhr geworden, die noch auf der Stube liegenden Kameraden gehen schon zu Bett und ich bin immer noch mit dem Stubendienst beschäftigt. Mit 5 Eimern Wasser habe ich bereits die Stube gescheuert und geschrubbt, der Schweiß steht mir auf der Stirn, die Wut und Empörung in mir wächst gigantisch und ich weiß, sie wird sich

in furchtbarer Weise entladen. Aber ich weiß noch nicht wie.

Es ist 11 Uhr abends geworden. 5 Stunden melde ich bereits „Stubendienst übergeben“ und mein Kamerad Meier meldet „Uebernommen.“

„Na, wir wollen jetzt nochmal nachsehen,“ spricht Unteroffizier Schröder. „Was meinst Du, wenn Du erst mal Unteroffizier wirst, wie schön Du Deinen Leuten das beibringen kannst.“

Mit leichenblasser Miene und verbissenen Lippen stehe ich dabei und murmele automatisch ein „Jawohl, Herr Unteroffizier.“

Er sieht wieder nach und findet natürlich wieder etwas. Ja wie lange soll das noch weiter gehen, frage ich mich selbst.

Es ist Mitternacht. Fast alles schläft schon, nur ich und Meier murksen noch herum. Der Krug ist bald voll, noch einige Tropfen und er läuft über.

„Bis morgen früh um 6 Uhr bin ich Unteroffizier vom Dienst“, grinst mich Schröder an, und bis dahin wirst Du ja alles schön gemacht haben.“

An der Stube ist nun bald nichts mehr auszusetzen. Schröder fängt jetzt an, mein Spind zu revidieren. Natürlich findet er Tausenderlei.

Ein Uhr nachts ist es geworden. Ich habe das Gefühl, daß dies die letzte Meldung ist, die ich dem Schröder mache, mag dann kommen, was will.

Und ich melde: „Stubendienst übergeben“ und mein Kamerad Meier „Stubendienst übernommen“ . . . 7 Stunden lang.

Da geht jetzt der Unteroffizier Schröder auf eine große Waschschüssel aus Porzellan zu, die auf irgend einem Tisch steht.

„Du dreckiger Schweinskopf“, fährt er mich an, „siehst Du denn nicht, daß in dieser Schüssel alte Schmutzschrammen drin sind, die Du erst rausmachen mußt?“ (Es sind in das Porzellan irgendwie hereingekommene Schrammen, die überhaupt nie herausgehen.)

Jetzt ist das Maß voll. Der Wahnsinn oder die Verzweiflung packt mich, mein Selbstbewußtsein empört sich, ich stelle mir Fragen, was das denn alles mit „in den Krieg ziehen“ zu tun habe, etc. Ob es draußen im Kampf gegen die Russen und Franzosen wohl auch so ein Theater gäbe, so ein Theater in den eigenen Reihen? . . .

„Was sinnst Du denn, wirds bald, Du willst wohl noch zwei Stunden Strafexerzieren, warte, das kannst Du auch noch haben,“ schnauzt mich der Unteroffizier Schröder an.

Ich weiß nicht, was ich tue ich reiße mein Koppel ab, werfe es auf die Erde, ergreife die Porzellanschüssel und stürze mit dieser auf den Unteroffizier Schröder los. Ich schleudere sie direkt auf seinen Kopf. Er springt zur Seite und die Schüssel zerschellt am Boden in tausend Scherben.

Mit einem Ruck fliegt alles aus den Betten. Der Unteroffizier Schröder zieht eine Trillerpfeife und auf seinen Pfiff stürzen von allen Seiten Leute herbei. Ich stehe entgeistert da, werde hinunter auf die

Wachstube geführt, wo ich die ganze Nacht, ohne zu schlafen, zubringe.

Am Morgen meldet der Unteroffizier Schröder die Sache dem Feldwebel. Dieser sie dem Kompagnieführer, einem Leutnant, der keine große Rolle weiter spielt und dieser gibt die Meldung dem Adjudanten Herrn Oberleutnant von Lamm weiter.

Der Oberleutnant von Lamm kommt sofort zu mir und spricht begütigende und herzliche Worte. Er stellt ein genaues Verhör an und da der obige Sachverhalt von vielen Kameraden bezeugt werden kann, ist das Ende vom Liede, daß ich versetzt werde und der Unteroffizier Schröder einen starken Verweis erhält.

Ich habe jetzt den Wunsch gehabt, daß ich dem Unteroffizier Schröder einmal als Vorgesetzter begegnen möchte und daß ich dann kraft der militärischen Autorität mein Mütchen an ihm kühlen möchte.

Was wäre wohl geworden, wenn der Oberleutnant von Lamm ebenso wie der Unteroffizier Schröder mich „gefressen" gehabt hätte? . . .

Ich erfahre dann noch, daß Unteroffizier Schröder von Beruf Ackerknecht gewesen ist, der beim Militär 10 Jahre bereits gedient hatte. Er ist noch nicht weiter befördert worden, da er kaum imstande gewesen ist, seinen Namen zu schreiben, geschweige denn irgendeinen Schriftsatz anzufertigen, wie eine militärische Meldung oder dergleichen. Seine Hauptstärke ist deshalb das Soldatenschinden gewesen.

Er gilt als der größte Soldatenschinder in seinem Regiment.

Solche Beispiele lassen sich in Mengen aufführen, solche des Unteroffiziers Schröder und solche des Oberleutnants von Lamm.

Es gibt in der Armee Tausende Schröders und Tausende Lamms.

Dieses Beispiel ist angeführt, um einen Einblick in die Werkstatt eines Soldatenschinders zu geben. Solche Fälle hat jeder Soldat, entweder an sich oder an anderen Kameraden erlebt. Wenn er ehrlich ist, muß er das zugeben.

Indirekt ist dieser Vorfall meine Lebensrettung. Wenn gleich mir eine schnellere Beförderungschance durch die Versetzung verloren geht und ich die nächsten Jahre im größten Schlammassel als gewöhnlicher Soldat erleben muß, bin ich unfehlbarem und sicherem Heldentod entgangen. Von meinen früheren Kameraden aus der Unteroffizier Schröder-Zeit lebt nicht einer mehr. Sie sind schnell befördert worden und schnell den Heldentod gestorben.

Vielleicht sind sie die Glücklicheren.

*

Der Allmächtige bei jeder Truppe ist der „Spieß", . . . der etatsmäßige Kompagniefeldwebel. Er hat gewöhnlich oder fast immer eine Machtstellung, die in den Befugnissen weiter geht, als die junger Truppenoffiziere.

So ist es auch hier. Der Hauptmann bestimmt z. B. den Etatmäßigen, die Zugoffiziere zu verteilen. Der Feldwebel kann das dann ganz nach seinem Gutdünken machen. Wenn z. B. die jungen Offiziere beim Appell versammelt sind, nimmt der Etatmäßige vor ihnen wohl eine militärische, stramme Haltung ein und sagt dann: „Der Herr Hauptmann haben befohlen, Herr Leutnant X zum dritten Zug, Herrn Leutnant Z zum zweiten Zug, etc." während der Feldwebel in Wirklichkeit die Einteilung selbst vornimmt.

Daß sich die etatmäßigen Feldwebel Dinge herausnehmen, die ebenfalls einem normalen Menschen den Verstand stehen lassen, tritt sehr oft ein.

Eines Morgens ist alles angetreten. Der Hauptmann ist persönlich nicht zugegen, folglich hat die Kompagniemutter, der Etatmäßige, die Allmacht. Regnerisches Wetter ist es, Schmutzpfützen.

„Alle Katholiken links heraus", brüllt der Feldwebel.

„Alle Katholiken hinlegen", schreit er weiter.

„Alle Katholiken auf — hinlegen — auf — hinlegen — eintreten" — von oben bis unten bespritzt stehen sie da und müssen sich ihre Kleider säubern.

Ohne die geringste Begründung hat der Etatmässige sich diese Sachen erlaubt. Was kann ein Mensch dafür, welchen Glauben er hat, frage ich mich. Was hat die Religion überhaupt mit vaterländischer Verteidigung zu tun? Hat Kaiser Wilhelm nicht gesagt, daß alle Parteien gleich sind, dann doch wohl erst recht die Religionen im Lande?

Ein weiterer Fall fällt mir ein, der hier einzureihen ist. Es gibt zum Mittagessen Schweinebraten. Da ist ein jüdischer Kamerad unter uns, ein netter, anständiger und kameradschaftlich gesinnter Mensch. Er ist in seinem Glauben streng erzogen und ißt wohl meistens nur koschere Speisen. Jetzt ist er gerade dabei, seine Portion Schweinefleisch zu verschenken, da maßt sich ein Unteroffizier an, ihm zu befehlen, das Schweinefleisch zu essen. Der Unteroffizier droht ihm sogar, ihn wegen Gehorsamsverweigerung zu melden. Ein unerhört harter Kampf hat sich hier in dem jüdischen Kameraden abgespielt. Er steht derart unter dem Respekt des Militarismus, daß er mit größter Selbstüberwindung dies Opfer bringt und das erstemal in seinem Leben seinen religiösen Brauch bricht und Schweinefleisch ißt. Ich hätte es nicht getan, ich hätte eher dem Unteroffizier, der diesen gegen das persönlichste Empfinden verstoßenden Befehl verlangt, das Schweinefleisch ins Gesicht geworfen, genau wie ich den Unteroffizier Schröder mit der Waschschüssel behandelt habe.

Solche Mißstände sind erlebt worden und lassen sich nicht auslöschen.

Es ist wohl so, wie sich auch der Kampf zwischen den Religionen nicht auslöschen lassen wird und sich unter religiös veranlagten Menschen immer abspielt.

Ein ähnlicher Fall wie mit dem Unteroffizier Schröder kommt hier auch vor, ich bin aber nicht

sein direktes Opfer, sondern erlebe ihn nur als Beobachter an Anderen.

Die unglaublichsten Befehle werden von diesem Mann, der im Zivilberuf Straßenbahnschaffner ist und der sich wohl auf einer gewissen Höhe seiner Macht dünkt, erteilt.

Eines Tages kommt er wie ein Wilder in das Zimmer gestürzt und gibt den widersinnigsten aller Befehle, nämlich mit den Zahnbürsten die Stube zu schrubben, doch hierüber ärgern wir uns nicht sondern kommen dieser Anordnung mehr mit Humor nach. Im Nähen bekommen wir besondere Instruktionen. Der gute Mann will vielleicht aus uns allen Schneider machen. Wasser müssen wir in kleinen Feldbechern vom Brunnen des Hofes herauf holen, um recht oft hinauf und hinuntergehen zu müssen.

Eines Tages geht es diesem Unteroffizier aber schlecht: Er wird auf der Straße jämmerlich verprügelt und niemand weiß, von wem.

Zum Unterschied mit den Erlebnissen à la Unteroffizier Schröder will ich das alles mehr oder weniger als militaristische Plänkeleien bezeichnen, die sich bald verlieren, je mehr der Tag herantritt, wo es ins Feld gehen soll. Manchem Soldaten schindenden Chargierten wird es ganz anders zumute, wenn es eines Tages heißt, er müsse dann und dann abrücken. So ein Befehl ist oft der Vorgeschmack für blaue Bohnen. Aus einem eingebildeten Vorgesetzten ist da oft in der Garnison noch ein herabsteigender, zu mindest Güte und Wohlwollen markierender Kamerad geworden. Man

konnte ja auch nie wissen, ob man sich im Felde nicht wieder trifft und was da alles in Not und Tod für Situationen kommen können.

Aehnlich wie der etatmäßige Feldwebel bei der Kompagnie eine große Rolle spielt, spielt sie beim Divisionsstab der Generalstabsoffizier, der Generalstabshauptmann. Er hat es unter Umständen ganz in der Hand, zum Angriff befohlene Truppenteile nach seinem Ermessen zu verteilen. Er kann dieses und jenes Regiment an eine ruhige Front stellen und ein anderes wieder an einen Brennpunkt des Kampfes.

Es ist manchmal das persönliche Verhältnis des Generalstabsleutnants zu dem Bataillons- oder Regimentskommandanten ausschlaggebend.

In dem Generalstabszimmer befindet sich auf einem Tisch eine Reliefkarte, auf der die ganze Front und die Stellungen der Truppenteile durch Fähnchen markiert sind. Jede Veränderung, ob vor- oder rückwärts, wird sofort vermerkt. Ganz besonders vertrauenswürdig erprobte Leute, denen über das geringste Vorkommnis bei Vermeidung hoher Strafen strengste Schweigepflicht auferlegt ist, versehen in diesem Zimmer zeitweilig ihren Dienst. Der Division unterstehen einige Brigaden mit so und so vielen Infanterie- und Artillerieregimentern und anderen Truppenteilen.

Die Hauptkampftruppe in diesem Kriege ist die Infanterie und die Artillerie.

Es wird beispielsweise der Befehl gegeben, zwei Infanteriebataillone sind dort und dort zur Verstärkung einzusetzen, da hat es dann der Generalstabshauptmann in der Hand, die ihm gutdünkenden Truppenteile an diese Front zu befehlen.

Es muß oft bei der Einsetzung von Truppen von vornherein mit großen Opfern gerechnet werden, um einen Platz überhaupt nehmen zu können, müssen manchmal Hunderte Menschen geopfert werden. Das ist der Einsatz des Krieges, wenn die Strategen einen solchen für notwendig halten, wird er eben gemacht. Der Generalstäbler hat es dann in der Hand, diese oder jene Truppentteile dem Tod als Ernte zu bringen.

*

So rückt auch für mich der Tag heran, wo es heißt ins Feld. Draußen, im Westen und Osten tobt der Kampf, er hat jetzt schon gigantische Formen angenommen und an beiden Fronten geht es unausgesetzt vorwärts. Von unserer Seite folgt ein Sieg nach dem anderen. Eine Eroberung nach der anderen. Die Kriegsberichte verkünden es täglich in ausführlicher Weise. Ja, mein Vater hat Recht gehabt, als er mir beim Abschied gesagt hat, daß wir bestimmt gegen jeden Feind siegen werden und daß es keine Macht der Welt gibt, die unseren Siegeszug aufhalten könne.

Gewiß war gegenüber der ersten stürmischen Siegeszeit mit den Siegesnachrichten eine gewisse Verlangsamung eingetreten. Bei manchen mag das

Ungeduld, Warten und Spannung erzeugt haben, was nicht leicht zu ertragen ist. Auch mir geht es so. Meine Kameraden und ich haben direkt Angst, nicht mehr ins Feld zu kommen. Der Krieg könne schnell beendet werden . . .

Nun vergegenwärtigen wir uns doch zum Trost die Lage unserer Feinde. Was haben sich wohl die Franzosen und Russen gewünscht und sicher angenommen? Daß sie sich bald in Berlin treffen werden. Aber wie sieht es in Wirklichkeit aus? Unser tapferes Heer steht im Osten bereits vor Warschau und im Westen sind Calais und Dünkirchen bedroht . . . und nicht lange wird es dauern, daß Paris daran glauben muß.

Es kommen einige Verwundeten-Transporte. Ich habe Gelegenheit mit den verwundeten Kameraden zu sprechen. Das eiserne Kreuz schmückt ihre Brust und aus ihren Augen sehe ich ein gewisses heiliges Feuer leuchten und einen tiefen Dank, daß es ihnen vergönnt ist, ihrem Vaterland treu zu dienen. Die verwundeten Kameraden können gar nicht früh genug den Tag wieder herbeisehnen, wo sie wieder gesund sind, um wieder vor den Feind hinauszukommen.

Welch anderes Bild dagegen muß bei den Feinden herrschen. Ich spreche mit einem verwundeten Franzosen in seiner Sprache, was denselben sehr gesprächig macht. Er sagt mir, daß das französische Volk den Krieg nie gewollt hat, daß es nur die Politiker in Frankreich sind, die das Volk in den Krieg gehetzt haben.

„Nous ne désirons que la paix“ (Wir wünschen nur den Frieden) sind seine letzten Worte.

Von der anderen Front sind auch verwundete Russen mitgekommen, die sich hier wohl auf einer Durchgangsstation befinden. Die Ablehnung der Russen dem Kriege gegenüber ist noch gewaltiger. Sie wollen gar nichts damit zu tun haben.

„Panje in Deutschland sein gut, nix Krieg“ kauderwelscht einer mit gemischten deutschen und russischen Worten. Ich sehe den Leuten an, wie glücklich sie sind, daß sie sich in Gefangenschaft befinden.

Solche Bilder sind erhebende Momente des Krieges gewesen, sie können Uebel wie militärische Unteroffiziersschikanen vergessen machen und so ist denn auch eine tatsächliche Begeisterung vorhanden, als wir uns feldmarschmäßig rüsten.

Kurz vor dem Auszug versammelt uns noch einmal der Kommandeur und hält uns eine begeisterte Rede, ungefähr folgenden Wortlautes:

Kameraden!

„Die heiligste Pflicht eines jeden Deutschen ist die nationale. Unser Vaterland steht frei und groß da, wie wir es von unseren Vätern und Großvätern empfangen haben. Deshalb ist es unsere Pflicht, es ebenso frei und groß an unsere Kinder und Enkelkinder weiter zu geben. Dies ist unser unerschütterlicher Standpunkt. Wie gern hätten wir diesen in friedlicher Weise durchgefochten. „Aber niemand kann in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt“. So ist es hier. Deshalb

blieb uns nichts anderes als der Krieg und wir müssen ihn weiter führen, bis wir unser Ziel erreicht haben. Und wir werden es erreichen. Seien wir eingedenk des alten Lutherwortes: „Und wenn die Welt voll Teufel wär, und wollt uns gar verschlingen, so fürchten wir uns nicht so sehr, es soll uns doch gelingen.“ Und so werden wir siegen, weitersiegen, wie wir bisher gesiegt haben, und wenn sich die ganze Welt gegen uns stellen sollte.

Das Blut der Kameraden, die bisher den Heldentod starben und der, die ihn tapfer und mutvoll weiter zu sterben wissen werden, ist nicht umsonst geflossen und wird nicht umsonst fließen. Es ist wie die Saat des Frühlings, die im Sommer aufgeht, keimt und im Herbst Früchte bringt. Diese Früchte sind der Sieg auf der ganzen Linie.

Und Kameraden, die ihr heil zurückkehren werdet, ihr werdet als die Sieger gebührend empfangen.

Glückauf und Gott mit Euch!“

So ungefähr sprach der Kommandeur. Diese Rede hinterläßt auf uns einen ungeheuren Eindruck und geistig sichtlich gestärkt bereiten wir uns zum Auszug ins Feld vor.

Aehnliche Reden, aber doch mehr mit kirchlichem Beigeschmack hören wir verschiedentlich noch in den Kirchen.

Wirklich es ist so. Das ganze Volk ist wie ein Mann aufgestanden, um den Feind zu schlagen.

*

Die Reise zur Front verläuft glatt. Mit Verpflegung und Liebesgaben aller Art werden wir reichlich gespickt. Truppen werden eingeladen, ausgeladen und umgeladen. Ueberwiegend frische und frohe Gesichter. Disziplin musterhaft.

Ankunft in der Etappe. Von den hier diensttuenden Soldaten werden wir beneidet, daß es uns vergönnt ist, an die Front zu kommen. (Nachher war es umgekehrt) Verschiedene, ganz patriotische, versuchen sogar, sich in die Fronttruppen mit einzuschmuggeln. Als wir die Stellung bezogen haben, wird mir der Fall eines Pionieroffiziers bekannt, der als Disziplinarstrafe aus der Front in die Etappe versetzt wurde!

Je mehr wir uns der Front nähern, umso ungewohnter wird die Stimmung. Etwas eigenes, undefinierbares, nebelhaftes beschleicht uns. Der Kanonendonner dröhnt. Wir nähern uns ihm immer mehr. Nachts passieren wir granatspeiende Geschütze, schwere Feldartillerie, die wir jetzt im Rücken haben. Die Granaten unserer Leute sausen über unsere Köpfe hinweg, um kilometerweit hinter der feindlichen Front einzuschlagen. Wir beziehen eine dritte oder vierte Stellung von vorn, vermutlich will man uns Neulinge erst die Suppe kosten lassen, bevor man uns den Braten serviert. (Wir sollen ihn früh genug bekommen).

Es ist so kein rechter Angriff, was da im Gange ist. Der Kamerad Müller, ein Junge von 18 Jahren, ein flinker, ungeduldiger und nervöser Mensch, kann die Zeit nicht erwarten. Er geht aus dem

Graben heraus, hebt seinen Kopf höher und höher, um etwas sehen zu können. Zum Ueberfluß hat er noch ein Fernglas bei sich, durch welches er jetzt schaut.

„Tick", geht es, ich höre es deutlich, es ist als wenn man eine Murmel auf eine Eisenplatte wirft, und unser Kamerad Müller sinkt hintenüber. Ein Scharfschütze von drüben hatte sich ihn als Zielscheibe ausersehen. Wir betten ihn in den Unterstand auf eine Pritsche, ein Sanitäter bemüht sich um ihn, öffnet ihm den Uniformrock, Blut sickert durch. Die Augen des Sanitäters weiten sich:

„Wieder so eine verdammte Panzerplatte", sagt er.

Wenn die feindlichen Stahlgeschosse aus einer bestimmten Entfernung auf diese Panzerplatten einschlagen, wirken diese nicht als Kugelfänger, sondern genau entgegengesetzt. Sie machen aus den Kugeln ein Dum-Dum-Geschoß.

Voller Entsetzen sehe ich mir auch die Wunde meines Kameraden Müller an. Er hatte um die Brust so eine Panzerplatte gehängt, wie sie in der Heimat als „garantiert sicherer Kugelfang" verkauft worden waren. Durch den Anprall der feindlichen Kugel war von dieser Platte ein Stück in die Brust gerissen worden und hatte sofort die tödliche Verwundung angerichtet. (Diese Panzerplatten wurden später verboten.)

Der Kamerad Müller öffnet noch einmal die Augen, lallt einige unverständliche Worte, sieht uns traumverloren an und aus ist es.

Sein Krieg war schnell vorüber, einen Tag hat er nur gedauert.

Dies ist der erste erschütternde Todesfall am ersten Tage im Felde.

Vielen ist es noch so ergangen. Sie waren nur einen Tag, nur einige Stunden draußen und es ereilte sie ihr Schicksal.

Das Verhältnis der Vorgesetzten, insbesondere der unteren Vorgesetzten zu den Kameraden ohne Charge ist hier in der Front doch ein anderes, das „Militärische" ist zum großen Teil weggefallen, denn es geht um Leben und Tod und Mann ist schließlich Mann.

Und wenn es doch jemand gewagt hätte, zu schikanieren, fraglich, ob er den nächsten Sturmangriff überstanden hätte, man kann nie wissen . . .

Die ersten Tage an der Front verlaufen fast gleichmäßig. Hin und wieder einschlagende Granaten, in der Luft platzende Schrappnells, einige Verwundete und Tote.

Höchste Alarmbereitschaft. Wir wissen, unsere erste Feuerprobe steht uns bevor. Aeltere Kameraden, die das schon kennen, versuchen uns gegenüber ein gleichgültiges Gesicht zu machen, aber wir sehen ihnen doch an, daß es ihnen ernster und weher ums Herz ist, als sie zugeben wollen. Der Kanonendonner vor uns wird drohender und rollender. Es ist schließlich ein einziges Getöse.

In einer verstohlenen Ecke sehe ich, wie ein Kamerad eine Taschenbibel aus dem Brotbeutel zieht und darin andächtig liest. Er wird nicht gestört.

„Den beneide ich", sagt der Gefreite Kutschbach.

„Warum beneidest Du ihn denn, Kamerad?" erwidere ich.

„Um seinen Glauben."

Ich beneide jeden Menschen, der überhaupt an etwas glaubt, ich habe den Glauben an allem verloren. Ich glaube weder an Gott noch an die Menschen. Die Bitternisse des Lebens haben mir jeden Glauben genommen."

„Es ist mir auch gleichgültig, ob ich heute falle oder morgen, ich habe nun schon Sturmangriffe mitgemacht, aber Du siehst, Unkraut verdirbt nicht. Na, mal sehen wie die Chose heute verläuft."

Ich weiß darauf nichts zu erwidern, da ich das Leben vor dem Krieg nicht gekannt habe.

Es ist tatsächlich so: Manch einer, der am Leben hängt und so gerne weiter leben will, der fällt beim ersten Angriff, oder nicht einmal das, er kommt zu keinem Angriff, ihn trifft ein verirrter Gewehrschuß oder Granatsplitter, oder er läßt sich durch Unvorsichtigkeit von einem Scharfschützen abknallen, wie es dem Kamerad Müller ergangen ist.

Und manch einer, dessen Leben schon vor dem Kriege verbittert ist, der es direkt als eine Last empfindet, der scheint feuerfest zu sein. Er kann aufrecht durch das stärkste Gewehr- und Granatfeuer gehen: rings um ihn fallen alle, ihn aber trifft keine Kugel. So geht es dem Gefreiten Kutschbach dauernd.

Wo liegt da des Rätsels Lösung? In solche Gedankengänge komme ich hinein, philosophiere da-

rüber und weiß selbst nicht, ob ich nächste Stunde noch leben werde.

Es dunkelt. Von vorn blitzen in verschiedenen Richtungen Scheinwerfer, Leuchtkugeln in allen Farben steigen auf. Die Nacht wird den Angriff bringen.

Es ist höchste Alarmbereitschaft. Unsere Artillerie eröffnet ein fürchterliches Feuer. Die drüben erwidern es in nicht minder heftiger Weise. An die Infanterie ergeht der Befehl zum Sammeln, zum Ausschwärmen, zum Sprung auf, marsch, marsch. Der Kampf setzt in höchsten Formen ein. Es geht vorwärts. Es gibt kein Zurück. Wohin es geht, weiß niemand. Vor uns, links und rechts von uns, über uns kracht, zischt und blitzt es. Schwere Feldgeschoße, die um uns herum einschlagen, reißen trichterförmige Löcher in die Erde und werden diese als willkommene Deckung benutzt. Es scheint ein Gesetz des Zufalls zu sein, daß an dieselbe Stelle, wo eine Granate einschlug, eine zweite nicht mehr einschlägt. Das hatte man uns schon in der Garnison erzählt. Dieser Gedanke schwebt mir vor, als ich mich in so ein Loch werfe und mich instinktiv mit Erde bepacke. Doch es muß ja weiter gehen. Und so krieche ich aus diesem Erdloch heraus. Es geht immer weiter, gerade aus. Die feindliche Front vor uns muß ins Wanken gekommen sein. Es gibt aber keinen Stillstand. Der Boden rings herum ist mit Leuten bestreut, mit Menschen beider Teile, die soeben gefallen sind und auch solchen, die noch teilweise leben. Es ist

dies kein Nahkampf von Mann zu Mann, die Hauptarbeit besorgen die Gewehrkugeln.

Links von uns ist ein Maschinengewehr von unserer Seite eingesetzt, dem bald vier oder fünf weitere folgen und jetzt wird alles restlos niedergemäht, was nur irgendwie in dessen Bereich kommt. Die Nacht neigt sich dem Ende zu und das ganze Feld leert sich.

Was übrig geblieben ist, sammelt sich an den für diesen Zweck kenntlich gemachten Orten.

Das Endresultat oder der Erfolg dieser Nacht ist der, daß ein Stück Land gewonnen ist, welches beiderseits ein Opfer von mehreren hundert Toten gekostet hat.

Kutschbach war nicht unter diesen.

Anstelle dessen aber viele andere, die noch so gerne gelebt hätten.

„Dies war nur eine Plänkelei im Verhältnis zu dem, was schon war und was noch kommen wird", spricht man allenthalben.

Wir Neulinge haben aber einen gewissen Begriff vom Krieg in der Front erhalten.

Es geht in die Stellung zurück. Die nächsten Tage verlaufen auffallend ruhig. Die Stimmung unter uns ist gut. Es werden viele Briefe nach Hause geschrieben. Der Dienst wird richtig eingeteilt. Es sind viele Freistunden vorhanden, die wir mit Kartenspiel, Dame und Mühlenspiel sowie mit Witzeerzählen verbringen. Die Stimmung ist voller Optimismus. Wenn auch der Vormarsch aufgehalten

ist, so rechnet man mit einer großen Ruhe vor dem Sturm. Wir sind der Ansicht, daß der Krieg nicht mehr lange dauern kann, daß wir den Feind an allen Fronten bald geschlagen haben.

Wir umgaukeln uns mit rosigen Zukunftsplänen, jeder seinem Beruf und seinem Herkommen entsprechend. Wir sind uns der militärischen und wirtschaftlichen Stärke unseres Vaterlandes bewußt. Die täglich herauskommenden Kriegsberichte werden mit Eifer und Interesse gelesen. Sie sind im Großen und Ganzen günstig. Liebespakete werden verteilt. Beim Oeffnen solcher finden wir originelle Briefe mit originellen Begleitschreiben darin.

„Seht mal, was ich hier habe", ruft der kleine Reich, ein blondes Jüngelchen, viel zu jung und viel zu schmächtig um hier einen Soldaten zu spielen, dabei hält er einige Paar Socken in die Höhe und liest von einem großen Briefbogen vor:

Socken!

Wir warmen weichen Socken,
Sind nicht fürs Stubenhocken,
Wir stiefeln mit in Sturm und Schlacht,
Tun unsere Pflicht bei Tag und Nacht,
Wenn auch die Fetzen fliegen,
Wir siegen!

Ich finde in einem Päckchen Feldpostkarten folgenden originellen Spruch:

Feldpostkarten!

O laßt nicht auf Euch warten,
Vom Kaiserschloß zum Wächterhaus,
Die Männer zogen alle aus,
Die Frauen aber warten . . .
Auf Feldpostkarten.

Ein anderer Kamerad findet bei einem Päckchen Bleistifte folgenden Vers:

Der Bleistift, sonst ein schwacher Schelm,
Heut trägt er auch den Eisenhelm,
Wird nicht im Kampfe feiern,
Die Fabers, das sind Bayern!

Hieraus ersehen wir, daß die Stimmung bei uns daheim gut ist, denn nur einer solchen können derartig poetische Ergüsse entspringen. Aus der Heimat neu angekommene Truppen bestätigen uns dies auch. Rührende Geschichten von Vaterlandsliebe und Opfermut werden laut. Da erzählt uns der Kamerad Weiser in seinem Dorf, welches in einer Einöde liegt, zwei Stunden von der nächsten Bahnstation entfernt, wie die älteste Bewohnerin, ein 80 jähriges Mütterchen, den Aufruf, sämtliches Gold zur Reichsbank zu bringen, aufgefaßt hat.

„Bring das Gold zur Reichsbank", ist auf allen Plakaten zu lesen und diesem Ruf zufolge erscheint das uralte Mütterchen bei der nächsten Zahlstelle mit einem Säckchen Gold, es sind hundert

Goldstücke, und zählt diese dem Kassierer säuberlich und umständlich auf. „Hier ist mein Opfer, was ich dem Vaterland bringen kann.“ (Es waren die gesamten Ersparnisse der Greisin.)

Nachdem Sie es aufgezählt hat, geht sie stolzen Hauptes von dannen.

Der Kassierer blickt ihr erstaunt nach und ruft sie zurück:

„Mütterchen, ihr vergeßt ja Euer Geld mitzunehmen“, sagt er und zählt ihr dabei 20 Hundertmarkscheine hin.

Die Greisin sieht den Kassierer ganz erstaunt an und fragt, was sie denn mit dem Geld solle? . . . .

Die gute Alte hatte die Meinung, das Gold zur Reichsbank zu bringen, so aufgefaßt, daß jeder sein Gold dem Vaterlande zum Geschenk machen müsse, daß es sich nur um einen Umtausch in Papiergeld handelte, daran hatte sie nicht gedacht. . .

Ist das nicht ein Zeichen eines größtmöglichsten Opfersinnes?

Solche Berichte und Erzählungen aus der Heimat stärken uns natürlich in hohem Maße. Zuversichtlich sehen wir dem Morgen entgegen.

Unerbitterlich und weiter tobt der Kampf. Angriffsplänkeleien von unserer oder der anderen Seite, wie die vorher beschriebenen, wiederholen sich mit ähnlichen und anderen Situationen oft. Wir rechnen aus, daß der Krieg bis Weihnachten zu Ende sein muß.

Wir sind ein großes Stück Land weiter vorgerückt und haben festere Stellungen bezogen. Ein großer, erbitterter Kampf ist in Vorbereitung. Der Major kommt zu uns in den Unterstand.

„Wer will sich das Eiserne Kreuz verdienen?“ fragt er. Natürlich stürzen wir alle vor. Ahnungslos, wir wissen nicht, daß es der Weg in den Tod ist.

Der Major greift irgend einen heraus. Voller Stolz, der Auserwählte zu sein, geht ein Lächeln über das Gesicht des jungen Soldaten. Es ist aber das Lächeln des Todes.

„Wenn Sie jetzt die Stellung verlassen, ca. 80 m links an den Wald herangehen, können Sie geradeaus einen Abhang sehen. Von diesem Abhang läuft ein Fernsprechdraht — schwarzes Kabel — dieses ist zerschossen —, Sie sollen es flicken. Nehmen Sie Isolierband und dazugehöriges Werkzeug mit. Nehmen Sie sich aber in acht, Sie müssen vom Walde aus auf dem Boden schrittweise entlang kriechen, oft anhalten, denn gerade die Stelle, wo der Abhang die Erde verliert, wo das zerschossene Kabel liegt, wird vom feindlichen Feuer berührt,“ spricht der Major.

Und der blutjunge Kriegsfreiwillige macht sich auf den Weg. Eine halbe Stunde später klingelt das Telefon im Unterstand, der Beobachterposten teilt mit, daß er gefallen ist, bevor er sein Ziel, die Reparatur des Kabels, erreicht hat.

Atemlos kommt der Major wieder zu uns.

„Das Kabel muß repariert werden, ich brauche die Verbindung zu der Artilleriebrigade drüben, am westlichen Wald, es gibt keine andere Möglichkeit. Eine Meldepatrouille kann nicht durchkommen, da hinter dem Abhang der einzige Zugangsweg unter Artillerie und Maschinengewehrfeuer des Feindes liegt. Euer Kamerad ist den Heldentod gestorben, der nächste Freiwillige vor."

Uns wird jetzt doch etwas anders zu Mute. Aber immerhin haben wir noch Mut. Vielleicht hat sich der soeben gefallene Kamerad nicht geschickt genug angestellt. Was ihm mißlang, kann uns gelingen. . .

Und so melden sich zögernd einige weitere.

Der Major greift einen heraus, der schon eine gewisse Patrouillen-Erfahrung besitzt.

„Also, gut obacht geben. Beim Kriechen am Boden mit den Händen ein Loch zu schaufeln versuchen und hier den Kopf einstecken. Ruhig einige Zeit so liegen bleiben."

Der zweite Kamerad geht diesen Todesweg. Auch er kommt nicht zurück. . . .

Als wir es erfahren und der dritte los soll, wird es uns ganz besonders eigenartig zu Mute. Ein Chargierter wagt sich die Bemerkung, daß dieser Weg der sichere Tod sei, ob es nicht bis Einbruch der Dunkelheit Zeit hätte.

„Dazu ist keine Zeit, ich muß die Verbindung früher haben." Der Major verspricht außer dem eisernen Kreuz einen Urlaub.

Und der dritte geht in den Tod.

Auch noch der Vierte.

Kutschbach, der an einer anderen Stelle im Graben Dienst tat, kommt soeben in unseren Unterstand.

„Da kommt der Kugelfeste, ihm wird es vielleicht gelingen", werden Stimmen laut, halb ernst, halb scherzhaft.

Und Kutschbach geht.

Atemlose Spannung bis zur nächsten halben Stunde. Wird es Kutschbach gelingen? Eigentlich ja, er ist ja unverwundbar.

Ja, es gelingt ihm tatsächlich das Kabel zu flikken, die Verbindung ist hergestellt. Kutschbach hat eine unendliche, große und wichtige Leistung vollbracht, die hunderten, ja tausenden Kameraden das Leben rettet. Die Artillerieverstärkung kann jetzt Befehle übermittelt erhalten und an der richtigen Stelle einsetzen.

„Der Gefreite Kutschbach wird zum Unteroffizier befördert, erhält das Eiserne Kreuz und acht Tage Urlaub", spricht der Major, freudestrahlend.

Doch Kutschbach erfährt nichts mehr von dieser Belohnung. Wer weiß, ob er sich überhaupt darüber gefreut hätte. Die Beförderung zum Unteroffizier hätte ihm eine kleine Aufbesserung gebracht, das Eiserne Kreuz, nun als offizielle Anerkennung und der Urlaub? Wer weiß, ob er überhaupt davon Gebrauch gemacht hätte. Er hätte vielleicht gar nicht gewußt, wohin er hätte fahren sollen.

Auf dem Rückwege von dem Kabel zu unserer Stellung ist Kutschbach gefallen. Er, der bis dahin Kugelfeste.

Nachts holen wir seine Leiche. Er liegt auf einer Bahre vor uns, der Kopf ist zugedeckt. Ich will behutsam die Decke abheben und ihm noch einmal ins Gesicht sehen.

„Laß Kamerad", fällt mir da ein Sanitäter in den Arm, „laß ihn ruhen . . ."

Im ersten Moment stehen wir etwas verblüfft da, dann jedoch beschleicht uns eine furchtbare Ahnung . . .

Ein Unteroffizier nimmt jetzt einfach die Decke vom Kopf weg. — Das Bild, was sich jetzt bietet, ist eins des Entsetzens und fürchterlichsten Grauens . . . „Nimmt jetzt einfach die Decke vom Kopf weg", sage ich, aber es ist ja gar kein Kopf da. Er ist durch ein Schrappnellgeschoß weggesägt. Die Schultern enden in einem feuerroten Baumstumpf.

Sekundenlang steht uns allen das Herz still. So hat also auch der bis dahin als kugel- und feuerfest geltende Pessimist Kutschbach ein Ende genommen.

So grausig dieser Anblick ist, so schmerzlos ist aber sein Tod gewesen. Denn das Grausige empfindet er ja nicht mehr, es ist für uns, die Ueberlebenden übrig geblieben.

Schon manches Mal habe ich Kutschbach beneidet.

Der nächste große Angriff ist im Gange. Die Hölle hat sich aufgetan. Ein Befehl überschreit den anderen, eine Reserve nach der anderen wird ein-

gesetzt. Infanterie-Maschinengewehrfeuer, Granaten, Schrappnells von leichter und schwerer Artillerie, dazwischen Fliegerbomben, alles ist in Betrieb. Unausgesetzt, unaufhörlich. Alles rennt, stürmt, vorwärts, rückwärts, wie es die Situation ergibt. Die Kraft des Einzelnen ist ein Nichts. Nur die Kraft der Gesamtheit kann etwas erreichen. Ueber hunderte Gefallene stürzen Hundert neue, die von hinten als Nachschub heranbrausen. Die Toten dienen zeitweilig als gute Deckung. Wer keinen Ausweg findet, kein Zurück oder Vor mehr sieht, der markiert den toten Mann, möglichst so, daß er zwei oder drei wirkliche Tote teilweise über sich legt und wenn er dann Glück hat, kann er so liegen bleiben, bis die dicke Luft sich verzogen hat.

Das Schlachtfeld ist ein Hexenkessel. Es brodelt und siedet in ihm, die Furien der Hölle scheinen losgelassen zu sein. Das Gefühl und die Handlung der Kameradschaft ist bei uns, sowohl beim Feinde fest. Gefangene zu machen, dazu ist keine Zeit, sondern nur zum Töten. Es geht einmal vorwärts und einmal rückwärts, wir überrennen Drahtverhaue, als sind es Streichholzschachteln. Aber auch der Feind ist nicht von Pappe. Mit zäher, verbissener Energie kämpft er, was das Zeug halten will.

Wie ein Aal winde ich mich durch die gefährlichen Situationen. Ich drücke mich vor einem Nahkampf, denn ich fühle mich zu schwach, um heute schon einem solchen gewachsen zu sein. Hinter körperlich stärkeren Kameraden suche ich Dekkung. Ein prächtiger Kerl ist der Kamerad Leh-

mann, eine Hüne von Gestalt, groß und breitschultrig, er schlägt alles kurz und klein. Er hat mich sozusagen unter seine Fittiche genommen, mehr als zehn Mal hat er mir das Leben gerettet, während es mir vergönnt ist, ihm nur einmal denselben Dienst zu erweisen. Ein großer, starker Charakter ist dies gewesen.

Lehmann schlägt mit dem Gewehrkolben um sich, daß die Fetzen fliegen, ich bin in seiner Deckung und spezialisiere mich aufs Schießen. Meine Gewehrpatronen sind alle, zum Glück habe ich noch eine Browning bei mir. Da sehe ich, wie ein feindlicher Soldat seitwärts auf Lehmann anlegt: da komme ich diesem zuvor und jage ihm eine Kugel mitten ins Gesicht.

Lehmann sieht mich dankbar an. Blitzartig hat er die ganze Situation überschaut.

Solche Bilder lassen sich unendlich viele beschreiben, sie zeugen vom hohen Lied der Kameradschaft in Not und Tod.

Als dieser mörderische Kampf sich seinem Ende neigt, wissen wir nicht, wer nun eigentlich gewonnen hat, wir oder der Feind. Was heißt überhaupt gewonnen?

Wenngleich wir wissen, worum wir kämpfen, worum schließlich jeder Soldat kämpft, auch der Feind, so sind wir doch alle nichts weiter als willenlose Werkzeuge der Macht, die uns in diese Situation versetzt hat.

Oder haben wir etwa einen persönlichen Haß auf den Feind, den wir befehlsmäßig und auch pflicht-

gemäß niederknallen? Sicher nicht. Er hat uns ja persönlich nichts getan. Er ist genau wie wir nichts weiter als ein winziges Rädchen in dem großen Uhrwerk. Den Heldentod gestorben sind unsere Soldaten und die der Feinde.

Blutig beginnt dieser Tag und blutig ist sein Ende.

Ich bin der Ansicht, daß ich wie durch ein Wunder lebend aus ihm davongekommen bin.

Das Schlachtfeld liegt wie eine Stätte des Grauens da, mit Tausenden Leichen von Freund und Feind übersät. Die Armeen haben sich gegenseitig in sicher scheinende Unterschlupfe zurückgezogen.

Ich beginne mir Gedanken zu machen, was dieses Menschenmorden eigentlich soll. Haben nicht die Diplomaten aller Länder versagt, um ein derartiges Blutvergießen zu vermeiden?

Nachts, nach diesem Kampf treibt es mich hinaus aufs Leichenfeld. Da sehe ich, wie ein Soldat sich über einen Toten beugt und ihm die Taschen durchsucht. Unvermittelt stehe ich hinter ihm. Er steckt sich gerade von dem Toten eine dick gefüllte Brieftasche ein.

„Also auch das gibts", denke ich, „Leichenfledderer." Der Uebeltäter hat mich noch nicht bemerkt. Urplötzlich schlage ich mit der Hand auf seine Schulter, just in dem Moment, als über uns ein Schrappnell platzt.

„Was tust Du da, Kamerad", fahre ich ihn an. „Sieh mal, das Schrappnell da oben kann Dich in dieser Sekunde treffen und Du bist in das Reich des Toten eingekehrt, den Du jetzt ausfledderst."

Der Fledderer sieht mich an, er greift mit seiner rechten Hand in seine Tasche, ich erwidere scharf seinen Blick, ich lese blitzartig, daß in ihm zwei Gedankengänge sich abspielen: Entweder mich einfach nieder zu knallen, was kommt es schließlich darauf an, oder mich durch irgend ein Mittel zum Schweigen zu bringen.

Und richtig, so ist's.

Er hat bemerkt, daß ich den Gedanken, mich um die Ecke zu bringen, pariere, denn auch ich greife in die Gegend, wo mein Browning sich befindet.

„Du bist ein jugendlicher und idealer Phantast, scheinst die Schnauze noch nicht voll genug zu haben. Oder Dir gehts im Zivilleben zu gut. Dummes Luder, nimm doch Vernunft an, hier komm her", sind seine Worte zu mir.

Dabei reißt er die soeben dem Toten entnommene Brieftasche auf und entnimmt dieser ein paar Banknoten, die er mir geben will.

„Und nun schweig," spricht er weiter.

Mich packt die hellste Empörung. Ich zwinge ihn unter Androhung der Meldung die Brieftasche zu dem Toten zurückzulegen.

Beschämt kommt er am Ende dem nach und trollt dann von dannen.

Auch ihn wird sein Schicksal erreicht haben.

Solche Leichenfledderer sind ein trauriges Kapitel des Krieges, das nicht tot geschwiegen werden kann.

Es mag diese in jeder Armee gegeben haben.

Das Schlachtfeld wird von Sanitätsmannschaften dann aufgeräumt. Kämpfe in dieser Art wiederholen sich fortgesetzt. Es ist im großen und ganzen immer dasselbe Lied. Die großen Granaten sind nicht so gefürchtet wie die kleinen, man hört und sieht sie kommen, man kann auf Sekunden genau den Aufschlag berechnen und vor ihnen rechtzeitig in Deckung gehen —, wenn sie ins offene Feld einschlagen.

Es geht Wochen und Monate so weiter, einmal hat der Feind die Ueberhand und einmal haben wir sie. Eines Tages werden wir aus der Front gezogen. Wir beziehen ein Quartier in der Etappe. Die Tage nehmen einen gleichmäßigeren Verlauf. Es wird regelmäßiger Dienst festgesetzt, Appell, Exerzierdienst und dergleichen, ähnlich wie es in der Kaserne war. Die Kompagnien werden mit Nachschub aus der Heimat aufgefüllt.

In diese Front scheint es nicht mehr zu gehen. Andere Vorbereitungen sind im Gange. Unsere ganze Division wird verladen und es geht nach dem entgegengesetzten Kriegsschauplatz.

Die Stimmung ist ernster geworden, denn nach unserer Berechnung hätte ja der Krieg schon aus sein müssen, und wir hätten längst als die Sieger

daheim sein müssen. Der Transport durch die Heimat verläuft ruhig, ohne nennenswerten Zwischenfall. Unterwegs haben wir eine vollständige Neu-Einkleidung vorgenommen, besonders werden warme Sachen gefaßt.

Zum Unterschied vom Krieg im Westen, der sich zum Stellungskrieg auswirkt, ist der Krieg im Osten der Krieg des Vormarsches.

Tag für Tag geht es unausgesetzt vorwärts. Es gibt kaum einen Halt, notdürftig werden Zelte errichtet oder wird in zerschossenen Dorfbaracken genächtigt. Durchschnittlich 4 Stunden von 24 Stunden und die andere Zeit geht es weiter. Der Krieg spielt sich leichter ab, da die Russen jetzt schon kriegsmüde sind. In großen Mengen werden sie gefangen genommen und sind froh darüber. Die Russen verlassen ihre Stellungen immer mehr nach rückwärts und geben immer mehr Land preis.

Mitunter verteidigen sie hartnäckig und zäh einen Ort, um letzten Endes auch wieder nachzugeben.

In Schützenlinie geht es unter dem Schutz des eigenen Artilleriefeuers im Sturmschritt vor. Die Granaten unserer Artillerie schlagen ununterbrochen in die zurückweichenden Russen und in ihre Feldbefestigungen im Osten ein.

Hinter uns steht eine 21 Zentimeter Mörserbatterie. Ich kann gut beobachten wie die Russen unter diesem Feuer ihre zusammengeschossenen Verteidigungslinien aufgeben und nach dem Sprichwort: „Rette sich wer kann“ handeln, von uns unausgesetzt verfolgt. Ich komme durch einen Graben in dem ungefähr 50 Russen in Angriffsstellung liegen. Wir stutzen, daß dieselben nicht fliehen und sind daher auf einen erbitterten Nahkampf gefaßt. Wir halten inne, um die Russen auf uns loskommen zu lassen, doch nichts geschieht.

Nanu! Was ist denn das?

Die ganze Schützenlinie ist vom Schicksal des Todes ereilt worden. Sie sind sämtlich mit Maschinengewehrkugeln gespickt. Die meisten befinden sich in derselben Stellung wie während des Kampfes, das Gesicht lediglich etwas heruntergesenkt, Lippen und Mund verzerrt. Andere sind wieder von den Kugeln gepackt worden, gerade in dem Moment, in dem sie zum Angriff aufspringen wollten, zusammengeduckt sind sie von dem tödlichen Blei durchsiebt worden.

Andere liegen auf dem Rücken, den erloschenen und erstaunten Blick zum Himmel gerichtet.

Ein anderes Bild des Grauens, Entsetzens und des Schmerzes.

Ein deutscher Soldat sitzt auf einem Baumstumpf, sein Blick ist irr und blöde. Mechanisch kaut er an einem großen Kanten Brot.

Nanu, was ist denn mit dem? Wir kommen näher und sehen, daß am linken Bein anstelle des Fußes ein schmutziger, eitriger Klumpen hängt. Der Fuß ist ihm abgeschossen. Die Wunde ist notdürftig

verbunden, Eiter, Blut und Schmutz ist um sie herum. Irgendwoher kommt ein junger Arzt.

Ich weiß nicht, ob das, was er zu dem unglücklichen Kameraden jetzt sagt, richtig ist.

„Kamerad, ich habe keine Narkose zur Hand, ich muß Dir das Bein absägen, willst Du, daß Du mit einem kunstgerechten Schlag vor den Kopf betäubt wirst, oder soll dieser Betäubungsschlag fortbleiben?"

Der gefragte Verwundete hat diese Worte vielleicht nur halb gefaßt, er erwidert lallend: „Warum willst Du mir denn no an Schlag geb'n, i hob ja scho an kriagt. Wann Du mir die Haxn absäg'n willst, nacha mach zu."

Vier inzwischen gekommene Sanitäter halten den Verwundeten fest und der Arzt sägt ihm mit einer kleinen silbernen Säge das Bein ab. Dieser Schmerz löst sich in ein Schreien aus, was wiederum kein Schreien ist. Es ist die Wiedergabe unartikulierter Laute des Entsetzens, des körperlichen Schmerzes in höchster Potenz, des beginnenden Wahnsinns.

Es gibt keine menschliche Ausdrucksweise, dieses wiederzugeben.

Am Schluß ist der Kamerad ohnmächtig. Er wird verbunden und mit tausend anderen nach rückwärts abtransportiert.

Ob er mit dem Leben davongekommen ist, ob er gestorben ist, ich habe nichts mehr von ihm gehört.

Solche Schmerzen aber haben Tausende und Abertausende Menschen ausgehalten aus Freundes- und aus Feindesland.

Wir kommen erschöpft und ermattet, den fliehenden Feind verfolgend, in irgend einem Dorf an.

Die Ueberbleibsel der nicht verbrannten Hütten dienen uns als Quartier. In einem russischen Kamin machen wir Feuer an.

Ich bin gerade am Ende des Kamins, Kamerad Schwarz bemüht sich umständlich das Feuer in dem Kamin in Gang zu bringen (er macht vielleicht das erste Mal in seinem Leben Feuer.).

Da ein furchtbarer Knall und ein Getöse. Wir fliegen alle in die äußerste Ecke. Die halbe Wand und das Dach stürzen ein und im Nu steht alles in Flammen.

Kamerad Schwarz wühlt in seinem Blute. Ihm ist die ganze Brust aufgerissen und verbrannt.

Sein Feueranmachen mußte der arme Junge mit dem Leben bezahlen. Der Feind hatte in den Oefen Brandbomben versteckt, die explodieren, sobald eine Flamme hereinkommt. Zu gleicher Zeit dieselbe Explosion in verschiedenen anderen Hütten des Ortes.

In den Kaminen darf nun kein Feuer mehr angemacht werden oder sie müssen vorher nach Bomben durchsucht werden.

Der Vormarsch geht unaufhaltsam vorwärts. Maschinengewehre, Geschütze, Munitionswagen, Fernsprechwagen, Trainkolonnen, Fuhrparkkolonnen ziehen in langen Reihen dem weichenden Feind nach.

Nach einigen Wochen scheint der Vormarsch ins Stocken zu kommen. Es werden andere Stellungen ausgebaut und bezogen.

Im Kampf selbst tritt eine ziemliche Ruhe ein.

Mit der Zivilbevölkerung, die in den Orten geblieben ist, herrscht ein durchweg harmonisches Verhältnis.

Von Schützengraben zu Schützengraben wurde ebenfalls ein fast harmonisches Verhältnis gebildet: Es wird mit dem Feind ein Austausch von Rauchwaren, Schnaps und Lebensmitteln vorgenommen.

Dies sind einige ruhige Wochen, die sichtlich allen gut tun. Das Leben nimmt direkt einen geregelten Lauf, auch der Dienst wird genau geregelt, der Dienst der Patrouillen, Vorposten und der Belegschaft der vordersten Gräben.

Bis aus dieser ruhigen und angenehmen Stellung eine Truppenablösung folgt und wir uns über kurz oder lang wieder im stärksten Vormarsch befinden.

*

„Hast Du schon einmal Läuse gehabt, lieber Leser?“ Ich wünsche sie Dir nicht.

Trotz möglichster, peinlichster Sauberkeit können wir den Läusen nicht entgehen. Eines Tages sind sie da. Ich finde zwei, drei, knipse sie tot, doch am nächsten Morgen sind es zwanzig, dreißig neue aus den Eiern herausgekrochen. Die Läuseeier befinden sich überall, in jedem Kleidungsstück und so sind aus den zwanzig und dreißig ganz schnell zweihundert und dreihundert geworden.

Die erste Zeit ist das ganz furchtbar gewesen.

Jedermann knipste Läuse tot. Es sind kleine Viecher, in der Mitte ein rötlich schwarzer Punkt, darum weißlich gelb, mit sechs Beinen. Wer nicht hinterher ist und seine Sachen täglich ablaust, der kann sich in einigen Tagen nicht mehr retten, aus allen Ecken und Enden kriechen sie hervor. Tausende Läuse bei einem Mann sind garnichts. Denn die Biester vermehren sich wie Unkraut, je mehr man ausreißt, je mehr wächst nach. Jede Laus die man tötet, hinterläßt 50 Nachkommen. Der ganze Körper ist mit Schrammen und Kratzwunden bedeckt, die bei manchem Kameraden gefährliche Formen annehmen.

Endlich triff die sogenannte Lausesalbe ein, eine gelbliche, wie Schmierseife aussehende Salbe. Hiermit reibt man den ganzen Körper ein. Das Zeug brennt mächtig, vor allen Dingen auf den Stellen, die zerkratzt sind.

Solange das Leben sich hier im Vormarsch bewegt, man wochen- und monatelang nicht aus den Kleidern kommt, man keine regelmäßige Gelegenheit zum Reinigen und Säubern hat, sind die Läuse nicht vollständig wegzubringen.

Hin und wieder ist Gelegenheit vorhanden, in einer Etappenbadeanstalt ein Entlausungsbad zu nehmen. Sämtliche Kleider, die man am Leibe hat, werden dann in großen Dampfkesseln entlaust. Gewiß hilft dies vorübergehend, aber sobald man wieder in den Vormarsch kommt, dauert es nicht lange und die ungebetenen Gäste sind wieder da.

Auch die Entlausung der Kleider in den Dampfkesseln hat nicht genügt, die an versteckten Stellen der Kleider gelegten Eier ganz zu vernichten.

Eine scheußliche Plage sind diese Läuse.

Ein Kamerad hat sich ganz wund gekratzt, es ist Schmutz in die Wunden kommen, er hat Blutvergiftung bekommen und ist daran gestorben.

Auch ein Heldentod!

*

In großer Sonnenglut beginnt dieser Vormarsch und jetzt ist es bitter kalt. Was ist angenehmer zu ertragen, Hitze oder Kälte?

Wenn beides in den höchstmöglichsten Graden vorhanden ist, dann ist die Kälte der Hitze vorzuziehen. Gegen die Hitze kann man sich kaum wehren, man kann nicht mit Eis heizen. Gegen die Kälte aber kann man sich besser wehren, indem man mit Kohle und Holz sich eine warme Stube macht.

Wenn aber Kohle und Holz nicht da sind und auch die Stube nicht da ist, vielleicht überhaupt kein Haus, keine Hütte, kein Stall, kein Dach, wo man unterkriechen kann, dann ist auch die Kälte furchtbar. Und das haben wir jetzt spüren müssen.

Wenn der Krieg in erster Linie dem Feind gilt, so gilt er in zweiter Linie jetzt der Kälte und dieser Kampf ist mitunter schlimmer, unerträglicher als der gegen den Feind.

Tag für Tag unausgesetzt vorwärts, in dicke Mäntel gehüllt, den ganzen Kopf umwickelt, daß nur Mund, Gesicht und Nase heraussehen.

Die Schnauze der Pferde ist ein einziger Eisklumpen, denn jeder Hauch, den die Tiere durch die Nüstern ausstoßen, wird zu Eis. Die Schnauzen der armen Tiere müssen direkt aufgetaut und umwickelt werden.

Manche Tiere sind während des Laufes erfroren. Sie stehen einen Moment still und klappen dann wie ein Taschenmesser zusammen. Es ist da nichts zu machen. Sie erhalten nur noch einen Gnadenschuß, damit sie sich nicht mehr lange quälen brauchen.

Kamerad Wegener hat einen Vollbart. Wenn er diesen frei in der Luft hängen läßt, ist er in fünf Minuten ebenfalls ein Eiszapfen. Ohren, Nasen und einzelne Glieder der Soldaten erfrieren in Massen.

Tunlichst wird jeden Tag ein Viertel-Liter Schnaps ausgegeben. Es ist streng verboten den Schnaps anzusammeln. Wer sein Quantum bei der neuen Ausgabe noch nicht getrunken hat, bekommt nichts mehr.

Warum, das beweist folgendes Beispiel.

Wir sind in einem Quartier angelangt, wo wir zwei bis drei Tage verweilen. Es muß 4 Stunden hintereinander Posten gestanden werden.

Der Kamerad Rudolf, ein sonst vernünftiger und nüchterner Mann zieht auf einen Posten, der an einsamer Stelle steht.

Seine vier Stunden sind abgelaufen, ohne daß er zurückkommt. Ich begleite den Ablöserposten auf seinen Platz, da steht der Kamerad Rudolf an einem Baum gelehnt, das Gewehr im Arm in halbstrammer Haltung vor uns. Der Kopf neigt jedoch ein klein wenig nach unten.

Ich rufe ihn an: „Halloh Kamerad, die Ablösung ist da".

Er rührt sich nicht.

Er ist tot. Er ist den Tod des Erfrierens gestorben.

Als er auf Posten ging, hat er die ganze Feldflasche voll Schnaps mitgehabt, diese hat er in der ersten Stunde getrunken, ist benebelt eingeschlafen, um in der Kälte nie wieder zu erwachen.

Hätte er nur einen Viertel Liter Schnaps bei sich gehabt, wäre er nicht gestorben.

Was mögen wohl seine letzten Gedanken gewesen sein? Unter welchen Träumen wird er eingeschlafen sein? Für den Krieg jedenfalls eine Todesart, um die der Kamerad Rudolf eher zu beneiden als zu bedauern ist.

Es geht weiter. Wie lange wohl noch. Für mich sollte eine Aenderung kommen, schneller als ich dachte.

Sie kommt in Form einer schweren feindlichen Granate. In den provisorischen Unterstand, den wir uns in einigen Stunden zurechtgezimmert haben, schlägt sie ein. Das oberste kehrt sie zu unterst und das unterste zu oberst. Vor mir dreht sich alles

im Kreise. Es wird schwarz vor meinen Augen, ein großer roter Feuerkreis mit einem dicken, schwarzen Rand ist das letzte Bild, das ich sehe. Dann schwinden mir die Sinne.

Nach einigen Stunden erwache ich auf einem Lazarett-Karren. Unklar und verworren sind noch meine Sinne. Es kommt mir nicht mehr richtig zum Bewußtsein, wo ich eigentlich bin und was ich eigentlich mache. Mein Arm ist dick verbunden. An meinem Waffenrock hängt der Lazarett- resp. Verwundetenzettel.

Ich rolle immer mehr und mehr der Heimat zu, um am Ende in einer mittleren Stadt Deutschlands in einem Lazarett zu landen.

Tausende Verwundete liegen hier, die allgemeine Stimmung hat ernstere Formen angenommen. Man hört jetzt schon viele Kameraden, die froh sind, daß sie aus dem Schlammassel heraus sind, die auch kein sonderliches Verlangen haben, wieder hineinzukommen.

„Ein schöner Heimatschuß ist etwas wert," sagt ein Jäger. Die Hauptsache, der Knochen ist nicht verletzt.

Die allgemeine Behandlung in dem Lazarett ist gut. Aerzte und Schwestern bemühen sich eifrig um die Verwundeten und Kranken.

Die Verpflegung ist ebenfalls ganz ausgezeichnet.

Ich bin körperlich vollständig heruntergekommen, abgemagert wie ein Skelett. Ich erhalte jeden Tag

eine Flasche Rotwein, die beste und nahrhafteste Verpflegung.

Die Unterhaltung unter den Lazarettkameraden ist gemischt.

„Wenn wir immer weiter so gesiegt hätten, wie es in unseren Kriegsberichten hieß, hätte doch der Krieg längst zu Ende sein müssen und wir hätten längst daheim sein können", solche Gedanken hört man oft aussprechen.

Waren es hellsichtige Menschen, die so sprachen oder waren es zaghafte Schlappschwänze?

Ein neuer Kamerad, mit einem dick verbundenen Kopf, bekommt ein freies Bett in unserem Lazarettsaal. Teilnahmsvoll sehen wir ihm zu. Er hat sicher einen Kopfschuß erhalten und ist vielleicht gerade noch so davon gekommen.

„Quatsch", sagt er, „ich habe sie ordentlich verklapst."

Wir hören ihm zuerst verständnislos zu.

„Wen verklapst?" „Was verklapst?"

Wir schauen ihn fragend an.

Meint er die Franzosen, oder die Russen, die er verklapst haben will?

„Ihr scheint mich nicht zu verstehen, Kameraden", spricht der Kopfverbundene weiter. „Ich habe nämlich den Kram draußen schon satt gehabt. Zweimal war ich schon verwundet worden und jetzt wo ich wieder vorgehen sollte, da wußt' ich, daß dies das letzte Mal ist."

„Wenn Du jetzt hinaus gehst, kommst nimmer zurück", raunte mir eine Stimme zu.

„Deswegen verfiel ich auf einen Trick, d. h. ich kam durch einen besonderen Umstand dazu."

„Wir saßen im Unterstand am Tisch, als ein Granatsplitter direkt zwischen uns einhaute, einem Kameraden von mir die Hand blutig aufriß, auf den Tisch weiterschlug und eine Büchse kondensierte Milch zerschlug, um dann schließlich im Boden stecken zu bleiben."

„Von der zerschmetterten Hand meines Kameraden war Blut auf den Tisch gespritzt und hatte sich mit der kondensierten Milch vermischt. Ein schauerliches Gerinnsel. Wie das aussah . . .

Ich starrte dieses Gerinnsel an, unwillkürlich mischte ich es an einer Stelle des Tisches . . . das sah ja wie Eiter aus, blutiger Eiter."

„Der Gedanke an einen solchen Vergleich ekelte mich. Die ganze Nacht ging mir das mit der kondensierten Milch und dem Blut durch den Kopf und am Morgen hatte ich bereits eine Idee entwickelt, der ich mein jetziges Hiersein zu verdanken habe."

Eine kleine Pause entsteht. Fragend schauen wir den Kameraden an, und sind auf die Fortsetzung seiner Erzählung gespannt.

Er fährt fort.

„Am nächsten Morgen meldete ich mich krank, klagte über heftige Ohrenschmerzen und sprach die Vermutung einer Mittelohrentzündung aus. Der

Arzt, überarbeitet, überanstrengt, den Massen der Verwundeten und Kranken nicht gewachsen, sah in mein Ohr, um in den Ruf auszubrechen: „Um Gottes Willen, da ist ja Eiter drin, sofort zurück."

„Der Eiter aber war von mir künstlich gemacht, ich hatte mich mit einer Nadel in den Finger gestochen, einige Tropfen Blut herausgepreßt und mit kondensierter Milch gemischt und diese Mischung dann ins Ohr geschmiert."

Nachdem der Kamerad seine Erzählung beendet hat, wird er von uns mit ganz gemischten Gefühlen betrachtet. Ein Teil bewundert ihn, ein Teil verachtet ihn.

„Na, wenn sie Dir jetzt aber den Verband abnehmen, dann kommt doch der Schwindel heraus?", entgegnet irgendeiner.

„Dann ist das Ohr eben besser geworden, oder meinetwegen soll es herauskommen. Mein Ziel habe ich ja erreicht, daß ich von dem Angriff fortgekommen bin."

„Wenn aber alle so denken wollten, wo sollte das hinführen?", fällt ein anderer ins Wort.

„Wer weiß, ob es uns überhaupt jemand lohnt", entgegnet der kopfverbundene Komödiant.

„Ihr scheint in solchen Schlammasseln noch nicht gewesen zu sein, daß Jhr mich scheinbar nicht verstehen könnt oder wollt."

„Bei uns hat sich neulich einer in den Fuß geschossen, um nicht mehr mitmachen zu müssen", wird eine weitere Stimme laut, „aber er ist schwer bestraft worden."

Ein nächster von uns bezweifelt, daß man die Aerzte so täuschen kann. Da fällt aus der äußersten Ecke das Saales ein älterer Kamerad uns ins Wort:

„Was Du da mit deinem künstlichen Eiter gemacht hast, das ist gar nichts. Die Aerzte sind noch viel mehr zu täuschen, die sind ja so dumm, die ganze Medizin steckt ja noch in den Kinderschuhen. Die Chirurgie will ich hiervon ausschalten."

„Ich will euch einmal ein Ding erzählen", fährt der ältere Kamerad fort, „was ich vor einem Vierteljahr selbst miterlebte."

Wir sind in eine merkwürdige Spannung gekommen und hören interessiert zu.

„Es war in der Etappe auf einer Schreibstube, da war der Etatmäßige, ein großer kräftiger Kerl", so beginnt der ältere Kamerad aus der Ecke seine Erzählung, er unterbricht sich durch ein röchelndes Husten, es scheint nicht gut um ihn zu stehen.

„Allgemein wunderte man sich, warum der nicht in die Front kam, denn ihr wißt doch, daß man so in der letzten Zeit allerhand aus der Etappe an die Front bugsiert.

Da kam eines Tages eine Untersuchungskommission, die in jedem Etappentruppenteil bestimmte, was K. V. und was G. V. sein sollte. Kurz und gut auf unsere Schreibstube kam auch der Befehl, daß von uns 6 Schreibern drei als K. V. nach vorn abzuschieben waren.

Der Feldwebel Wehrmann, so hieß hier der Gewaltige suchte drei aus. Ich selbst konnte ja mit meiner halben Lunge nicht in Frage kommen, denn deswegen seht ihr mich auch jetzt hier, Kameraden.

„Also, Gerz, Lemke und Pfeffer sollen sich marschbereit machen", sagte der Allgewaltige. Kurz darnach hatten alle die Schreibstube verlassen und ich war mit Pfeffer allein.

Pfeffer war ein Bayer, ein pfiffiger — und vielleicht auch pfeffriger — Kerl, er war Gefreiter und ca. 40 Jahre alt.

„Kamerad", sagte er zu mir, „wenn jetzt der Alte herein kommt, gehst Du einmal ins Zimmer nebenan, und hörst zu, was ich ihm sage. Sowas hast Du vielleicht noch nie gehört. Du wirst staunen. Dir werden die Augen übergehen. Wenn der mich an die Front schicken will, kommt er auch mit. Entweder bleiben wir beide hier, oder wir gehen beide mit aufgepflanztem Bajonett ran an den Feind."

„Na, da bin ich aber gespannt, was da rauskommen wird", sagte ich zu Pfeffer. „Streu dem Alten mal tüchtig Pfeffer in die Augen." Der Alte war nämlich gefürchtet und konnte sich in der Etappe eine ziemliche Portion Militarismus leisten.

Ich ging ins Nebenzimmer und konnte durch die angelehnte Tür alles beobachten und hören.

Es dauerte auch gar nicht lange und der Etatmäßige kam herein. Mit ihm noch zwei andere Schreiber, einfache Soldaten.

Pfeffer nahm eine stramme Haltung an:

„Ich bitte Herrn Feldwebel sprechen zu dürfen", sagte er prompt.

„Was wünschen Sie, sprechen Sie", erwiderte der Feldwebel.

„Ich bitte Herrn Feldwebel allein sprechen zu dürfen", sprach Pfeffer.

„Na was solls denn, was wolln's denn von mir", sagte der Feldwebel.

„Eine mehr oder weniger private Angelegenheit, Herr Feldwebel", erwiderte Pfeffer in strammer Haltung.

„Die anderen sollen raus gehen", sagte der Feldwebel.

Jetzt waren der Feldwebel und Pfeffer allein.

„Nun, was gibts denn nun eigentlich?", setzte der Feldwebel das Gespräch fort.

Ich konnte durch die halbangelehnte Tür beobachten, daß Pfeffer auf einmal aus seiner strammen Haltung herausging.

„Nehmen Sie mal Haltung an", sagte der Feldwebel, als er dies beobachtet hatte.

Doch Pfeffer war nur noch lässiger in seinem Verhalten. Er stellte sich vor dem Feldwebel hin, ging drei Schritte zurück, steckte die Hände in die Hosentasche, spreizte die Beine auseinander und sagte nur das eine Wort:

„So."

„Sie sind wohl verrückt geworden", donnerte der Feldwebel ihn an.

„I net, Feldwebel, aber Dir fehlt's scheints im Hirnkastl", antwortete Pfeffer prompt in dem Dialekt seiner Heimatsprache.

Der Etatmäßige war sprachlos und starr vor Erstaunen.

„I will der amol was schöins sog'n Feldwebel, wann Du mi an die Front naus schick'n willst, nacha gehst Du ober a mit. Entweder wir bleib'n alle zwoa da, oder genga alle zwoa naus."

Der Feldwebel sah Pfeffer verdutzt und erstaunt an:

„Was wollen Sie damit sagen", brüllte er los.

„Wos i damit sogn will, da traust Du di nu frag'n? Du moanst, i woas net, worum Du andauernd in der Etapp'n bist und net K. V. wirst? I will ders glei sagn, wie Du es machst. Du moanst, des merk i net, wannst alli 14 Tag Dein Urin zum Doktor trägst, toust zerscht an Tropfen Milch mit deiner Füllfederhalterspritz'n eini gießen, nacha des ganze richti schüttln, nocha mant der Doktor, Du hast Eiweis und Du werst G. V., derweil hast Du mit Deiner Lumperei den Arzt blous ausgschmiert."

Der Feldwebel war noch sprachloser als zuvor. Er brachte überhaupt kein Wort heraus. Aufgeregt und atemlos ging er auf und ab, blieb schließlich vor Pfeffer stehen und sagte:

„Kamerad, was ist denn eigentlich mit Dir los, wir wollen mal schnell in die Kantine gehen und einen trinken."

Und so gingen sie beide in die Kantine.

Pfeffer kam nicht an die Front, sondern blieb G. V. Er wurde die rechte Hand des Feldwebels. Bei der nächsten Beförderung wurde er zum Unteroffizier vorgeschlagen . . .

So endet die Erzählung des schwindsüchtigen Kameraden aus der Ecke des Lazarettsaales.

Mit großer Spannung haben ihm alle Insassen zugehört.

„Kamerad", sagt da einer, „wenn Du, was Du da eben erzählt hast, wirklich erlebt hast, dann wäre es Deine Pflicht gewesen, diese Sache Deinen Vorgesetzten zu melden, denn solche Hundsfotte, wie der Feldwebel und der Pfeffer müßten exemplarisch bestraft werden. Das Heldentum unserer Truppen wird durch solche Sachen herabgesetzt. Du tätest auch klüger, so etwas gar nicht weiter zu erzählen!

Die allgemeinen Ansichten unter den Insassen sind geteilt.

Fälle der Selbstverstümmelung und der Drückebergerei sind vorgekommen und müssen ebenfalls als eine Tatsache hingenommen werden, so sehr dieselbe zu verurteilen sein mag.

*

Unsere Frauen! Was haben sie alles erduldet und gelitten.

Ihr Heldentum ist mindestens ebenso groß gewesen wie das des K. V.-Soldaten.

Mütter haben ihre Söhne ins Feld schicken müssen, Ehefrauen ihre Männer, Bräute ihre Verlobten. Der Hauptgedanke und Hauptwunsch des Weibes im allgemeinen ist immer der gewesen, daß sie lebend zurückkommen.

Und wie oft trifft die Todesnachricht ein. Heldenhaft heißt es dann diese zu ertragen. Die hier durchgemachten Kämpfe, Qualen und Schmerzen, überwiegend seelischer Art, sind das beredte Zeugnis des hohen Liedes, des Heldentums der Frau!

Auch zu anderen Opfern hat die Frau bereit sein müssen. Es ist sozusagen eine allgemeine Mobilmachung der Frauen gewesen. Für die verschiedenartigsten Berufe hat die Frau sich zur Verfügung gestellt, Berufe und Tätigkeiten an die sie im Leben nicht gedacht hat.

Gibt es überhaupt noch einen Männerberuf, der nicht von einer Frau ausgefüllt ist? Wo wir hinsehen, ist die Frau vertreten. Wir finden sie als Eisenbahn- und Straßenbahnschaffnerinnen, als Buchdruckerinnen, als Kraftwagenlenkerinnen, Granatdreherinnen, auf den Büros, in den Werkstätten, kurzum in jeder Sparte des Handwerkes finden wir sie vertreten.

In den Lazaretten ist die Tätigkeit der Frau als Krankenpflegerinnen eine aufopferndste.

Frauen und Mädchen aus allen Ständen und Volksschichten geben sich ein Rendezvous für den Dienst am Vaterlande.

Viele sind auch bereit, einen Dienst in der Etappe anzunehmen und schrecken nicht davor zurück, ihr Leben einzusetzen. Manche Frau, manches junge Mädchen ist hier ebenfalls den Heldentod durch eine heimtückische Granate gestorben.

Vergessen wir das Heldentum der Frauen nicht. Sie hat zu ihrem Teil beigetragen, so viel sie konnte, den Krieg zu mildern und das Leben den Soldaten so leicht wie möglich zu machen.

Das Wort „Schwester" hat einen eigenen Klang. Frauen und Mädchen aus allen sozialen Volksschichten geben sich dieser aufopferungsvollen Tätigkeit hin. Unendliches Weh und tragisches Schicksal helfen sie lindern. Die stärksten Momente, die ein weibliches Wesen je zu erleben vermochte, hat es in diesem Krieg erlebt.

In unserem Lazarettzimmer liegt der Unteroffizier Berg, schwer verwundet, ein menschliches Wrack, Volltreffer, das Gesicht zerrissen, Nase und Oberkiefer vollständig herausgerissen, dazu noch blind und beide Füße ab. Er muß eine ziemlich gute Konstitution gehabt haben, um überhaupt noch zu leben und bei Bewußtsein zu sein. Alles liegt in dicken Verbänden. Die Schwester Elisabeth ist um den Unglücklichen dauernd bemüht.

Er ist aber bei vollem Bewußtsein, denn er hört jedes gesprochene Wort und ist imstande, zu schreiben.

Soeben kommt der Arzt durch, er untersucht das Herz von Berg.

„Hören Sie, Schwester Elisabeth, bei der Operation nachher nur Aethernarkose, kein Chloroform. Dazu ist das Herz zu schwach."

„Ja, Herr Oberstabsarzt", antwortet die Schwester Elisabeth, „ich habe verstanden, wir nehmen Aether."

Der Arzt verläßt das Zimmer wieder.

Berg muß jedes Wort gehört haben, er macht eine heftige Bewegung mit seinen Händen und deutet mit diesen an, daß er etwas schreiben will.

Die Schwester gibt ihm Bleistift und Papier, Er schreibt und schreibt.

Schwester Elisabeth stützt ihn und streichelt den Verband seines Kopfes. Dieser ist eigentlich nur ein einziger weißer Klumpen, aus Bandagen bestehend. Dazwischen ein paar Luftlöcher und da, wo die Stirne sein muß, einige Fleischstellen. Berg hat fertig geschrieben und reicht den Zettel vor sich hin.

Die Schwester Elisabeth nimmt ihn ab und liest:

„Um aller Barmherzigkeit willen, Schwester, ich habe den Arzt verstanden, ich habe gehört was er gesagt hat. Ich habe zu Hause eine entzückende Braut, ein prächtiges und schönes Mädel, ich darf ihr so nicht begegnen, sie darf mich so nicht sehen. Was sollte ich ihr denn noch im Leben bieten? Wenn sie mich aber tot weiß, wird sie mich ehrlich betrauern und ich werde in ihrem Leben einen unsterblichen Platz ein-

nehmen. Deshalb Schwester haben Sie das größte Erbarmen und nehmen Sie Chloroform."

Die Hände des Berg falten sich und er hebt sie gen Himmel, dieselben fest zusammendrückend. Tastend sucht er die Schultern der Schwester, greift an dieser entlang herunter, landet bei deren Händen und drückt sie ebenfalls fest. Dann läßt er sie los, legt sie übereinander und gestikuliert in dieser und ähnlicher Art weiter.

Das ist die Sprache der Hände; so erbarmungswürdig und herzzerbrechend, dabei in der Stummheit unheimlich wirkend, kann kein Mund reden.

Eine jähe Röte schießt über das Gesicht der Schwester Elisabeth und Tränen kommen aus ihren Augen.

„Ja", sagt sie an der Stelle des weißen Verbandes ihm ins Ohr, wo die Ohrläppchen etwas herausschauen, „ja, ich nehme Chloroform."

Bergs Hände sprechen jetzt die Sprache des Dankes. Sie umklammern die Handgelenke der Schwester, um mit einem leisen Streicheln von ihnen zu lassen.

Sanitäter kommen und bringen Berg in den Operationsraum.

Wir anderen, unten gebliebenen, sehen die Schwester Elisabeth fragend an.

„Natürlich nehme ich kein Chloroform", sagt sie „ich habe das nur zu seiner Beruhigung gesagt", verteidigt sie sich gegen unsere vermutete stumme Anklage.

„Besser wäre es, Schwester, Sie würden Chloroform nehmen, denn dann würde der Unglückliche bestimmt von seinem Leiden erlöst. Das größte Leid beginnt für ihn ja erst, wenn er wieder hergestellt sein sollte."

„Ohne Gesicht herumzulaufen ist ja ganz furchtbar. Kann so ein Mensch z. B. verlangen, von einem Mädchen geliebt zu werden?"

„Und dazu noch die Beine amputiert, also wird er gar nicht gehen können, er wird dauernd im Wagen sitzen müssen."

Solche und ähnliche Stimmen werden laut.

„Der Mensch soll nicht zürnen, sondern das ihm von Gott auferlegte Los tragen", spricht jemand dagegen.

„Nehmen Sie Chloroform, Schwester", heißt es jetzt von allen Seiten, „Sie tun damit ein gutes Werk."

Die Schwester Elisabeth mahnt uns zur Ruhe, sie beschwichtigt uns mit sanften und milden Worten.

Schwester Elisabeth kämpft einen schweren Kampf mit sich. Soll sie Aether oder Chloroform nehmen?

„Ist die Narkose fertig, Schwester Elisabeth", unterbricht der Arzt diesen inneren Kampf.

„Ja, sie ist fertig", antwortet die Schwester.

„In der Narkose verstorben", hieß es. „Vielleicht das Beste für ihn", fügt der Arzt hinzu.

*

Der Pionier Markus liegt fiebernd im Bett. Es gibt keine Rettung mehr für ihn. Die Verwundung ist so stark, daß in einigen Tagen das Gehirn angegriffen sein wird und dann ist es aus.

Er phantasiert den ganzen Tag von seiner Braut.

„Hätte ich sie doch nur einmal besessen, ein einziges Mal, aber ich tat es nicht, ich wollte damit warten, bis sie meine Frau ist. Ich habe mich beherrscht, ich habe mir den größten Zwang angetan, ich wollte nicht gegen Moral und gute Sitten verstoßen. Ach, wenn ich sie nur ein einziges Mal haben könnte, bevor ich sterbe," in solchen Fieberdelirien, die Tag für Tag heftiger werden, bewegt sich Markus. Die Schwester Maria kommt in sein Zimmer, um ihm den Eisumschlag zu erneuern.

Das Fieber scheint bald den höchsten Grad erreicht zu haben, Markus sieht die Schwester auf einmal ganz erstaunt an, doch kommen keine Laute über seine Lippen.

Maria sieht aus dem Zustande des Kranken, daß jetzt bald alles aus ist.

„Trude, meine Trude, willst du nicht einmal zu mir kommen, heute nacht sterbe ich, willst du mich nicht vorher ein einziges Mal besuchen, einmal will ich dich vor dem Tode lieb haben."

Schwester Maria ist erschüttert von diesem Ausbruch, welch großes seelisches Leid spricht aus den Fieberdelirien des schon körperlich so geplagten und dem Tode verfallenen.

„Trude kommt heute nacht zu Dir", spricht Maria zu Markus, „paß genau auf, um Mitternacht

geht hier die Türe auf und sie kommt herein, sie wird ein langes weißes Kleid anhaben und sie wird zu Dir kommen und wird Dich streicheln, Dich küssen und Dich liebkosen".

Wenn auch der Fiebernde auf das meiste ihm Gesagte nicht reagiert, hierauf reagiert er.

Ein freudiges und verklärtes Lächeln geht über seine Züge, sichtlich tritt Beruhigung ein.

Ob es auch ganz bestimmt ist, will er wissen.

„Ja, es ist ganz bestimmt, Deine Trude kommt heute nacht zu Dir, erwarte sie", antwortet Maria fest.

Der Zustand des Kranken wird von Stunde zu Stunde schlimmer. Der Arzt gibt ihm höchstens noch einen Tag zu leben.

„Wenn ich nur noch Mitternacht erlebe, weiter will ich nichts," sind die kreisenden Gedanken des Sterbenden.

Es dunkelt. Es ist Abend geworden und es wird Nacht. Die wachhabende Schwester geht von Zimmer zu Zimmer. Sie legt dem Markus nochmals Eis auf den Kopf.

Dieser aber liegt jetzt, alle Sinne aufs äußerste angespannt, da, und erwartet seine Trude. Die Schwester Maria hat es ihm ganz bestimmt gesagt, daß Trude kommen würde.

Sein Fieber nimmt zu. Es scheint ihm alles nebelhaft. Dreht sich das Zimmer um ihn oder was ist los?

Da, die Türe geht auf und herein kommt . . . . seine Trude . . . .

Sie geht direkt schnell auf ihn zu, sinkt ihm in die Arme:

„Paul, ich bins, Deine Trude, ich bin gekommen."

Sie läßt ihm keine Zeit zur Besinnung, sie küßt ihn und legt ihren Kopf an seine Brust. Er ist nicht imstande zu sprechen, er stammelt nur: „Trude, — ja, Trude, ist es die Trude, ist sie's denn wirklich, ja sie ist's. Sie ist's."

Sie muß es ja sein, wer soll's denn sonst sein.

Er küßt sie wild. Er reißt sie an sich, zieht sie ganz zu sich. Die letzte ihm zur Verfügung stehende Lebenskraft schien sich auf diese Minute konzentriert zu haben. Verhaltene Sinnesleidenschaft ist aufs höchste aufgepeitscht.

„Jetzt gehörst Du mir ganz", sagt er.

„Ja," haucht sie nur und gibt sich ihm hin.

„Meine Trude, meine Trude" sind seine letzten Worte.

Als am nächsten Tag der Arzt kommt, findet er einen Toten mit gefalteten Händen und friedlichem Gesicht.

„Er muß aber gut eingeschlafen sein und einen ruhigen Tod gehabt haben" stellt der Arzt fest.

Maria hat aber als Trude ein größtes und edelstes Opfer gebracht, mit dem sie einem Sterbenden die letzte Stunde zur glücklichsten seines Lebens gemacht hat.

Die Schwestern Elisabeth und Maria sind auch zwei Heldinnen des Krieges.

Es ist ein stilles Heldentum, von dem niemand etwas erfährt.

Die Tage im Lazarett vergehen schnell. Während man zuerst die Kranken und Verwundeten ruhig eine Woche länger drin läßt, werden jetzt die Entlassungen beschleunigt. Die Ersatzbataillone scheinen dringend neues Menschenmaterial zu brauchen.

Vom Lazarett fahre ich einige Tage auf Urlaub. Das Bild zu Hause und überall in der Heimat ist ein ernstes und strenges. Der Optimismus überwiegt zwar den Pessimismus, doch letzterer hat sich auch schon hier und da eingeschlichen. Vielen dauert der Krieg schon zu lange.

Aufgeregt werden in den Depeschenbüros und an anderen öffentlichen Stellen die Kriegsberichte gelesen, es heißt oft:

„Im Osten nichts Neues"

dann wieder:

„Im Westen nichts Neues"

und schließlich manchmal auch sogar:

„Auf allen Kriegsschauplätzen nichts Neues."

Eine gewisse erleichterte Aufatmung geht durch die Reihen, jedoch mischt sich darunter das Gefühl einer eigenartigen Ungewißheit.

Vor so einem Depeschenaushang spricht eine vergrämt aussehende Frau zu einer anderen:

„Ja, das kennen wir schon, vorigen Mittwoch hieß es auch:

„Im Osten nichts Neues",

und am selben Tage ist im Osten mein ältester Junge gefallen . . ."

Dabei rollen Tränen aus ihren Augen.

„Ja," meint ein Herr, der dies mit angehört hat, „die nichtssagenden Worte „Nichts Neues" sind für uns immer verhängnisvoll auszulegen, d. h. immer ein großes Opfer an Toten und Verwundeten."

„Wie können Sie so etwas sagen", fällt ein nächster ihm ins Wort, wenn draußen nichts Neues ist, kann doch nichts Neues berichtet werden. Verlassen Sie sich darauf, mein lieber Herr, unsere Truppen werden es schon schaffen. Nur den Kopf oben behalten.

„Und Sie, liebe Frau", wendet er sich dann an die vergrämte Mutter, „Sie sind auch eine Heldin, weil Sie Ihren Sohn geopfert haben. Und Sie haben ihn nicht umsonst geopfert, das Vaterland wird Ihnen Dank wissen."

Gesenkten Hauptes geht die Frau von dannen. Menschen gehen und kommen vor dem Depeschenaushang in aufgeregter, in ruhiger, in gemischter und geteilter Stimmung.

Solche Unterhaltungen haben an tausenden Depeschenaushängen und ähnlichen Stellen im Lande stattgefunden.

Etwas, was ich im Augenblick infolge meiner Naivität und Unerfahrenheit nicht verstehe, was mir erst später klar wird. Mancher Mensch würde sich vielleicht ärgern, ein „interessantes", sich bie-

tende Erlebnis“ nicht mitgenommen zu haben. Ich bin jedenfalls zu dumm dazu gewesen.

Ich sitze in einem großen Café. An meinem Tisch sitzen noch einige Personen, die ihn jedoch bis auf eine Dame, vielleicht im Alter von 30 Jahren, verlassen.

Ich komme mit dieser in ein Gespräch.

„Zwei Monate waren wir verheiratet und lebten glücklich zusammen, dann mußte mein Mann in den Krieg. Ueber ein Jahr ist er nun fort und ich habe solche Sehnsucht nach ihm, sind ihre Worte.

„Ist denn der Krieg noch nicht bald zu Ende?“ fährt sie fort.

Ich versuche, sie zu trösten, so gut mir dies gelingen will. „Sie sind ja auch noch so jung und schon Soldat und im Felde gewesen. Sie haben sich sicher kriegsfreiwillig gemeldet“, sind ihre weiteren Worte.

Unwillkürlich berühren sich unsere Hände. Ihre Hand ist glühend heiß. Mir selbst ist eigenartig zu Mute, ich weiß nicht, was das ist. Impulsiv erfasse ich ihr Handgelenk. Sie wird feuerrot im Gesicht.

„Es wird schon alles gut gehen“, gnädige Frau sage ich zu ihr, „passen Sie mal auf, der Krieg kann über Nacht zu Ende sein und Ihr Gatte ist wieder daheim.“

„Wenn er blos heut kommen möchte, ich halte es nicht mehr aus ohne ihn, ich — ich halte es nicht mehr aus ohne Mann.“

Dabei sieht sie mich mit einem verlangenden Blick an, der mir durch und durch geht. Aber ich weiß nicht, was sie will, ich verstehe sie nicht, ich bin noch zu jung dazu.

Wir schäkern und flirten eine Stunde lang herum, sie mit dem Gefühl des verlangenden und vollreifen Weibes, ich mit dem Gefühl des, der wohl Feuer gefangen hat, aber nicht weiß, wie er es verwendet.

„Gott sind Sie goldig und harmlos“, spricht sie, „morgen Abend müssen Sie zu mir kommen, ich lade Sie zum Abendbrot ein, und . . .“

„Nicht war, Sie werden kommen, ich mache es Ihnen recht schön bei mir.“ Sie wischt sich mit einem Taschentuch ihr Gesicht ab. Ich bin verwirrt und verspreche zu kommen. Sie gibt mir ihre Adresse. Ich freue mich auf den morgigen Abend, der irgend etwas Neues, mir bis dahin Unbekanntes zu bringen scheint.

Angeregt komme ich nach Hause. Ich strahle über das ganze Gesicht und weiß selbst nicht, warum. Meine Mutter empfängt mich ernst und hält den Finger auf den Mund.

„Pst“ macht sie, „der Vater ist da. Er ist vor einer halben Stunde gekommen. Von der Ostfront.“

Ich sehe ihr an, daß da irgend etwas nicht stimmt. Ich gehe in die Stube und sehe meinen Vater. Er ist befördert worden, hat Orden und Ehrenzeichen, eigentlich muß ich vor ihm stramm stehen. Doch das helle Entsetzen packt mich, er ist nicht wieder zu erkennen, er sieht aus wie ein wandelnder Leichnam, wie ein

lebendes Skelett. Er kann sich kaum aufrecht halten, vollständig abgemagert in unbeschreiblicher Art körperlich heruntergekommen und schwer verwundet.

Er hat sich von dem Lazarettzug von 2 Kameraden mit Mühe und Not in sein Haus schleppen lassen, vielleicht mit dem Gedanken, vor dem sicheren Ende noch einmal sein Heim zu sehen.

Ich gebe meinem Vater keine drei Tage mehr zu leben.

Die Stimmunng ist infolgedessen ernst, traurig, tragisch und grauenvoll.

Mein Vater erzählt mir, wie ihm sein Zug, dessen Führer er war, von einem Volltreffer total zusammengeschossen worden ist. Sein eigenes Pferd ist ihm unter seinem Körper von Granatsplittern zerschmettert worden. Dennoch muß er die größte Geistesgegenwart besessen haben, denn er zeigt mir ein von seinem Kommandeur ausgestelltes Belobigungsschreiben. Er nennt das Datum, an dem dieses ihm zugestoßen ist.

Meine Mutter hat sorgsam die Kriegsberichte gesammelt.

Sie sieht nach, was denn eigentlich an diesem Tag passiert ist, der dem Vater bald das Leben gekostet hätte und an dem viele Kameraden es lassen mußten.

„Im Osten nichts Neues", steht zu lesen.

Am nächsten Tag wird mein Vater ins Lazarett gebracht.

Meine Urlaubsstimmung war gedrückt, denn jeden Tag konnten wir mit der Nachricht vom Tode meines Vaters rechnen.

Ich muß für meinen Vater die Antwort irgend eines Gesuches von ihm vom Lazarett zum Bezirkskommando oder so ähnlich bringen.

Mir wird ein verschlossenes Kouvert mitgegeben.

Ich bin neugierig und öffne es an den Schlitzen mit einem Bleistift, was leicht möglich ist, zumal es nur leicht zugeklebt ist.

Da steht drin zu lesen, daß dem Gesuch nicht mehr näher getreten zu werden braucht, da mit dem Ableben des Gesuchstellers täglich, spätestens jedoch innerhlb 3 Monaten zu rechnen ist.

Also der Tod war im Voraus amtlich bestätigt!

Doch es kommt anders. Es ist alles möglich auf der Welt und wenn es vorher noch so unmöglich zu sein scheint. Genau wie ein Mensch plötzlich sterben kann, ohne daß die Aerzte die geringsten Todesanzeigen sehen, genau so unerwartet kann ein Mensch gesund werden, dem man den Tod bereits so gut wie bescheinigt hat.

So ging es meinem Vater. Er liegt Monate zwischen Leben und Sterben, ihm werden täglich Trinkeier mit Rotwein eingeflößt und dank seiner kräftigen Konstitution kommt er wieder zu sich, wird gesund von Krankheit und Verwundung.

Die kleine schöne Frau, die mich zum Abendbrot erwartet, hat umsonst gewartet . . . Schade. Oder . . .?

*

Der Urlaub geht zu Ende. Ich muß in die Garnison zurück und von dort wieder ins Feld gehen, wenn der Krieg bis dahin noch nicht zu Ende ist.

Der Abschied ist ernst und schwer. Wer weiß ob wir uns wiedersehen, denkt man gegenseitig.

In der Garnison geht wohl alles noch stramm zu, doch der übermäßig stramme Ton herrscht nicht mehr.

Der Etatmäßige schnauzt einmal einen älteren Soldaten an.

„Mensch, was denken Sie sich blos hier, Sie sind Soldat, wie alle anderen hier Soldaten sind."

„Nein, Herr Feldwebel", kommt die schlagfertige Antwort, „ich und die meisten hier haben einen anderen Beruf als den des Soldaten, wir sind in Ihrem Sinn keine Soldaten, aber wir sind ein Volk in Waffen! Deshalb, Herr Feldwebel, lassen Sie jede Schikane zu Hause und sparen Sie sich diese für den Frieden auf."

Der Feldwebel ist verdutzt und kann hierauf nichts erwidern.

In der Garnison kommen viele Kameraden zusammen, die schon draußen waren, die schon eine gewisse „Erfahrung" haben. Diese zählen zu den „alten Leuten".

In der ganzen Kompagnie haben die alten Leute einen bevorzugten Platz. Sie werden zwar mit den jungen Rekruten zusammen eingereiht und tun auch mit diesen zusammen Dienst. Wenn jedoch manchmal ein besonderer Schliff oder Drill kommt, dann verschont man die alten Leute damit.

Es heißt dann:

„Alte Leute links heraustreten" und diese werden dann zu einem leichteren Dienst kommandiert. Auch läßt man die alten Leute, die keine Charge bekleiden, hin und wieder Unteroffizierdienst tun.

Während es im vorigen Jahre fast die Regel war, daß die subalternen Geister im Unteroffizierkorps gerade den Gebildeten, dem geistig über ihnen stehenden, die ihrer Macht untergeben sind, quälten und peinigten, wo sie nur konnten, ist dies jetzt längst nicht mehr so der Fall. Das Renommée des alten, aktiven Unteroffiziers oder Feldwebels ist nicht mehr so groß wie früher. Auch der aktive Offizier hat verloren.

Trotzdem, wenn wir die Wahl hätten, einen aktiven oder einen Reserveoffizier zum Führer zu haben, so wird meistens der aktive vorgezogen.

So ist der Tag wieder herangerückt, an dem es wieder zur Front geht. Diesmal gefaßter, auch gleichgültiger.

Der Kameradenkreis ist gemischter, als es beim vorigen Male der Fall war, Junge und Alte sind durcheinander.

*

Eines Erlebnisses sei hier gedacht, welches unerklärbar zu sein scheint, welches aber beweist, daß das Mystische, das Okkulte sich hier und dort unter den Soldaten breit zu machen beginnt.

Wir sind einige Wochen in einer größeren Grenzstadt einquartiert. Es wird leichter Dienst ge-

macht, der im großen und ganzen Vorbereitung zu den neuen Angriffen ist.

Wir sind in einem Hotel einquartiert, teils auf die eigenen Zimmer verteilt und teils in Massenquartieren, in Tanzsälen liegend.

Der Hotelier ist ein äußerst peinlicher Mann, hat alles in sauberster und bester Ordnung. In den Lokalräumen im Erdgeschoß sind alle Tische weiß gedeckt.

Wer Lust und Geld hat, verzichtet hin und wieder auf das Essen aus der Feldküche und speist hier auf seine eigene Rechnung.

Jedenfalls sind diese Räume immer mit Soldaten gut besetzt.

Die Freistunde bringen wir hier zu, spielen Karten, Schach, Dame und Mühle, lesen und plaudern miteinander.

Spannende Geschichten weiß uns der Unteroffizier Wesental zu erzählen. Er ist Geisterseher, Spiritist, Hypnotiseur, Hellscher, Astrologe und alles so was. Er ist so felsenfest von diesen Sachen überzeugt, daß er sie sogar in diesen und jenen Dingen zu Rate zieht.

Er erzählt z. B., daß er zu Hause einen kleinen Tisch habe und wenn er vor einer wichtigen Entscheidung stehe und wisse nicht, wie er sich entscheiden solle, dann setze er sich mit seiner Frau an das Tischchen, sie halten die Hände darauf und nach kurzer Zeit soll dann der Tisch anfangen zu wackeln oder zu klopfen und durch diese Klopftöne nach einem bestimmten Schema buchstabenweise seine Fragen beantworten.

Auch verloren oder abhanden gekommene Dinge will er auf diese Art ermitteln. Z. B. erzählt er weiter, seine Frau habe einmal einen Fünfzigmarkschein verloren und der Tisch habe dann prompt über den Aufenthalt des Scheines Auskunft gegeben. Seine Frau hatte ihn gar nicht verloren, sondern in ein Buch gelegt, in dem sie vorher gelesen hätte.

Weiter behauptet Wesental, daß das Schicksal eines Menschen von der Wiege bis zum Grabe vorgeschrieben sei. Und nicht nur das, sondern daß man auch die Chancen des Lebens, Aussichten im Beruf, der Liebe, der Ehe, in den Finanzen, im Bezug auf Freunde, Feinde, Reisen, Krankheit, Heilung, Tod, Verwandte, Charakter usw. genau berechnen könne.

Wie er das machen wolle, wird er gefragt.

Er macht ein überlegenes Gesicht. Mit Hilfe der ältesten Wissenschaft der Welt, nämlich mit Hilfe der Astrologie. Man müsse das Horoskop des Menschen stellen und aus diesem ginge alles hervor.

Alle diese seine Reden werden mit einem schallenden Gelächter, mit ungläubigen und spottenden Bemerkungen quittiert.

„Daran glaubst Du doch wohl selbst nicht, Kamerad, Du willst uns doch blos alle ein bischen verklapsen“, erwiderte ihm jemand.

„Da kannst Du wohl auch berechnen, wenn wir jetzt an die Front ziehen, wer heil zurückkommt und wer dableiben muß???“

Hierüber gibt Wesental keine klare Antwort.

„Todesprognosen soll man nicht geben und derlei auch nicht versuchen“, sagt er nur.

„Der Wesental ist doch ein lächerlicher Phantast“, höre ich wie ein Kamerad zu dem andern sagt.

„Na, laß ihn nur, jeder muß eben nach seiner Façon selig werden“, ist die Antwort des Anderen.

Eines Nachmittags geht der Hotelier durch seine Gasträume während wir draußen Dienst tun.

Da liegt über einen Tisch eine auseinander gebreitete Zeitung. Er nimmt sie auf, um sie zusammenzulegen. „O, was ist denn das“, sagt er. Da hat ja ein Soldat das Tintenfaß umgekippt. Der schlaue Kerl hat schnell die Zeitung darüber gebreitet, da mit es niemand sieht.“

Dabei sieht er sich die Bescherung an. Die weiße Damasttischdecke ist in der Mitte mit Tinte durchtränkt. Das vorher umgefallene Tintenfläschchen steht aufgerichtet daneben.

Der Wirt ist ärgerlich, wo alles knapper und teurer wird, will er die Decke ersetzt haben. Als der Täter kann nur ein Soldat in Frage kommen, da die Gaststätte noch kurz zuvor mit Soldaten angefüllt war. Zufällig kommt gerade der Hauptmann dazu, dem der Gastwirt gleich von diesem Vorfall Kenntnis gibt.

Der Hauptmann sichert ihm ohne weiteres Ersatz der Decke zu. Am nächsten Tage beim Apell sagt der Feldwebel zum Schluß:

„Wem ist denn gestern das Malheur mit der Decke passiert, mal vortreten.“

Es tritt niemand vor, der Feldwebel fragt noch einmal.

Wieder rührt sich nichts.

Als er zum drittenmal mit demselben Resultat fragt, wird er fuchsteufelswild. Er droht mit Meldung beim Hauptmann.

Beim nächsten Apell fragt der Hauptmann selbst:

„Meine Leute sind doch nicht so feige, einer solchen Bagatelle wegen. Die Decke ist ja dem Wirt bereits ersetzt worden. Wem ist das nun passiert mit dem Tintenfaß? Ihm passiert gar nichts.“

Aber auch auf diese gut gemeinten und ruhig gesprochenen Worte meldet sich niemand.

„Das bin ich aber von meinen Leuten nicht gewohnt“, spricht jetzt der Hauptmann strenger. Wenn sich jetzt derjenige nicht sofort meldet, wird heute nachmittag 3 Stunden strafexerziert.“

„Herr Feldwebel, bis 4 Uhr wünsche ich Meldung des Betreffenden oder die Kompagnie tritt zum Strafexerzieren an.“

Nachdem der Hauptmann die Kompagnie verlassen hatte, fordert der Feldwebel auf, nun selbst dafür zu sorgen, daß der Betreffende sich meldet.

Aber es hat sich niemand gemeldet. Und am Nachmittag wird prompt nach allen Regeln der Kunst strafexerziert.

Am nächsten Tage dasselbe Theater, kein Mensch meldet sich.

„Wir werden solange Strafexerzieren, bis derjenige sich meldet, eine solche Feigheit ist mir einfach unverständlich“, sagt der Hauptmann

So geht es nun 3 Tage.

Wir kommen jetzt gerade wieder vom Exerzieren, mit Schmutz bespritzt, atemlos und schweißtriefend. Unweit von uns geht der Unteroffizier Wesental.

„Wesental, Du Geisterseher, Du mußt jetzt mit Deinem Tisch herauskriegen, wer das Tintenfast umgeworfen hat", mit diesen Worten wird Wesental plötzlich umringt. Von einem sind diese Worte gesprochen und alle anderen sind von ihnen infiziert worden.

„Ja, Wesental muß das Rätsel lösen, er muß seinen Tisch fragen", tönt es jetzt von allen Seiten.

Und ob er will oder nicht, er wird in das große Gastzimmer gezogen, von allen Soldaten umringt.

„Ich habe ja gar keinen Tisch, Kameraden", spricht Wesental, „verschont mich doch mit solchen Sachen!"

„Jetzt sollst Du uns praktisch mal beweisen, wie weit es mit Deiner Geisterseherei, Deiner Astrologie und Deinem ganzen Hokuspokus her ist" schwirren die Stimmen durcheinander.

Da kommt auch schon ein Kamerad mit einem kleinen Rauchtisch an, den er irgendwo in dem Hotel aufgestöbert hatte.

„So hier hast Du Deinen Tisch, und nun los, fang an."

Es ist eine eigenartige und merkwürdige Stimmung. Im Ernst scheint doch keiner an den ganzen Firlefanz zu glauben und doch wollen es die Leute alle haben.

„Wenn die Wissenschaft versagt, flüchtet man zur Pseudo-Wissenschaft oder wenn der Arzt nicht mehr helfen kann, geht man zum Kurpfuscher."

Diese bekannten Sprüche scheinen hier zuzutreffen.

„Hoffentlich wird Wesental nicht ernstlich einen solchen Versuch machen wollen", denke ich mir, denn wie leicht kann hier ein ganz Unschuldiger in Verdacht kommen.

Und Wesental beginnt tatsächlich mit seinem Experiment.

Eine atemlose Stille ist in dem Lokal eingetreten, man könnte eine Stecknadel zu Boden falllen hören.

Wesental hat 2 Kameraden aufgefordert, mit ihm zusammen sich um den Tisch zu setzen und die Hände lose aufzulegen. So liegen auf dem Tisch eng aneinander sechs Hände.

Um Wesental herum sind eine Menge Soldaten gruppiert, die alle gespannt, wohl mehr ungläubig als gläubig zuhören.

Wesental fragt den Tisch:

„Willst Du mir antworten und den Namen nennen, wer das Tintenfaß umgeschüttet hat?"

Nach einigen Zögern bewegt sich der Tisch dreimal zu Wesental hin.

„Also ja", sagt Wesental (nach seiner Erklärung sollte, einmal klopfen nein, zweimal klopfen unbestimmt und dreimal klopfen ja bedeuten).

„Nun, dann buchstabiere den Namen", fährt Wesental fort.

„Wie kann man bloß an einen solchen Quatsch glauben“ höre ich in meiner Nähe einen Kameraden zu dem andern flüstern.

„Erst abwarten und Tee trinken“, sagt dieser.

„Heute ist, glaube ich, nichts mehr unmöglich“, fährt er fort.

„Na, nun buchstabiere doch den Namen“, spricht Wesental mit eindringlicherer Stimme als vorher zu dem Tisch.

Da auf einmal macht der Tisch eine Bewegung zu Wesental hin und klopft einmal auf. Diesem Klopfen folgt ein zweites, ein drittes, viertes und so fort.

Nach Wesentals Erklärung bedeutet einmal Klopfen A, zweimal Klopfen B, dreimal Klopfen C und so fort.

Nach dem dreizehnten Klopfen hält der Tisch mit einem Ruck an. Der dreizehnte Buchstabe im Alphabet ist M.“

„Ist „M“ der erste Buchstabe?“ fragt Wesental den Tisch.

Der Tisch quittiert mit dreimal klopfen, das heißt also ja.

„So, nun buchstabiere hintereinander ohne Pause die anderen Buchstaben“, spricht Wesental weiter zu dem Tisch.

„A“ ist der nächste Buchstabe.

Der dritte Buchstabe ist „R“.

„M a r“, sind die ersten 3 Buchstaben. Es ist merkwürdig, trotzdem eigentlich die ganze Geschichte für Quatsch angesehen wird, sind viele

Augen auf die Kameraden gerichtet, deren Namen mit dem Buchstaben „Ma“ oder „Mar“ beginnt. Da ist der Kamerad Malike gewesen, der aber gleich ausschaltet, als der dritte Buchstabe nicht „i“, sondern „r“ ist. Nach dem Erscheinen des dritten Buchstabens richten sich viele Augen auf den Kameraden Marmann . . .

Dieser merkt das und wird feuerrot, was man sogar als Schuldbewußtsein auslegen kann (obwohl erfahrungsgemäß ein unschuldig Beschuldigter viel leichter erröten und verlegen werden kann).

Der vierte Buchstabe ist „g“.

Dann kommt ein „a“, weiter ein „r“, dann ein „e“ und schließlich ein „t“ und nochmal „e“.

„Margarete“ ???

Verdutzt schauen sich alle an. Doch dieses wird durch etwas anderes unterbrochen:

Am Ende des Saales befindet sich das Buffet, von diesem her ertönt ein lauter Aufschrei: „Mutter, liebe Mutter. Ja, ich bins gewesen, ich habe das Tintenfaß umgeschüttet.“ . . .

Es ist das 10jährige Töchterlein des Hoteliers, das sich mit diesem Aufschrei ängstlich um die Mutter klammert.

Aus Furcht vor Strafe hat die kleine Uebeltäterin ihre Tat verschwiegen, denn die Mutter ist sehr streng zu ihr.

Wir sind aber alle sprachlos und staunen den Unteroffizier Wesental wie einen Gott an.

Die Mutter will sofort die kleine Margarete schwer züchtigen, doch da werfen wir uns dazwischen.

„Lassen Sie mal die Kleine in Ruhe, die Hiebe haben wir Soldaten ja alle reichlich bekommen."

Wir haben das Strafexerzieren damit gemeint.

Der Hotelier stiftet uns eine Tonne Bier und so nimmt diese Tragikomödie noch einen überwiegend humoristischen Abschluß.

Am andern Morgen sagt der Hauptmann zu uns:

„Meine Soldaten haben als Kavaliere an der kleinen Margarete gehandelt, bravo, das freut mich."

Ueber dieses Erlebnis mit dem Unteroffizier Wesental wird noch lange debattiert und man sucht nach Erklärungsmöglichkeiten.

Wesental selbst ist schweigsam, er scheint aber die Ansicht zu vertreten, daß es jenseitige Kräfte oder Geister sind, die den Tisch in Bewegung bringen.

Ich kann diese Ansicht eigentlich nicht teilen, sondern neige mehr zu der unseres Assistenzarztes. Dieser hält das Zustandekommen der Klopflaute für möglich, auch die Entdeckung der kleinen Margarete. Weiter führt er aus:

„Der Mensch hat ein Ober- und Unterbewußtsein. Das Unterbewußtsein ist imstande, viele Dinge aufzunehmen, für die das Oberbewußtsein nicht empfänglich ist."

Die kleine Margarete hat vom Buffet aus ängstlich das Experiment des sogenannten Tischrückens verfolgt und hat innerlich den quälenden Gedanken

gehabt, „daß ja nicht der Tisch etwa ihren Namen nenne." Die Margarete befand sich in einer fieberhaften Aufregung. Der Vorgang ist einfach der, daß der Name „Margarete" vom Unterbewußtsein des Mädchens auf das Unterbewußtsein des Unteroffiziers Wesental übertragen wurde. Das Tischrücken war aber das unbewußte Mittel zum Zweck, das im Unterbewußtsein Befindliche ins Oberbewußtsein zu bringen. So klopfte denn der Tisch das Wort „Margarete".

Daß es eine Telepathie, eine Gedankenübertragung gibt, dafür sind ja genug wissenschaftliche Beweise vorhanden. Und die Telepathie kann auch von Unterbewußtsein zu Unterbewußtsein erfolgen.

Das ist eine ganz plausible Erklärung, die alles Uebersinnliche ausschließt."

So erklärt unser Assistenzarzt das Phänomen und vielleicht hat er recht.

*

Wir sind inzwischen wieder draußen an der Front, diesmal auf dem Balkan.

In glühender Sonnenhitze geht es unausgesetzt, pausenlos den Rumänen hinterher. Krieg mit Offensiven und Deffensiven ist dies kaum zu nennen. Es ist mehr eine Verfolgung, die fast reibungslos vor sich geht.

Es geht durch das ganze Land, die Verpflegung bleibt oft aus, da werden dann in den Gehöften noch herumlaufende Schweine und andere Tiere

geschossen oder abgeschlachtet und so gut es eben geht, zubereitet. Was da alles herauskommt! Trichinen werden mitgegessen, denn ein Fleischbeschauer ist nicht unter uns.

In manchen Ortschaften sind noch vereinzelte Bewohner anwesend. Wenn wir durch diese Dörfer als die ersten feindlichen Soldaten kommen, die noch bestehenden Häuser oder Hütten sind alle weiß beflaggt, dann kommen uns einige Einwohner entgegen, an der Spitze gewöhnlich der Aelteste, mit langer Vollbartsmähne und barfuß. Dieser trägt einen Teller vor sich, auf dem sich ein Stück trockenes Brot und ein Häufchen Salz befindet.

Hierdurch soll uns kund getan werden, daß die Leute mit uns in vollem Frieden leben wollen.

Es verläuft auch gewöhnlich alles glatt.

Wir kommen auch durch Dörfer, die keine mehr sind. Es ist alles kurz und klein gebrannt. Kläg-liche Ueberreste sind vorhanden.

Hast Du schon einmal jemand etwas Schlechtes gewünscht? Soll ich Dir einmal etwas ganz Teuflisches nennen, etwas, was Du vielleicht ob seiner großen Einfachheit gar nicht einmal als „schlecht" ansehen wirst?

Was es ist?

Entziehe Deinem Gegner jedes Salz!

Unverständlich?

Jede Speise, die wir zu uns nehmen, enthält an und für sich Salz. Das Brot ist gesalzen, die

Wurst ist gesalzen und gewürzt, Konserven sind mit Salz zubereitet usw.

Wir kommen jetzt in eine Lage, wo wir tagelang kein Salz haben und keine Speise, die ein Atom Salz enthält.

Kartoffeln sind da, von geschossenen Schweinen das fetteste Fleisch in dem wir Kartoffelpuffer braten, auch noch andere Feldfrüchte sind da, aber kein Salz.

Zuerst merkt man nichts davon, aber dann tritt ein unermeßliches Verlangen nach Salz ein, ein Verlangen, welches unbeschreibbar ist. Vor jeder Speise haben wir einen Ekel, wir können nichts mehr essen, Erbrechen und Durchfall stellen sich ein.

Dazwischen werden wir abwechslungshalber mit einigen Granaten und Schrappnells bedacht. Wir ärgern uns fast, daß wir keinen Volltreffer gekriegt haben, denn dann wäre es doch aus gewesen . . .

Wir sind kaum noch Menschen, denken können wir überhaupt nicht mehr, und wenn wir den geringsten Versuch zum Nachdenken überhaupt machen wollten, würden wir darüber verrückt.

Das Geistige, Seelische, das Denken, oder welchen Ausdruck wir hier auch gebrauchen mögen, hängt zu sehr mit dem Körperlichen zusammen.

Nahrung in Hülle und Fülle ist da, gute Nahrung, wer weiß, ob die in der Heimat solche haben . . .

Aber uns fehlt das Salz und deshalb müssen wir in einigen Tagen verrückt sein, wenn uns der Zufall keins in den Weg führt.

Gibt es denn das überhaupt, kann sich denn sowas ein normaler Mensch vorstellen, aus Salzmangel verrückt werden?

Gibt es überhaupt einen Zufall? Ist nicht alles Schicksal? Hat nicht unser Kamerad Wesental doch recht? Vielleicht ist er normaler als wir alle zusammen?

Solche und ähnliche Gedanken gehen durch mein Hirn, ich fange auch noch an, „okkult" zu werden. Zu einem großen Teil sind wir auch gleichgültig geworden, mag kommen was will. Im Moment haben wir nur den einen Wunsch: Salz. Zufall oder Schicksal, führe es uns in den Weg. Dieser Salzmangel ist schlimmer als einen Sturmangriff mitmachen zu müssen, wenn es der Zufall oder das Schicksal will, kommen wir aus dem Sturmangriff gut wieder heraus, während wir aber durch den Salzmangel umkommen müssen und dabei ist das gar kein richtiger Heldentod.

Das Schicksal hat es aber gut mit uns gemeint, wir stoßen in einigen Tagen auf ein Bauerngehöft, was wir von oben bis unten durchwühlen und im Keller finden wir eine Tonne Salz! Es sieht aus wie kandierter Zucker, und ist in Stücken von der Größe einer Walnuß bis zur Faust. Ich habe so eine Walnuß gleich verschluckt.

Wo wir jetzt Salz unterbringen können, tun wir es. Für alle Fälle, denn man kann nicht wissen.

Es geht weiter, dann stockt es wieder einmal ein paar Tage und dann geht's wieder weiter.

Granatfeuer. Ziemlich weittragende Geschoße müssen es sein, die uns da beackern. Trotzdem, man kümmert sich gar nicht mehr soviel darum. Ich liege auf einer zurechtgemachten Lagerstatt und will gerade einschlafen. In unserer Nähe müssen Einschläge sein, denn der Boden dröhnt davon.

Da ruft mich aus der diagonal von mir gelegenen Ecke ein Kamerad. „Ich möchte mal ganz schnell zu ihm rüber kommen, aber schnell müsste ich kommen, er will mir was Wichtiges zeigen".

„Ach, laß mich in Ruh, ich will jetzt schlafen sage ich", und drehe mich auf die andere Seite.

Doch er redet weiter:

„Du wirst es zu bereuen haben, wenn Du nicht kommst, komm nur mal, Du wirst staunen, ich sage nichts weiter, komm nur einmal rüber zu mir" und in diesem Tempo redet er weiter.

Draußen zischt und faucht es fortgesetzt. Es kommen schon Einschläge, die über unsere Köpfe hinweggehen.

Ich gebe schließlich dem Drängen meines diagonalen Vis a vis nach und gehe hinüber.

In derselben Sekunde, wo ich mich erhoben habe, ein Zischen in der Luft, ein Splittern, ein Einschlag und direkt auf meinem Platz saust die Granate nieder. . .

Alles fliegt vom Lager auf und spritzt entsetzt auseinander. Ich bin in der Sekunde des Einschlages gerade bei dem Kameraden angelangt, der mich gerufen hat.

Kurt Lind

Wäre ich drüben liegen geblieben, wäre ich in tausend Atome zerschmettert worden und alles wäre aus gewesen.

Die beiden neben mir liegenden Soldaten sind auf der Stelle tot. Von dem Einen sind nur noch die Beine bis zum Oberschenkel vorhanden, das Andere ist nicht mehr da. Dem Zweiten hatte ein großer Splitter den Schädel zerschmettert.

An Schlaf ist diese Nacht nicht mehr zu denken, in zwei Stunden kommt auch schon durch einen Meldereiter der Befehl zum Weiterrücken. Am andern Tag frage ich den Kameraden, der mir diagonal gegenüber gelegen hat:

„Nun sag einmal, Kamerad, was hast Du denn eigentlich so Wichtiges von mir gewollt?“

Er weiß, daß er mir durch sein Hinüberrufen das Leben gerettet hat, ich bin ihm eigentlich zu grossem Dank verpflichtet, doch sieht er mich so an, als wenn er in meiner Schuld steht. Er antwortet mir gar nicht.

Ich wiederhole meine Frage.

Nun kann er mir nicht mehr ausweichen, er muß jetzt antworten.

„Ich wollte gar nichts von Dir, ich wollte Dich nur anführen“, spricht er, den Kopf nach unten gesenkt. . .

Ich bin erschüttert.

„Du warst von meinem Schutzengel geschickt, denn, wenn Du mich nicht hättest anführen wollen, dann lebte ich jetzt nicht mehr und hätte das Schicksal meiner beiden Nachbarn geteilt.“

Von diesem Tage an verbindet mich eine gewisse Freundschaft mit meinem ungewollten Lebensretter.

Wo es die Gelegenheit erheischt, sind wir uns einander gefällig und verschaffen uns gegenseitig Vorteile.

*

Der einzige erreichbare Zugang zur Stadt, dessen Eroberung bevorsteht und die mitten im Gebirge liegt, ist durch eine Brücke möglich. Es ist eine lange und stabile Brücke. Die anderen Zugangsmöglichkeiten stehen unter Feuer oder sind aus anderen Gründen nicht gangbar.

Also wird es über die Brücke versucht. Im Eiltempo geht es darüber hinweg. Die Brücke ist ununterbrochen mit Truppen belegt, die darüberrasen. Infanterie, Maschinengewehre und leichte Feldkanonen, dann Bagage und Fernsprechwagen jagen darüber hinweg.

Von der anderen Seite drüben kommt ab und zu ein Schrappnellschuß, der uns jedoch im Vorwärtsschreiten nicht hindert.

Wir sind vielleicht 200 m von der Brücke:

Ein fürchterliches Getöse, ein Krachen, ein Dröhnen, Erdbeben gleich, die Brücke ist in die Luft geflogen, Mann, Roß und Wagen hat sie mitgerissen. Menschenleiber, ganze Menschen und Menschenglieder, Arme, Beine, Köpfe, die auseinander gerissen werden, fliegen in der Luft herum. Ein entsetzliches, erschütterndes Aufschreien, der Aufprall der Masse hinterläßt ein unheimliches Echo.

Ein Bild unheimlicher Verwüstung. Viele Hundert Tote, Verwundete und Sterbende.

Wenn Menschen sich vor Schmerzen winden und schreien, so ist das ein schreckliches und furchtbares Bild, aber hast Du schon einmal ein Pferd schreien hören?

Schreien vor unermeßlicher, entsetzlicher Qual? Es dünkt fast noch schrecklicher. Einem Pferd sind zwei Schenkel durch den Explosivstoff herausgerissen worden und es ist unweit in unsere Nähe geschleudert. Es lebt noch und empfindet den Schmerz, es schreit. Ein Mensch wäre betäubt oder gleich tot gewesen, aber das Pferd lebt noch.

Der Mensch steht über dem Tier, aber das Schreien eines Pferdes mit anzuhören und es dabei zu sehen, dünkt schrecklicher und grausiger, als wenn es ein Mensch gewesen wäre. Mit ein paar Gewehrschüssen erlösen wir das Tier von seiner Qual.

Sanitätspatrouillen mit Hunden gehen nach allen Seiten los um zu sehen ob sie noch Verwundete finden. Meistens sind es schwere Fälle die kaum mit dem Leben davonkommen werden. Einzelne menschliche Gliedmaßen werden aufgelesen, es wird ein großes Massengrab geschaufelt und nach kurzer Andacht alles dahinein versenkt.

Der fliehende Feind hatte die Brücke an verschiedenen Stellen mit Dynamit unterlegt und Zeitzünder angebracht, so daß die Explosion erfolgte, als sich unsere Truppen darauf befanden.

Wären wir im Vormarsch 10 Minuten voraus gewesen, hätten wir zu denen auf der Brücke gehört. . .

Pionierabteilungen rücken schnell heran und zimmern in einigen Stunden aus mitgebrachten Pontons und Baumstämmen eine provisorische Brücke.

Ein imposantes Bild des Krieges: Inmitten dieser großen Verwüstung, inmitten einschlagender Granaten und Schrappnells steht der General und gibt persönlich mit lauter Stimme seine Befehle, die ringa herum einschlagenden Geschosse stören ihn nicht.

Nach einigen Stunden kommen wir in der Stadt an.

Vom Feind keine Spur mehr, er muß weit vorgerückt sein.

Wir sind aber alle wütend und zornig und die Mehrzahl unserer Soldaten läßt diese Wut an der Stadt aus. Es wird Vieles kurz und klein gehauen, die Häuser werden nach evtl. sich versteckt haltenden feindlichen Soldaten durchsucht. In einem kleinen Warenhaus wird alles auf den Kopf gestellt.

Aber man tötet niemand. Das Leben der Einwohner wird geschont.

Der Aufenthalt in dieser Stadt währt nicht lange, es geht dieselbe Nacht weiter.

Nachschub von Verpflegung bleibt wochenlang aus. Man verpflegt sich selbst und nimmt, was einem in die Hände fällt.

So geht es durch das ganze rumänische Land. Die Kampfhandlungen sind mehr oder weniger Plänkeleien geworden.

Die warmen Tage haben herbstlicheren Platz gemacht. Nachts bildet sich Rauhreif und es wird eisig kalt.

Vom Feinde werden viele Gefangene gemacht. Es geht vorwärts bis auf Bukarest zu.

Wir haben mit einem schwereren und größeren Kampf jetzt gerechnet, werden jedoch angenehm enttäuscht.

Wir ziehen in Bukarest ein, ohne daß ein Schuß fällt.

In den Hauptstraßen von Bukarest stehon Hunderte weiß gekleideter Frauen und Mädchen mit Blumen in den Armen. Sobald wir uns frei bewegen können, werden wir mit Blumen überschüttet und reißen sich die Einwohner darum, einen Soldaten ins Quartier zu bekommen.

„Heil dem Sieger! Als Sieger heißen wir den willkommen der gesiegt hat."

Das ist die Einstellung der Einwohner. Die Soldaten werden aufs Beste empfangen und bewirtet.

Die Stadt kommt sich nicht als besiegt vor, sondern feiert den Sieg mit den Siegern!

(Am selben Tage genau nach zwei Jahren zogen die Engländer in Bukarest ein und wurden genau so empfangen.)

Die ganze Stadt kommt in verwaltungstechnischer Hinsicht unter militärische Kontrolle und herrscht im großen und Ganzen zwischen allen das beste Einvernehmen.

Welche Kontraste des Menschendaseins sind hier zu finden!

Hier ein großer Palast, aufs verwöhnteste und fürstlichste eingerichtet, kaum hundert Schritte daneben die erbärmlichste und dreckigste Hütte, in der über ein Dutzend Personen in einem engen Raum hausen, dazu Schweine, Hühner, Enten, alles im selben Raum. Verdreckt und verlaust, sittlich auf niederster Stufe stehend.

*

Bewegungskrieg vorwärts und Bewegungskrieg rückwärts ist zweierlei. Besonders in Bezug auf die moralische Stimmung der Truppen.

Der Bewegungskrieg führt immer durch Ortschaften und Gegenden, die der Vernichtung des Krieges anheimgefallen sind.

Brennenden Häusern, brennenden Gehöften, brennenden Hütten, öd und verlassen in den Ställen hin und wieder Reste von Vieh antreffend, begegnen wir.

Große Feuersäulen steigen gen Himmel, ein gigantisches Bild des Krieges in uns allen zurücklassend.

Die Einwohner sind meistens geflüchtet und haben mitgenommen, was sie mitnehmen konnten. Vereinzelt sind sie aber auch dageblieben.

Wenn der Vormarsch sich im schnellen Tempo bewegt, der fliehende Feind vor uns herrennt, dann bekommen wir diesen oftmals gar nicht zu Gesicht. Es ist sozusagen dann ein Kampf gegen den unsichtbaren Gegner. Plünderungen sind bei einem Vormarsch trotz strengster Gegenbefehle unvermeidlich, was seinen Grund oft auch darin haben

kann, daß die Verpflegung für die Kampftruppen nicht so nachkommt und diese sich in vorderster Linie des Vormarsches befindlichen sehen müssen, wo sie bleiben, d. h. wo sie ihren Hunger stillen.

Zurückgebliebene Einwohner in Orten, die vorübergehend zur Front geworden waren, haben meistens nichts zu lachen.

*

Wir kommen durch einen vom Kriege im allgemeinen stark mitgenommenen Ort. Vereinzelt sind einige Bewohner zurückgeblieben, die armen Leute haben nichts zu essen. Hunger und Not kann die größte Moral fallen lassen.

Wohnt da in einem übrig gebliebenen Hause eine Frau mit zwei Töchtern im Alter von 18 und 20 Jahren. Haare schwarz wie die Nacht und dunkle Glutaugen, verführerisch, sinnlich schön, aber noch unschuldig. Die Mutter kommt auf unsere Feldküche zu, an jeder Hand eine Tochter und bricht in die verzweifelten Worte aus:

„Da, nehmt sie hin, meine Töchter, ihr Körper gehört Euch, aber gebt uns etwas zu essen dafür, wir sind am Ende, wir haben tagelang gehungert."

Ein verzweifeltes und erschütterndes Bild des Krieges.

Und wir, was tun wir, nehmen wir das Angebot dieser verzweifelten Mutter an? So sehr manchem darnach gelüstet haben mag, wir nehmen es nicht an.

„Liebe Frau", sagen wir zu ihr, laß Deinen Töchtern ihre Reinheit, wir haben auch Töchter zu Hause und wenn wir einmal heimkehren, dann ist es auch unser Wunsch, daß unsere Töchter uns rein ins Auge blicken können."

Tränen, Worte des Dankes und die 3 Frauenspersonen werden mitgefüttert, solange wir uns in dem Nest aufhalten, ohne daß einer von uns ihnen irgendwie nahegetreten ist. . .

Die Ueberwindung, die Selbstbeherrschung und die Entsagung, die sich darbietende und reife Frucht nicht zu pflücken, ist manchmal Tantalusqualen gleich zu setzen.

Fälle des Gegenteils sind natürlich auch nicht abzuleugnen.

Wieviel uneheliche Kinder werden wohl im gewesenen Feindesland herumlaufen, deren Vater ein feindlicher Soldat ist?

Doch das sind ja gar nicht beachtenswerte Dinge. „Im Osten nichts Neues, heißt der Kriegsbericht für diese schwangeren Mädchen und Frauen. . .

*

Das Gesicht des Krieges hat sich seit Beginn bis heute wesentlich geändert, in der Front, in der Etappe und in der Heimat.

Folgende Bekanntmachungen kommen heraus:

„. . . Von heute an dürfen Dienstags und Freitags Fleisch, Fleischwaren oder Fleischspeisen nicht

mehr gewerbsmäßig verabfolgt werden, Montags und Donnerstags kein Fleisch, Wild, Geflügel, Fisch, Fett oder Speckspeise in Wirtschaften, Sonnabends kein Schweinefleisch.

Von heute an Bestandserhebung von tierischen und pflanzlichen Spinnstoffen . . ."

Die Lebensmittel beginnen also knapp zu werden.

Der ganze Verkauf der Lebensmittel jeglicher Art wird bis ins Kleinste organisiert. Im ganzen Reiche werden dieselben nur gegen Verabfolgung einer entsprechenden Karte verkauft. Hierdurch will man eine gleichmäßige Verteilung und eine Streckung von im Lande befindlichen Vorräten der nötigsten Lebensmittel ermöglichen.

Mit der Brot- und Fleischkarte fängt es an, dann werden jedoch diese Rationierungskarten auf alle übrigen Lebensmittel ausgedehnt. Und nicht nur das einmal, die Ausdehnung findet weiter auf Haushaltungsartikel, Textilwaren und alles mögliche noch statt.

Eine Verteuerung der notwendigen Bedarfsartikel macht sich in laufend steigendem Maße bemerkbar. Eine Verordnung nach der andern kommt heraus, man weiß überhaupt nicht mehr, welcher man folgen soll.

Aber es wird nichts besser, immer schlechter wird es.

Wie wirds weiter werden?

*

Ein großer Teil unserer besten Truppen ist gefallen, darunter zuviel aktive, was die erfahrensten waren.

Unser Nachschub kann nicht besonders auf der Höhe sein, denn die Ernährung mit Dörrgemüse, was das Spezialgericht der Heimat ist, kann kein Mark und Blut geben.

Nur noch wenige sind unter ihnen, die eine patriotische Begeisterung haben, die meisten betrachten es als nicht zu umgehende Pflicht, auch als Zwang, sie gehen mit unbestimmten Gefühlen in den Kampf.

Viele sind auch total verängstigt.

Als wir ins Feld zogen, vergingen Wochen und manchmal auch Monate, ehe wir in die direkte Front kamen, heute aber kommt der junge Nachschub direkt zum Sturmangriff in die vorderste Linie vor.

Ich gehöre zu den alten Leuten, das heißt zu den erfahreneren und manchem jungen kann ich einen guten Hinweis geben, der ihm das Leben rettet. Die Flugzeuge an der Front haben sich ungeheuer vermehrt. Von beiden Seiten tauchen Infanterieflieger auf, die uns schwer zu schaffen machen. In den letzten Tagen muß der Feind auf unerklärliche Weise zu einer guten Orientierung über unsere Truppen gelangt sein, denn viele Volltreffer hauen mit großer Zielsicherheit in unsere vorderen und hinteren Reihen ein. Die feindliche Artillerie muß ganz genaue Zielpunkte zur Kenntnis bekommen haben.

Um so unerklärlicher ist es, daß feindliche Geschoße an Stellen einschlagen, die weder durch Flieger, noch durch ein Fernglas oder überhaupt ein Beobachtungsmittel zur Kenntnis des Feindes gekommen sein konnten.

Sollte hier Spionage vorliegen? Doch auch diese scheint ausgeschlossen zu sein, da es an der Front in den letzten Wochen keine Möglichkeit gab, daß ein Spion einen Uebergangspunkt zum Herüber- oder Hinüberkommen fand.

Anders löst sich dieses Rätsel.

Die neueste Errungenschaft der Technik ist in den Dienst des Krieges getreten: Der Feind hat sich sogenannter Erdtel-Apparate bedient, mit denen er unsere Telefongespräche ablauscht.

Beim nächsten Angriff stoßen wir auf eine vom Feind zurückgelassene Erdtel-Station.

Nicht lange dauert es, und auch bei uns treffen in der Front Erdtell-Apparate ein, die wir benutzen, um die Telefongespräche des Feindes mitzuhören.

Die Erdtel-Apparate sind hauptsächlich nur im Stellungskrieg zu verwenden. Bei der Anlage einer solchen Station gehen fast stets einige Mann drauf, denn die Sache ist gefährlicher, als manche Patrouille.

Schneller als ich denke, bietet sich mir Gelegenheit zur Teilnahme an der Anlage einer Erdtel-Station.

Ein besonderer Ausbildungskursus hierüber, der in einem Etappenort stattfindet, macht uns schnell

mit der Technik vertraut und schon einige Tage nach Beendigung dieses, geht es zur Front zurück und heißt es, in der und der Stellung eine Station errichten.

In den vordersten Schützengraben in einem so gut wie möglich bombensicher sein sollenden Unterstand befindet sich die Station. Die Sprache des Feindes sprechende Kameraden haben den Kopfhörer umgeschnallt, den Bleistift in der Hand und notieren jedes Wort, was sie erlauschen können.

Nachts heißt es nach verschiedenen Richtungen, strahlenförmig so nahe wie möglich an den Feind heran isolierte Drähte auf den Erdboden zu legen, beginnend von der Abhörstation aus.

Fünf Mann gehen nach 5 verschiedenen Richtungen los. Gehen ist vielleicht nicht ganz richtig gesagt, sie schleichen und kriechen los, die Rolle Kabel vor sich aufrollend. Außerdem haben sie einen kleinen Sack alter Konservenbüchsen oder Metallteile mit sich. Es ist gleich, was dies ist, es muß nur ein Stromleiter sein. Möglichst dicht vor dem ersten feindlichen Graben wird Halt gemacht, ein Loch in die Erde gegraben und so tief es geht, der Draht am Ende blank gemacht und mit den Konservenbüchsen resp. anderen Metallteilen zusammengebunden oder verlötet, wenn Zeit dazu da ist. Das Ganze kommt in das Loch hinein, welches mit Erde wieder zugedeckt wird.

Von 5 so ausgesandten kommen gewöhnlich 3 oder 4 zurück die anderen sterben meistens den Heldentod an der Stelle, wo sie das Loch buddeln.

Ein Infanterieschuß, eine Maschinengewehrkugel oder eine Granate macht ihnen den Garaus.

Wenn die Drähte so strahlenförmig liegen und am Ende eingebuddelt sind, dann kann man auf der Abhörstation viele Gespräche hören, die in den vorderen und auch hinteren Telefonleitungen des Feindes geführt werden.

Diese Erdtel-Apparate sind der Vorläufer des heutigen Radio, denn es werden ähnliche Verstärkerröhren wie beim Radio, sowie Akkumulatoren etc. verwandt.

Es ist jetzt so: Wir haben Abhörstationen und der Feind hat welche. Es werden deshalb gegenseitig Suchpatrouillen ausgeschickt, um die Drähte der jeweilig feindlichen Abhörstationen zu zerstören.

Andererseits werden in den Leitungen, bei denen man ein Abhören von dem Feind vermutet, absichtlich Gespräche geführt, die fingierte Meldungen enthalten, um so den Feind bewußt auf eine falsche Fährte zu führen. Auch werden die meisten Gespräche jetzt chiffriert geführt.

Besondere Tricks wurden angewandt, um die Chiffrier-Schlüssel in die Hand zu bekommen.

Der Nachrichten- oder Fernsprechtruppe sei besonders gedacht, Großes hat sie in diesem Krieg geleistet. Wenn auch nicht immer in unmittelbarer Lebensgefahr, ist doch oft durch ein rechtzeitig gelegtes Fernsprechkabel, durch eine rechtzeitig hergestellte Verbindung das Leben Hunderter, ja Tau-

sender Kameraden der Infanterie- und Artillerietruppen gerettet worden.

Eine ungeheuere Geschicklichkeit legte diese Truppe an den Tag, wenn es heißt im starken Granatfeuer eine Fernsprechleitung zu legen, oder eine vom Feind zerschossene zu reparieren.

Bei den Regimentsstäben, Brigadestäben, Divisionsstäben, Armeekorps und Armeeoberkommandos sind regelrechte Fernsprechzentralen ausgebaut und es sind hier „Klappenschränke" aufgestellt, von denen Hunderte Verbindungen nach allen Teilen der Front einerseits und der Etappe andererseits führen. Die Fernsprechsoldaten auf solchen Stationen, die hier den technischen Dienst versehen, haben nichts zu lachen. Sie müssen Dienst, Dienst und nochmals Dienst machen. Bis zum Umfallen. Es gibt da keine achtstündige Arbeitszeit, diese beträgt manchmal 20 Stunden.
Dieser Dienst ist infolgedessen nervenaufreibend und zermalmend wenn sie auch teilweise in hinteren Stellungen oder in der Etappe sitzen, das macht nichts, wen der Sensenmann holen will, den holt er.

Ich habe eigenartige Schicksale im Felde beobachten und verfolgen können.

Mancher, der sich selbst dem Tod verfallen sieht, der mit dem festen Glauben hinausgeht, daß er nicht wieder zurückkommt, der in die größten Schlammassel gerät, der in offener Schlacht dem stärksten Trommelfeuer ausgesetzt ist, über dessen Haupt die Schrappnells in Mengen platzen, von dem links und

rechts die Granaten einschlagen, er kommt heil davon, obwohl er in diese Situationen seit Jahr und Tag ununterbrochen gerät.

Es muß doch etwas daran sein, wenn man sagt, dieser und jener ist kugelfest .... Ausnahmen, wie es bei dem Gefreiten Kutschbach gewesen ist, bestätigen die Regel.

Mancher, der einen guten Druckposten gefaßt hat, der zu den sogenannten Etappenhengsten zählt, der mit der festen Ueberzeugung hinausgeht, ihm kann infolgedessen nichts passieren, der in jeder Hinsicht von der Möglichkeit gedeckt ist, an die Front kommen zu müssen, der niemals in die Verlegenheit kommen wird, nur eine Gewehrkugel abzufeuern, der überhaupt von jeder Entbehrung, die ein Feldzug mit sich bringen kann, geschützt ist, er muß daran glauben.

Er befindet sich weit hinter der Front in seinem sicher scheinenden Etappenquartier, einlogiert in einem massiv festem Hause, er hat sein Bett und alles, da kommt wie der Blitz über Nacht die heimtückische Fliegerbombe und zerschmettert ihn ...

Ueberhaupt, das mit den Etappenhengsten oder Etappenschweinen, wie sie manche Frontsoldaten so drastisch nennen, das ist so eine Sache. In den ersten Kriegsjahren mag es ja gegangen sein, aber dann, ich glaube, sie sind manchmal gar nicht zu beneiden.

Sie sind der Heimtücke und Hinterlist des Feindes ausgesetzt. Nichts geht über einen offenen Angriff, den man vor sich, auf sich zukommen sieht.

Man kann sich bewegen und kann evtl. der ankommenden Granate nach links oder rechts ausweichen, man kann sich ducken, man kann sich platt hinlegen, man kann in einen Granattrichter kriechen.

Das alles kann aber der Etappenhengst nicht, wenn er diensttuend an einer Stelle festgenagelt ist.

„Ich habe mich wieder zur Infanterie gemeldet, bei der ich früher war", sagt ein Kamerad der Fernsprechtruppe. „Ich halte das hier nicht aus. Gestern haben wir die ganze Nacht da oben an dem Klapperkasten Dienst tun müssen —" er zeigt auf ein Haus, in dem sich die Fernsprechstation mit dem Klappenschrank befindet — seit Abend schlugen rings herum die Fliegerbomben ein, alles rannte, rettete und flüchtete sich in die bombensicheren Unterstände, wir aber mußten oben bleiben und den rasenden Schrank bedienen. Jede Verbindung, die wir herstellen mußten, konnte unsere letzte sein. 50 bis 60 Klappen fielen immer auf einmal. Wer kann sich vorstellen, welche Nerven hierzu gehören, diesen Betrieb zu schmeißen? Dabei das Bewußtsein, daß jeden Augenblick der Einschlag kommen konnte, nein, nicht konnte, mußte, denn das Haus war ja eins der größten mit."

„Zwei Uhr nachts war es, da schlugen zwei Bomben auf einmal durch die Decke in unserer Bude ein, durch den Boden gingen sie weiter durch, verschiedene Möbelstücke und einen Kameraden der sofort tot war, mit sich reißend. Dem anderen Kameraden war eine Hand weggerissen, er lag blutig

und wimmernd in einer Ecke, ich flog durch den Luftdruck an die Wand, kam aber mit dem Schrekken davon", fährt der Erzähler fort.

„Es ist nichts da, wogegen wir uns verteidigen können, man ist den Fliegerbomben völlig preisgegeben, es ist die heimtückischste Waffe, die es gibt. Wenn ich fallen soll, dann will ich lieber in der Front fallen", erklärt der Kamerad weiter, „ich gehe also wieder an die Front zurück."

*

Der Reiter ohne Kopf. Hast Du schon einmal einen Reiter ohne Kopf gesehen? Ist es eine große Phantasie, eine Erfindung, so etwas zu schreiben, oder ist es Wirklichkeit? Es ist Wirklichkeit.

Ich muß daran denken, wie vor Jahren meine Großmutter einmal einen Hahn abschlachtete. Sie hackte ihm einfach den Kopf ab, das Tier strampelte sehr und wie es auch gekommen sein mag, der Hahn entglitt ihrer Hand, nachdem der Kopf gerade ab war und rannte ohne Kopf noch einmal im Hofe herum.

Dasselbe kann auch der Mensch, oder glaubst Du es nicht?

Ich sage Dir, er kann es . . . .

Es ist ziemliches Granatfeuer. Kommt da um die Ecke ein Meldereiter im Galopp an, eine Granate trifft ihn so, daß sie ihm buchstäblich den Kopf wegreißt und dann weiter im Boden einhaut. Das Pferd aber rast weiter, der Mann ohne Kopf sitzt

noch aufrecht auf ihm, die Füße noch in den Steigbügeln und die Hände noch am Zügel.

Ich sehe, wie das Pferd mit dem Reiter ohne Kopf an mir vorbeifliegt.

Vielleicht 50 Schritte, dann fällt der Reiter ohne Kopf aus dem Sattel, das Pferd aber rennt weiter.

Ich werde für eine kurze Zeit für einen bestimmten Posten nach der Etappe kommandiert. Der Kamerad Görgen begleitet mich.

Diejenigen, die einen Druckposten haben, versuchen mit allen Mitteln, ihn fest zu halten. Ein Druckposten in der Etappe ist jedoch nur ein solcher, der gestattet, daß man alles stehen und liegen läßt und in Deckung geht, wenn feindliche Artillerie den Ort beschießt und auch wenn Fliegerbomben kommen.

Wer aber in einem solchen Falle an der Stelle bleiben muß, die ihm der Dienst vorschreibt, wie z. B. der vorher geschilderte Fernsprechsoldat, der kann sich in der Etappe verratner und verkaufter vorkommen als an der Front. —

Es hagelt wieder einmal Fliegerbomben. Wir sitzen in einem bombensicheren Unterstand, viele Landsturmleute, alle Familienväter, sind bei uns.

Der Kamerad Kursack geht hinaus und will einmal nachsehen, „ob die Luft rein ist", denn seit zirka 20 Minuten ist kein Einschlag mehr gekommen.

Kaum ist er draußen, ein Krachen, ein Bodenzittern und dann ein markerschütternder Schrei. Vorsichtig, langsam und kriechend spähen wir nach: unser Kamerad, Landsturmmann Kursack wälzt sich in seinem Blute. Wir bringen ihn in den Unterstand und betten ihn, so gut es eben geht. Ich sehe, daß es keine Rettung mehr gibt, der ganze Leib ist ihm aufgerissen. Die inneren Organe hängen fast alle heraus. Er hat aber noch das Bewußtsein. Er lallt nach einem Bleistift und einem Stück Papier. Beides wird ihm gereicht. Wir stützen ihn und er schreibt:

„Meine liebe Frau und Kinder, lebt alle herzlich wohl und laßt es Euch gut . . ."

Das „t" von dem Worte gut endet mit einem langen, über das ganze Papier gehenden Strich, dann ist es aus gewesen.

Hat der Landsturmmann Kursack durch Unvorsichtigkeit, durch eigene Schuld sein Leben verloren, oder ist es sein Schicksal gewesen?

Ich komme in ein großes Eisenwerk. An einer Seite desselben ist ein Bergabhang, von dem feuerige Schlacken herabrollen.

Im Innern desselben befinden sich riesige Oefen, wo Eisen und Stahl geschmolzen wird.

In einem Raum dieses Werkes ist ein großes Bassin, in welches sich flüssiger Stahl ergießt.

Das ganze Werk steht unter militärischer Regie, die als Arbeiter hier Beschäftigten sind hauptsächlich zu diesem Zwecke abkommandierte Soldaten.

Viele Meter über den mit flüssigem Stahl gefüllten Bassin befindet sich eine kleine, eiserne Brücke.

Ich gehe über diese und sehe nach unten. Siedend und brodelnd steigt ein feiner Dampf mit eigenartigem Geruch auf, es sieht auch fast aus, als wenn da unten ein warmes Schwimmbassin ist.

Von den Leuten, die hier beschäftigt sind, wird nicht viel gesprochen. Schweigend verrichten alle ihre Arbeit. Sie sind nur überwiegend froh, daß sie nicht an der Front zu sein brauchen, aber sie haben doch schweren Dienst, mit zwölfstündiger Arbeitszeit. Es wird in einer Tag- und einer Nachtschicht gearbeitet.

Da geht über die soeben erwähnte eiserne Brücke der Armierungssoldat Ferchel. Es ist eine schmächtige, schlecht aussehende Gestalt.

Ich sehe von unten, daß er so eigenartig langsam über die Brücke geht und sich auf einmal am Geländer festhält. In der Mitte bleibt er stehen . . .

Diese Brücke soll an und für sich nur selten benutzt werden und dient vielleicht irgend einem speziellen Zweck. Das Geländer ist ganz niedrig und notdürftig.

Direkt unter der Brücke ist das Stahlbad.

Das Werk einer Sekunde ist es gewesen: Das Verlieren des Gleichgewichtes, das Hinunterfallen, das Aufzischen, das Aufsteigen einer kleinen Dampfwolke, der Aufschrei der Kameraden, die es gesehen haben.

Sofort werden alle Zu- und Abgangsstellen des flüssigen Stahles, die sich an der riesigen Form,

dem Bassin, befinden, abgesperrt. Man versucht, nach Ferchel zu fischen, ein Unternehmen, von dessen Aussichtslosigkeit man schon im vornherein überzeugt ist.

Nichts, gar nichts ist von ihm zu finden. Er hat sich in dem mehrere Hundert Grad Hitze habenden Stahlbad in Millionen Atome aufgelöst.

Die Quittung des flüssigen Stahles über den Empfang des Mannes ist das Aufdampfen gewesen.

Gefühlt wird er nichts haben, er hat ja nicht einmal Zeit gehabt, einen Schrei auszustoßen.

Von diesem Stahl, in dem der Armierungssoldat Ferchel seinen Tod fand, wird ein viereckiger Block gegossen, der in dem Garten aufgestellt wird. In dem Stahl eingemeiselt sind die Worte:

„In diesem Block ruht der Armierungssoldat Ferchel."

Dies ist auch ein Heldentod, einer ganz besonderer Art . . .

*

Eines Tages gehe ich auf einem in der Nähe befindlichen Soldatenfriedhof spazieren.

Da kommt unter anderem ein Soldat mit einem Holzbein angehumpelt, der in der Etappe irgend einen Schreiberdienst versieht.

„Nun Kamerad, wen willst denn Du besuchen?", frage ich ihn.

„Ich will mein totes Bein besuchen", lautet die Antwort.

„. . . totes Bein besuchen?", wiederhole ich erstaunt.

„Ja", sagt er „ich kann es sonst vor Schmerzen nicht aushalten."

„. . . vor Schmerzen nicht aushalten?", wiederhole ich wieder.

„Wo kannst Du denn noch Schmerzen haben, es muß doch längst alles verheilt sein?", frage ich weiter.

„An der Stelle, an der mein fehlendes Bein saß", gibt er zur Antwort.

Sprachlos und erstaunt sehe ich ihn an. Ich zweifle an seinem Verstand.

Doch er erzählt:

„Vor ca. einem halben Jahr erhielt ich eine Schußwunde, auf Grund welcher mein Bein amputiert werden mußte. Da ich abergläubisch bin, ließ ich das amputierte Bein von Kameraden beerdigen und weiß ich dadurch genau den Platz, wo es liegt.

Jetzt, nach nun bald 7 Monaten, habe ich an der Stelle, an der das Bein saß, besonders des Nachts, heftige Schmerzen. Das Bein ist amputiert worden und trotzdem schmerzt es.

Nächsten Tag besuche ich dann immer den Ort, wo mein Bein beerdigt ist. Und sobald ich in die Nähe komme, schwindet dann der Schmerz und ich habe wieder eine Weile Ruhe", schließt er seine Erzählung.

„Gibt es sowas überhaupt, ist so etwas möglich? Oder macht der Krieg alle verrückt?"

Man frage einmal Kriegsamputierte, diese werden Aehnliches bestätigen können.

Mein Kamerad Görges hat von dem Leiter der Feldbahnstation eine Dauerkarte, mit der er mit dieser und jener Bahn zur Front vor oder noch weiter in die hinteren Etappenorte fahren kann. Er ladet mich einmal zu einer Mitfahrt ein.

„Sage einmal, wie kommst Du eigentlich zu diesem Ausweis? Den hat ja der Leiter der Feldbahn selbst unterschrieben, den Mann kennst Du doch gar nicht?"

„Ja, das ist eine ganz eigenartige Sache, ich weiß auch nicht, wie ich mir das erklären soll. Es ist ein Oberleutnant, ich habe ihn hier am Feldbahnhof kennen gelernt. Er fragte mich, ob ich auf seinem Büro irgendeine Schreibarbeit für ihn erledigen wolle. Ich konnte das natürlich nicht abschlagen und hat er mir dann als Gegenleistung diesen Ausweis ausgestellt", spricht Görges.

„Aber doch eigenartig, gleich eine Dauerkarte zu geben", unterbreche ich ihn, „die doch sonst gar nicht zu haben sind."

„Ja, weißt Du, die Sache muß auch noch einen anderen Hacken haben", fährt Görges fort, „ich zerbreche mir selber schon darüber den Kopf, und weiß nicht, wie ich das ausdeuten soll."

„Was ist denn noch?" frage ich neugierig.

„Eine ganz eigenartige Sache, der Oberleutnant hat mich verschiedentlich, wenn ich frei war, auf die Kommandantur eingeladen, hat mit mir Schach gespielt und dabei haben wir Wein getrunken. Jeden dienstlichen Ton oder militärische Haltung hat

er sich verbeten und letzthin hat er mir in einer durch den Wein angeregten Stimmung Brüderschaft angeboten.

Erstaunt und keinen Widerspruch wagend, nahm ich dies an. Und als wir weiter noch in angeregterer Stimmung waren, kam er ganz in meine Nähe, sah mir tief in die Augen und ehe ich mirs versah, hatte er mich geküßt ...", erzählte Görges weiter.

„Das glaubst Du wohl selbst nicht", erwidre ich darauf, „Du bist doch kein kleines Mädchen."

„Vielleicht wäre es besser, ich wäre eins geworden, dann brauchte ich diesen ganzen Dreck nicht mitzumachen."

„Na, rede man nicht so", sage ich, „denn Du zogst doch mit großer Begeisterung hinaus."

„Ja, gewiß, wenn nur ein Ende abzusehen wäre, wir werden ja aber von der Uebermacht der Feinde erdrückt. Was nützt da der beste Soldat mit dem größten Heldenmut und überhaupt der größte Patriotismus?"

Eines Tages, nachdem wir längst von diesem Ort weg sind, erhält mein Kamerad Görges von einem Leipziger Verlag ein Buch zugesandt, welches sich betitelt: „Das dritte Geschlecht."

Er ist zuerst erstaunt, da er doch ein derartiges Buch gar nicht bestellt hat. Nachdem wir es aber gelesen haben, ahnen wir, daß der Veranlasser dieser Sendung der Oberleutnant war. Was es doch alles gibt und wovon man bisher keine Ahnung gehabt hat!

Hat nun der Krieg erst eine derartige Neigung in verschiedene Menschen gebracht oder ist es eine von Grund auf angeborene Veranlagung, die bei einem geringen Prozentsatz von Menschen vorhanden ist?

Durch die Dauer des Krieges, das monate- und jahrelange Soldat sein, ist der Wunsch und das Verlangen der ungestillten Sexualität und Erotik ungeheuer. Der Schrei nach dem Weibe wächst von Tag zu Tag. Die hinter der Front und in den besetzten Gebieten frei herumlaufenden und sich anbietenden Frauenzimmer sind fast durchweg geschlechtskrank und bilden eine große Gefahr für unser Heer. Es scheint fast so, als wenn sie mit Absicht losgelassen sind, um uns zu vergiften. Eine scharfe Kontrolle hat deshalb in dieser Hinsicht eingesetzt und diese Geschöpfe werden alle zwangsweise behandelt und interniert.

Daneben sind in bestimmten Etappenorten Bordells errichtet, manchmal mit tausend Insassinen und mehr. Diese sollen alle gesund sein und bekommt jeder Soldat in den Häusern vorher und nachher eine Injektion.

Die Freudenhäuser werden mitunter kompagnieweise von den Soldaten besucht, es gibt in manchen direkt 3 Klassen mit drei verschiedenen Preislagen, für Mannschaften, für Unteroffiziere und für Offiziere. Das Ganze steht in gesundheitlicher Hinsicht unter dem Roten Kreuz.

Wenn auch an solchen Orten infolge der verhaltenen und ungestillten Sexualität Massenbetrieb

herrscht, so gibt es doch auch Leute, die davon keinen Gebrauch machen. Besonders von dem jungen Nachschub gehen welche mit den anderen in das Bordell ohne zu wissen, was sie dort eigentlich sollen . . . .

Ein böses Bild der Folge des Krieges ist das alles.

*

Wieder im Kampf. Wir gehören nun schon zu den erprobten Soldaten des Krieges, wir wenigen, die bis jetzt davon gekommen sind. Wir haben die verschiedenen Kniffe und Tricks kennen gelernt, die man anwenden kann, um dem Tode zu entgehen. Es ist eben merkwürdig, obwohl sich mancher den Tod wünscht, sucht man doch instinktiv nach Möglichkeiten einer Lebensrettung, wenn man den Tod auf sich zukommen sieht.

Deren gibt es viele, durch das Blut anderer haben wir sie kennen gelernt. Kameraden sind gefallen, um uns zu diesen Erfahrungen gelangen zu lassen.

Wenn wir mit Artilleriefeuer überfallen werden und sehen kein Vor- und kein Zurück, dann ist der sicherste Weg der, in einem soeben von einer Granate gemachten Trichter zu springen, sich hier so viel wie möglich zu ducken und zu warten bis die dicke Luft sich verzogen hat.

Wie ich schon erwähnt habe, kommt es selten vor, daß ausgerechnet in demselben Trichter nochmal ein Einschlag erfolgt. Natürlich kommt es vor und wer eben so getroffen wird, dessen Schicksal ist es, zu sterben.

Der Feind ist in der Ueberzahl, wir werden überrannt. Die Ueberzahl ist so groß, daß man offensichtlich sieht, es ist aus. Es gibt kein Zurück mehr, denn wer den Versuch machen würde, zu fliehen, den wird unweigerlich die Kugel des Feindes in den Rücken treffen. Und sich ergeben, die Waffen wegwerfen, die Hände hochheben und vielleicht gar um Gnade bitten sollen, das wäre unmännlich, das liegt uns auch gar nicht. Und Zweck hätte es auch nicht, denn in solchen Ueberrennungssituationen ist keine Zeit dazu da, Gefangene zu machen. Da gibt es dann nur noch eins: sich einfach hinwerfen und sich tot stellen. Mit den Händen so gut es geht eine Höhlung in die Erde graben und da den Kopf hineinbetten. Und wenn wirklich Tote in der Nähe liegen, an diese herankriechen und sie längs vor sich plazieren, diese bilden doch dann eine gute Deckung vor etwa sich verirrenden Kugeln oder Schrappnellsplittern. Was dann weiter wird, ergeben die nächsten Stunden und das hängt davon ab, ob die Fläche Land, auf der man als Lebendigtoter liegt, im Besitze der Unsrigen oder des Feindes ist. Ist ersteres der Fall, dann ist man ja gerettet. Ist letzteres der Fall, ist es kritischer. Im günstigsten Fall ist man dann Kriegsgefangener und im ungünstigsten wird man wortlos abgeknallt. So etwas ist besonders der Fall gewesen, wenn die Bayern vorher mit Messern gearbeitet haben.

Die großen Granaten sind lange nicht so schlimm wie die kleinen, ich meine in Bezug auf die Treff-

möglichkeit. Wenn sie natürlich einmal treffen, ist die Wirkung der großen verheerender. Die großen kann man sozusagen ankommen sehen und hat die Chance, zur Seite zu springen. Die kleinen aber sind verdammte Biester, sie sind schnell und plötzlich da, fast wie eine Gewehrkugel.

Ein unheimliches Singen und Pfeifen der großen Granaten ist zu hören und durch das darf man sich nicht irritieren lassen. Man darf nicht lange darauf lauschen, denn man vergißt dabei das Dekkung nehmen vor den kleinen.

Eine ganz verrückte Sache, die mörderisch Vernichtung und Tod bringt, ist die Mine. Sie kommt wie ein Ungetüm schnell angetappt und richtet wahnsinnige Vernichtung an. Möglichkeiten, ihr zu entgehen, sind da, wenn sie auf uns zukommt, da man auch wie bei großen Granaten den Moment der Explosion abwägen kann. Kommt sie aber über Nacht, dann wehe.

Wenn ein Flammenwerfer kommt, gilt es erster Linie, den Mann der den Schlauch hält, abzuknallen.

Wer aber in den Bereich des feuerspeienden Untieres kommt, der ist verloren.

Gas. Ein Gasangriff ist entsetzlich. Die Gasmasken werden umgebunden und ist es ein eigenartiger Geruch, den wir jetzt einatmen. Aber die Gasmasken scheinen gut zu sein. Hier ist dann darauf zu achten, daß, wenn das Gas sich verzogen hat, die Gasmasken nicht zu frühzeitig abgenom-

men werden, denn dieses „Verziehen“ braucht noch kein vollkommenes zu sein. Das Gas ist schwerer als die Luft, es sinkt auf den Boden, es kann wie eine Schlange unter die Bettgestelle und andere Gegenstände kriechen und sich dort festsetzen. Da hat dann mancher danach noch Gas geschluckt, als er gar nicht mehr daran dachte.

Es muß verschiedene Gassorten geben, eine ist so, daß, wenn man einmal davon geschluckt hat, es nicht mehr aus der Lunge herauszukriegen zu sein scheint. Ein ewiges Husten und Sticken ist die Folge. Auch Blutspucken stellt sich ein. Das andere macht blind.

Also bei Gasangriffen heißt es, von den Orten, wo Gas hingekommen ist, die am tiefsten gelegenen Stellen kritisch und nicht ohne Gasmaske zu betrachten.

Haufenweise ziehen Soldaten, die in einem anderen Bezirk der Front links von uns Gas geschluckt haben, zurück. Sie sehen ganz merkwürdig aus, sie gehen nicht, sie torkeln mehr. Das Gesicht hat eine ganz eigenartige Färbung, es ist etwas dick und aufgedunsen. Die Augen sind ganz zugekniffen, manche von Ihnen scheinen jetzt schon blind zu sein. Mancher ist unter ihnen, der nicht mehr weiter kann. Er fällt hin, bleibt liegen, die Augen quellen ganz groß auf, aus dem Magen ein Rülpsen, der Kopf nimmt eine Färbung an, die ins Blaue, Grüne und Graue geht.

Es gibt ja keine Rettung mehr. Jeder Versuch der Hilfe hieß sein eigenes Leben in unnütze Gefahr

bringen, denn alle Augenblicke kommt irgend etwas Menschenmordendes an. Es wird immer schlimmer. Jeder muß Deckung suchen, so gut es geht. Wir kriechen in die Granatlöcher und bedecken uns mit Erde. Es wird immer schlimmer. Hoffentlich kommt zu uns nicht eine Gaswelle, wie sie oben links war. Wir prüfen unsere Gasmasken. Der ist froh, der die „neueren“ bekommen hat, denn diese sollen dichter sein. Manche Gasgranaten spritzen noch nach allen Seiten in Oel getränkte Eisenatome um sich. Diese werden im Moment der Explosion glühend und so winzig klein sie sind, sind sie imstande, brennend durch die Gasmaske älterer Qualität durchzudringen. Ein kleines Löchlein, stecknadelstichgroß, kann genügen, um Gas eindringen zu lassen.

Es scheint jetzt ganz wild loszugehen.

Bum — bum — krach — krach — und nochmals Krach, ein Krachen des Entsetzens und Grauens, alle Furien der Hölle sind aufgestanden und haben sich gegen uns gerichtet. Gibt es überhaupt noch einen Gott?

Viele können an diesen nicht mehr glauben. Wir müssen mit ansehen, wie die anständigsten, rechtschaffendsten und edelgesinntesten Menschen unter furchtbaren Schmerzen und Qualen dahingerafft werden und eine schreckliche, grausame Todesstunde haben. Womit haben diese Menschen das verdient?

Und mancher Gauner, Betrüger und Schwindler, der seine Mitmenschen jahrelang ausbeutet, man-

cher Verbrecher und Totschläger, dem man einen solchen Tod gönnen könnte, er bleibt verschont. Er kommt ja gar nicht in die Verlegenheit, einen solchen Tod zu sterben. Gibt es überhaupt eine ausgleichende Gerechtigkeit auf Erden?

Ich kann nun an eine solche auch nicht mehr glauben. Jeder, aber auch der geringste Glauben daran ist geschwunden.

Wie wird das alles weitergehen?

Die Explosion der Gasbomben oder Granaten können wir von der der anderen unterscheiden, denn der Einschlag ist hohl und etwas dumpf.

Ich kann nicht mehr weiter denken. Ich habe mit dem Leben abgeschlossen und Tausende mit mir.

In der Nähe ein dumpfer und hohler Einschlag. Schon steigt die Gaswolke vom Boden auf und wälzt sich auf uns zu.

„Gas, Gas", schreien wir von allen Seiten. Die Gasmaske aufgesetzt, ist das Werk einer Sekunde. Doch im ersten Augenblick scheint die Luft alle zu sein, schwer müssen die Lungen atmen.

Einem Kameraden wird die Gasmaske in dem Moment zerschossen, als er sie aufsetzen will. Auf so etwas vorbereitet, kneift er die Augen fest zu, hält den Atem an und schließt Mund und Nase. Schnell holt er den Ersatzfilter aus der Tasche, preßt diesen in den Mund und atmet dadurch. Ein verzweifeltes Unterfangen, ein verzweifeltes Wehren, dem Tod die Tür sperren zu wollen. Ich weiß, was in dieser Situation zur Rettung des Kameraden

zu tun ist. Das einzig Mögliche: Umschau halten, daß ein anderer gefallen ist, diesem Toten dann die Maske vom Gesicht reißen und dem noch lebenden Kameraden ohne Maske aufstecken.

Hat er aber bei diesem Experiment zwei oder drei Schlucke Gas genommen, dann ist es auch um ihn geschehen.

Denn das Gas wirkt so verteufelt, als wenn man Benzin oder Lysol getrunken hat, der einmal genommene Gasschluck ist durch die Luft, die man nachher einatmet, nicht wieder zu verdrängen, genau wie getrunkenes Lysol oder Benzin durch darnach getrunkenes Wasser nicht zu verdrängen ist.

Der Fall mit der zerschossenen Gasmaske kommt vielfach vor, das hohe Lied der Kameradschaft wird vielfach verwirklicht, doch auch viele müssen in diesem Fall dann weiter schlucken und den Gastod sterben.

Es bleibt nicht bei diesem einen Einschlag.

„Bum — bum — bum — bum — bum — so geht es jetzt in einem fort. Von vorn, von links, von rechts, von allen Seiten schlagen diese hohlen, dumpfen Granaten jetzt ein.

Jetzt heißt es, Maske, bestehe deine Probe.

An manchen Stellen ist die Gasanhäufung so dicht, daß jedes weitere Atmen unmöglich ist.

„Wenn ich mit der Maske ersticken soll, kann ich auch ohne Maske ersticken", müssen manche denken, denn sie reißen die Maske von sich und fallen taumelnd dem Gas in die Arme.

Eine Gaswand ohnegleichen hat sich gebildet und durch diese Wand heißt es hindurch.

Was ist auf der anderen Seite dieser Wand, ist es Luft oder noch eine größere und dickere??

Dazwischen schlagen andere Granaten ein, Schrappnelle explodieren in der Luft, ein Aechzen und Stöhnen rings herum, grauenhafteste Verwundungen aller Art finden statt.

Ist man überhaupt noch auf der Erde? Was ist das eigentlich über uns, der Horizont, der Himmel, was ist Luft?

An manchen Stellen schießen Stichflammen in die Höhe, um von oben herab im Bogen auf uns niederzuprasseln. Es müssen Flammenwerfer sein oder anderes Tod und Verderben bringendes Werkzeug.

In der Nähe ein brenzlicher Geruch, so wie angebranntes Fleisch, Leichen sind ins Brennen gekommen und kohlen weiter.

Wir gehen zurück und gehen vorwärts, wir wissen aber nicht, was vorwärts und was rückwärts ist.

Auf einmal ist hinter uns auch Feuer. Jetzt sind wir ganz im Hexenkessel. Von allen Seiten rings herum auf uns Feuerschlünde, in der Luft Explosionen und Schrappnelle, auf uns niederfallende Eisenstücke und Kugeln, schwere, bleischwere oder gar keine Luft, vorn und hinten aufsteigende Leuchtkugeln, die das ganze Furchtbare schauspielhaft auf Sekunden erleuchten. Rings herum Schreien, Brüllen, Rufen, Sprechen, Stöhnen, Aechzen

und Wimmern. An manchen Stellen dreht sich die Erde um und um.

Unaufhaltsame, unaufhörliche Detonationen, Explosionen, Geräusche nicht wieder zu gebender Art und dabei Menschen zu Tausenden mordend.

Das ist ein Bild des Krieges.

*

Viel von sich reden macht das Dum-Dum-Geschoß. Es ist dadurch entstanden, daß die Engländer in den Kämpfen mit den Indiern die Erfahrung gemacht haben, daß oftmals der getroffene Feind bei Verwundung des üblichen Vollmantelgeschosses ruhig weiterkämpfte, natürlich nicht lange, aber immerhin eine gewisse Zeit noch. Nach den Angaben des englischen Delegierten, des Generals Ardagh ist nachweislich ein von 5 Schüssen durchbohrter Indier noch in der Lage gewesen, zu Fuß ein Lazarett zu erreichen, welches vom Kampfplatz eine halbe Stunde entfernt war. Deshalb sind die Engländer auf den Gedanken gekommen, die Spitze des harten Mantels abzuschneiden um dadurch eine stärkere Waffe zu bekommen. Diese Geschoße sind zuerst in einer Munitionsfabrik in der Nähe von Caloutte, die den Namen Dum-Dum führte, hergestellt worden.

Bei den Vollmantelgeschossen findet die Explosionswirkung, der Explosionsprozeß außerhalb des menschlichen Körpers statt, bei den Dum-Dum-Geschossen ist es aber anders. Die Wirkungen sind mitunter entsetzliche und grausame. Die Muskel-

partien werden zerrissen, sodaß der mit einem solchen Geschoß getroffene Soldat meistens ein Kind des Todes ist. Stimmen für und gegen diese Geschosse sind laut geworden. Der erwähnte englische General Ardagh hat die Ansicht vertreten, daß diese Geschosse nicht sonderlich grausam seien. Ein Gewehrschuß, der einen Soldaten trifft, müsse denselben außer Gefecht setzen. Dies sei aber bei den Vollmantelgeschossen oft nicht der Fall. Durch die abgezwickte Spitze am Geschoß, solle nur eine größere Kampfunfähigkeit bewirkt werden — nicht aber solle der Zweck der sein, größere Schmerzen zu erzeugen.

Dem gegenüber steht aber die Ansicht des deutschen Professors von Bruns und des englischen Chirurgen Daves, die festgestellt haben wollen, daß ein Dum-Dum-Geschoß, welches in den Körper eindringt, Wunden gefährlichster Art erzeugt. Der Geschoßmantel solle sich wie ein Pilz stauchen und dann in dem Körper nach allen Seiten verspritzen und die Sehnen und Muskelpartien zerreißen.

Amerika spricht sich für die Dum-Dum-Geschosse aus.

Von den gesamten kriegführenden Mächten wird aber schließlich folgender Beschluß angenommen:

„Die vertragsschließenden Mächte unterwerfen sich gegenseitig dem Verbote, Geschosse zu verwenden, die sich leicht im menschlichen Körper ausdehnen oder plattdrücken, wie die Geschosse mit harten Mantel der den Kern nicht ganz bedeckt oder mit Feinschnitten versehen ist."

Gemäß dieses Beschlusses wurde das Dum-Dum-Geschoß nicht mehr verwendet, jedoch findet man hier oft an dessen Stelle ein Holspitzengeschoß. Dieses enthält in dem Bleikern einen Hohlraum, was wiederum eine größere Verwundung verursacht. Die Wunden von Kameraden die mit derartigen Geschossen bedacht worden sind, sehen gefährlich und schreckenerregend aus.

*

Wieder geht es weiter, ununterbrochen vorwärts und vorwärts. Wir müssen auf Vorposten ziehen und am weitesten und ersten von den vorne befindlichen Truppen gegen den Feind vorrücken. Es ist soeben die Meldung gekommen, daß der Ort vor uns vom Feinde besetzt ist und daß derselbe sich im Anmarsch auf uns zu befindet. Die Bewohner der über Nacht zur Frontlinie gewordenen Orte haben fluchtartig ihre Behausungen verlassen, ihr ganzes totes und lebendes Inventar haben sie im Stich gelassen. Das Vieh, Rinder, Schafe, Pferde läuft hungrig umher. Wir befinden uns in größter Bereitschaftsstellung und warten stündlich und minütlich auf den Befehl zum Vorrücken. Der Feind ist noch nicht an uns herangekommen, eine schwer verwundete Patrouille schleppt sich mühsam zu uns und gibt uns noch weiteren Bericht über die Position des Feindes. Hiernach befindet sich der Feind in einer starken Ueberzahl, sodaß wir ohne Verstärkung an einen Angriff gar nicht denken können, und froh sein müssen, wenn sie uns nicht

angreifen. Aus den hinteren Stellungen wird Verstärkung herandirigiert. Im Verhältnis zum Feinde ist die Verstärkung höchstens ein Fünftel so groß wie der Feind selbst. Der Führer dieser Verstärkungstruppe ist ein starker Draufgänger und als wir ihm sagen, daß das ganze Dorf und der Wald vor uns von Feinden besetzt ist, stört ihn das nicht im geringsten und da kein direkter Gegenbefehl da ist, unternimmt er mit seinen Leuten eine Attacke.

Ein mörderisches Feuer auf beiden Seiten setzt ein, wir selbst werden nach links geführt, um den Feind in die linke Flanke zu fallen. Wir scheinen uns nicht halten zu können, da setzt ein mörderisches Artilleriefeuer ein, wodurch wir in unseren Angriffen unterstützt werden. Die gegnerische Artillerie setzt auch ein und es ist ein unaufhörliches Krachen, Dröhnen und Beben. Wir liegen noch in der linken Flanke in direktester Angriffsbereitschaft mit aufgepflanzten Seitengewehren.

Unsere Husaren, die zur Verstärkung gekommen waren, sind von vorn mit größtem Schneid auf den Feind gegangen.

Nicht lange mehr läßt das Signal auf sich warten, der Befehl zum Stürmen wird gegeben. Trotz dieses bevorstehenden Kampfes von Mann zu Mann ist uns gar nicht ängstlich zumute, wir sind in einer mehr gehobenen und siegesbewußten Situation, es ist bald so, als wenn wir uns alle kugelfest vorkommen.

Wie uns nun die Russen so zum Sturm ankommen sehen, haben sie gar keine Lust gehabt, überhaupt

großen Widerstand zu leisten. Dieser ist nur ganz gering. Sie werfen die Waffen weg, heben die Hände in die Höhe und ergeben sich und da sie es in derartigen Mengen tun, ist es direkt unmännlich, wenn man auf diese kriegsmüden Menschen noch weiter schießen will oder sie gar mit dem Bajonett erstechen. Sie scheinen ja direkt darauf gewartet zu haben, gefangen zu werden.

Und deshalb haben wir diesmal Zeit gehabt, Gefangene zu machen.

In den Reihen des Feindes hat es trotzdem viel Tote gegeben. Unsere Artillerie hat kolossal aufgeräumt, sie liegen manchmal direkt haufenweise übereinander. Wir haben keine Zeit, hierüber Betrachtungen zu pflegen, unaufhaltsam geht es weiter. Das Aufräumen der Toten müssen wir den Roten Kreuz-Truppen etc. überlassen.

Am nächsten Tage kommt nun plötzlich eine Abteilung Kosaken mit eingelegter Lanze uns entgegen. Zum Unterschied von dem Vorhergeschilderten sind dies schwere Draufgänger. Es gibt einen harten Kampf. Auf beiden Seiten gibt es viele Tote, wir zielen und schießen so gut wir können. Einige purzeln vom Pferde, einige jagen davon, einige überrennen uns und so ist es ein wüstes Durcheinander, ein zähes Ringen und Kämpfen auf Leben und Tod. Die Kosaken erhalten Verstärkung und die Lage beginnt für uns außerordentlich brenzlich zu werden. Wir versuchen, so gut es geht, in Deckung zu gehen und von hier aus mit

anhaltendem Feuer den Feind vom weiteren Vordringen abzuhalten. Nachdem dann von unserer Seite noch Maschinengewehrfeuer einsetzt, zieht sich der Feind zurück.

Die Nacht darauf ist ein vorübergehender Stellungskrieg. Kugeln zischen und pfeifen herüber und hinüber. Wenn man die gesamten Kugeln mit einem Bindfaden verbinden würde, wäre der ganze Boden sozusagen mit einem riesigen Kugelnetz überspannt. Tausende und Abertausende Kugeln werden beiderseits verschossen, sie kommen aus dem Unbestimmten und Ungewissen und gehen ins Unbestimmte und Ungewisse.

Weder wir, noch der Feind wissen, wer jetzt im Vorteil oder Nachteil ist. Tote und Verwundete gibt es auf beiden Seiten ununterbrochen. Diese Hin- und Herschießerei kann schließlich stundenlang so weitergehen, ohne zu einem festen Ziele zu führen. Das merken wir jedenfalls, daß der Feind drüben zähere Truppen eingesetzt haben muß, welche sich nicht mir nichts Dir nichts ergeben. . .

Spannung und Ungeduld wächst bei uns und beim Feind, wer wird der Erste sein, der zum Sprung auf marsch, marsch vorgeht, um mit aufgepflanztem Bajonett vorzugehen, wir oder der Feind. Diese Ungewißheit ist fast quälender, als das Gewisse, als der Angriff selbst. Die Leute brennen darauf, entweder zur Offensive vorzugehen, oder diese vom Gegner zu erwarten. Doch es kommt kein Befehl zum Angriff. Erst soll unsere Artillerie den Weg besser ebnen.

Während unsere Artillerie stark losgeht, ist die feindliche nicht so auf dem Posten.

Auch hier kommt die Minute, wo es losgeht. Die Zeit schreitet unerbittlich vorwärts, in kleinen und in großen Dingen. Es gibt keinen Halt und kein Zurück. Fast wie auf Kommando, als wenn wir und der Feind unter ein und demselben Kommando ständen, geht dieser und wir zu gleicher Zeit zum Angriff vor. Es ist ein unaufhaltsames Laufen, Rennen und Vorwärtsstürmen.

Nach heftigem und erbittertem Kampf ist der Feind vertrieben, doch ist es nicht ohne Opfer abgegangen, viele Tote und Verwundete sind auch von uns dageblieben.

Wieder geht es ohne Aufenthalt weiter vorwärts. Wir fassen zwei Zivilisten ab, die im Dorf zurückgeblieben sind und die versucht haben, dem Feind durch Lichtsignale Nachrichten zukommen zu lassen, mit einem Spiegel und einem Wachslicht haben sie nach dem System des Morsealphabetes Zeichen geben wollen. Sie sind auf frischer Tat erwischt worden. Nach kurzem Protokoll werden sie an die Wand gestellt und ohne viel Federlesens erschossen.

Still und bleich mit ernsten Gesichtern stehen sie da. Wir wollen ihnen die Augen verbinden, doch sie lehnen es ab. Bevor die tödliche Salve kracht, hebt der eine von ihnen die Hände gen Himmel und murmelt unverständliche Worte . . . eine Minute später ist es aus.

Still und schweigsam werden die beiden hingerichteten Spione von uns begraben.

Wochenlang setzt sich der Marsch unaufhörlich fort. Verpflegung und Schlafen ist ganz unregelmäßig. Wenngleich wir uns auch dem Feind gegenüber in einem gewissen Uebergewicht befinden, so muß doch jeder den Tod vor Augen haben. Zumal wenn wir uns den Feinden gegenüber in nachteiliger Position befinden und wenn die Verpflegung ausbleibt, wie es jetzt seit ca. 3 Wochen der Fall ist, gehört eisernste Disziplin dazu, die Kampfesstimmung zu erhalten und einen moralischen Zusammenbruch zu vermeiden. Wie wird es wohl in der Heimat aussehen? Seit Wochen hat uns die Feldpost nicht folgen können. Die Führer atmen jedesmal auf, wenn es heißt: „Die Post ist da." Fast für jeden ist etwas dabei und man sieht wieder einmal zufriedene Gesichter.

Die letzten Tage haben für Soldaten und auch für die Pferde gewaltige Anstrengungen gebracht, ein neuer Angriff steht bevor. Wir sind eigentlich bis auf den Tod erschöpft und haben gerade etwas Ruhe. Da heißt es, keine Müdigkeit vorschützen und zum Angriff vormarschieren. Mit Beginn der Dunkelheit geht es los. In einigen Stunden ist es stockfinster geworden, daß man buchstäblich die Hand vor den Augen nicht sieht.

Es geht durch verschiedene Ortschaften und müssen wie hier unsere besondere Aufmerksamkeit darauf richten, ob sich hier nicht Feinde verborgen haben.

Dadurch werden die todmüden Nerven und Körper zum Wachsein aufgepeitscht, während man bisher halb automatisch, im Marschieren vor Uebermüdung fast schlafend dahingeht, wird eine solche mit einem Ruck vollkommen ausgeschaltet, sobald man einer Ortschaft sich nähert.

Was sind die drei Dinge, die für jeden Menschen unentbehrlich zu sein scheinen und die zu stillen er immer bemüht ist?

Schlaf, Hunger und Liebe.

Die ersten beiden davon sind für jeden Menschen dringend notwendig, Körper und Geist kann ohne sie nicht leben.

Der Schlaf.

Weißt Du, was es heißt, keine Zeit zum Schlafen zu haben? Die erste Nacht mag es gehen, man kann sie, vorausgesetzt, Körper und Geist sind gesund, gut wachend überstehen. Die zweite Nacht wach sein zu müssen, ist schon viel schwieriger. Es gelingt aber, wenn Situationen vorhanden sind, die anregen oder aufpeitschen. Hierzu zählt jeder bevorstehende Angriff, Granaten, Schrappnelle, Fliegerbomben, die in der Nähe niedersausen.

Die dritte Nacht wach sein zu müssen ist schon schlimmer. Willen und Energie erlahmen, ein Dösen tritt ein, der Körper ist äußerlich wohl wach, aber der Geist scheint zu schlafen.

Und eine vierte Nacht wach sein zu müssen, das ist die Situation, in der der Mensch in jeder Stellung und in jeder Bewegung schläft. Z. B. ste-

hend, in allen überfüllten Eisenbahn-Koupees, sitzend auf dem Pferde und laufend in der Bewegung.

Eine fünfte und sechste Nacht wach sein zu müssen, halten nur ganz seltene Naturen aus und es kommt mit darauf an, ob sie irgendwelche Stärkungsmittel zu sich genommen haben, wie starken Kaffee, Tee, oder gar ein narkotisches Mittel, wie Morphium oder Kokain.

Aber dann ist es aus. Weiter geht es nicht, der Schlaf verlangt dann zwingend sein Recht. Da es ihm nicht freiwillig gegeben worden ist, erzwingt er es sich mit Hilfe seiner Bundesgenossin, der Betäubung. Diese umarmt dann den tagelang schlaflos gewesenen und zieht ihn in das Reich des Schlafes hinein.

Die Betäubung fragt nicht darnach, in welcher Situation sich der Mensch befindet, es kommt einfach zur Zwangsvollstreckung, sie ist der Gerichtsvollzieher des Schlafes.

Der Hunger.

Weißt Du was Hunger ist? Ich meine Hunger, im buchstäblichen Sinne des Wortes?! Einen Tag nichts zu Essen haben, das mag gehen, man legt sich dann mit knurrendem Magen und etwas früher schlafen. Doch schon der zweite Tag, an dem man nichts zu essen hat, ist kritisch, man sinnt und sucht auf allen nur erdenklichen Wegen Nahrung zu erlangen. Ist dies dann auch ohne Erfolg gewesen, geht man erschöpft und resigniert

schlafen. Man gelangt zu der Erkenntnis, daß der Schlaf imstande ist, den Hunger vorübergehend zu betäuben.

Der dritte Tag des Hungerns ist jedoch schon ganz schlimm. Wir haben diese Situation erlebt, wir haben Baumrinde gekocht, und daran herumgeknabbert, dann haben wir vor Hunger Gras gegessen, genau wie es manchmal die Hunde tun.

Der vierte Tag des buchstäblichen Hungerns ist schon die Katastrophe.

Einmal haben wir sie dadurch vermieden, daß wir ein Pferd töteten, und Stücke herausschnitten und zubereiteten.

Ist so etwas aber nicht möglich und das Hungern am vierten Tage ist weiter ein buchstäbliches, dann macht sich mit elementarer Wucht die Auswirkung des Hungers bemerkbar.

Der Eine bleibt einfach still auf seinem Lager liegen . . . und stirbt am Hunger.

Der Andere bekommt den Hungerwahnsinn. Er tobt, brüllt, schreit und schlägt alles kurz und klein, was nicht niet- und nagelfest ist. Doch auch das Ausbrechen dieses Wahnsinns endet mit der Reaktion eines Zurückfalles in stumpfe Ohnmacht.

Und dann kommt auch der Tod als Erlöser.

Diese hier geschilderte Hungerperiode ist größer oder kleiner, je nachdem ob Trinkwasser da ist und wird außerdem im Zeitmaß von den Faktoren Ruhe, körperliche und geistige Anstrengung festgesetzt.

Die Liebe.

Schlaf und Nahrung kann der Mensch nicht entbehren, die Liebe aber schon. Der körperliche Organismus kann ohne Liebe existieren, nicht aber ohne Schlaf und Nahrung.

Die Liebe sucht instinktivmäßig und triebhaft ihren Weg und gelangt mehr oder weniger zum Ziele. Sie ist von den dreien der von Menschen notwendig gewollte Faktor. Der Mensch kann zwar ohne die Liebe leben, doch sucht er sie, denn in ihr liegt die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes.

Hunger, Schlaf und Liebe sind die drei Dinge, die das Getriebe der Welt zusammenhalten.

*

Plötzlich hören wir aus dem vor uns liegenden Ort starkes Gewehrfeuer. Es müssen hier also Feinde im Ort verborgen sein. Von uns wird Befehl gegeben, auf schnellstem Wege Maschinengewehre vorzubringen.

Es stellt sich heraus, daß unsere Truppen ahnungslos in den Ort marschiert sind und von dem versteckten Feind überfallen worden sind. Wir müssen zurückweichen, da wir hierauf nicht vorbereitet gewesen sind.

Unsere Maschinengewehre rücken an, unsere Artillerie, die inzwischen durch Fernsprecher entsprechenden Befehl erhalten hat, setzt ein und in

der stockdunklen Nacht wird es lebendig. Ein schauerlich und zugleich interessantes Nachtbild sind die in der Luft platzenden Schrappnells, die einschlagenden und explodierenden Granaten, die in den einzelnen Häuser dadurch entstehenden Brände.

Hochauf schlagen die Flammen.

Es ist wieder ein wüster Kampf mit vielen Toten auf beiden Seiten. Zähe und kriegsmüde Feinde sind vorhanden. Der Feind hat sich zurückgezogen, viele Gefangene sind gemacht. In einem Gehöft haben sich feindliche Soldaten versteckt. Als wir uns diesen nähern, kommen diese mit erhobenen Händen auf uns zu und haben sich sang- und klanglos ergeben. Zum Zeichen ihrer friedlichen Absicht haben sie ihre Gewehre mit einem Strick zusammengebunden. Sie zeigen auf diesen Stoß und geben einer gewissen Freude Ausdruck, daß sie sich als Gefangene in einem Gewahrsam befinden, der sie der Todesgefahr entrückt hat.

Eine entsetzliche Kälte hat eingesetzt, so gut es geht, hüllen wir uns fest in unsere Mäntel und verhüllen das Gesicht mit unseren Kopfschützern. Ein Quartier zum Schlafen gibt es nicht, wir müssen in eisigster Kälte im Freien nächtigen.

Die Kälte ist die Feindin des Schlafes, aber eine Freundin des Todes. Den Schlaf hemmt sie, den Tod aber fördert sie, denn wer in der Kälte vom Schlaf doch übermannt wird, ist des Todes sicher. Es ist gefährlich, im Kampf zwischen Kälte und Schlaf den Schlaf Sieger werden zu lassen,

denn er ist dann gleichbedeutend mit dem Todesschlaf.

Vor uns in der Ferne sehen wir eine Eisenbahnbrücke. Wir sehen weiter wie feindliche, schwere Artillerie gegen die Brücke loslegt. Und sie schießt gut. Die Brücke wird schwer beschädigt. Die großen Granaten gehen jetzt sogar über die Brücke hinaus, um auch uns einen Besuch abzustatten.

Auf verschiedene von uns wirkt der Einschlag der schweren Granaten demoralisierend. Sekundenlang hört man das Heransausen der schweren Eisenkörper vor dem Einschlag.

Diese Sekunden dauern manchmal eine Ewigkeit.

Weißt Du, was man in einigen Sekunden der Lebensgefahr erleben kann? Es ist dasselbe an Umfang und Reichhaltigkeit, als wenn man in einem Traum, der 10 Sekunden dauert, die Ereignisse einer ganzen Woche oder einer noch größeren Zeitspanne träumt.

Man kann wohl ungefähr abschätzen, wo die schweren Granatkörper niedersausen, kann ihnen unter Umständen aus dem Weg gehen, kann vor ihnen ausrücken, man weiß alles aber nicht genau.

Der Boden ist hart gefroren und das einschlagende Geschoß bohrt sich tief in die Erde ein und schleudert diese nach allen Seiten haushoch und höher in die Luft. Dazwischen die unheimlichen, alles zerreißenden Eisensplitter. Wehe, wen sie treffen. Er ist verloren.

Schlägt so ein Volltreffer in ein Haus ein, fliegt dieses buchstäblich in die Luft. Es bleibt kaum eine Wand davon stehen.

Brandbomben, nicht großen Kalibers, aber von verheerender Wirkung sind es. Mit diesen werden Häuser und Gehöfte beschossen und wo so ein Ding einmal einschlägt, steht bald alles in hellen Flammen. Am nächsten Tag kommt so ein ungebetener Gast in unser Quartier geschneit. Es ist nicht daran zu denken, den Brand zu löschen, sondern wir müssen uns darauf beschränken, vor dem Feuer zu retten, was zu retten ist. Vielen Kameraden verbrennen notwendige Sachen, die sie in der Kälte gar nicht entbehren können.

Wieder geht es weiter.

*

Oesterreicher! Die Ansichten über unsere österreichischen Bundesgenossen sind geteilte. Es gibt da einen landläufigen Ausdruck, der heißt: „Echt österreichisch“. Dieser war an der österreichischen Grenze recht geläufig.

Wenn ein Eisenbahnzug eine Viertelstunde Verspätung hatte hieß es: „echt österreichisch.“ Wenn ein Brief an eine falsche Adresse gekommen war, oder verloren ging, hieß es: „echt österreichisch“. Gemeint war also mit dem Ausdruck „echt österreichisch“ immer irgend eine Rückständigkeit, irgend eine Bummelei, irgend eine verfehlte Sache.

Wir liegen mit den Oesterreichern miteinander im Schützengraben. Wir liegen nicht nur, manchmal stehen wir und manchmal hocken wir, wie es gerade die Situation erfordert.

Die Kugeln pfeifen und zischen sehr heftig und zahlreich in Hunderten und Tausenden Exemplaren. Die Maschinengewehre rattern tack, tack, tack, tack. Meistens schlagen sie hinter uns ein, sodaß wir uns vorkommen, als befinde sich über uns ein Gewölbe aus fließendem Stahl und Blei. In solchen Mengen sausen die Geschosse. Von den Schützen drüben ist kaum etwas zu sehen, es ist auch gefährlich, darnach sich besonders umzusehen, denn man müßte dann den Kopf etwas weit aus dem Graben herausstecken, wobei die Gefahr des Abknallens eine große ist. Nur ab und zu sieht man von den feindlichen Schützen drüben etwas auftauchen, was aber dann sofort wieder verschwindet. So geht es eine ganze Weile hin und her. Wir und der Gegner schießen sozusagen ins Blaue, ohne direkt ein festes Ziel zu haben. Die direkt neben uns liegenden Oesterreicher, hauptsächlich Tiroler, wollen vor, sie werden ungeduldig. Die Ungewißheit, wie es hier weitergehen soll, ist für sie quälend. Entweder machen wir jetzt den Sturmangriff oder der Feind.

Die Kompagnieen können aber nicht selbständig angreifen, ohne den Befehl vom Regimentskommandeur erhalten zu haben. Das Feuer der Handwaffen läßt nach, auf beiden Seiten, dafür aber setzt Artillerie ein. Die Tiroler neben uns werden noch unruhiger, sie wollen vor. Diese Unruhe

pflanzt sich auf uns über. Ich habe selten einen solchen Kampfeswillen gesehen, wie bei diesen österreichischen Truppen. Die Kompagnieführer müssen bei dem Bataillon und dem Regiment Rückfrage halten, ob denn der Sturm noch nicht los geht.

„In größter Bereitschaft liegen bleiben und sämtliche Gewehre schußbereit halten", kommt der Befehl und wird von Gruppe zu Gruppe weitergegeben. Es kann noch zwei bis drei Stunden dauern. Artillerie muß erst Vorarbeit leisten, bevor es zum Sturm losgehen kann.

„Hiatzn is aba gnua, länger halten mir dös nimma aus, hiatzn geht's einfach a so drauf los", solche Worte hört man von unsern Tiroler Nachbarn.

So wollen die Draufgänger den Sturmangriff selbständig machen und gar nicht erst einen weiteren Befehl abwarten.

Die Vorgesetzten haben Mühe, sie zurück zu halten.

Die hin und wieder einschlagenden Kugeln des Feindes, die hier und da kleinere Verletzungen anrichten, machen unsere Leute noch wilder und als gar einem seine unentbehrliche Tabakspfeife zwischen den Lippen zerschossen wird, ohne daß er selbst eine Verletzung bekommt, da ist das Maß voll, und mit dem Ruf: „Hiatzn gan mers los", stürmen sie einfach heraus. Sofort wird die Meldung nach rückwärts gegeben:

„Die Truppen sind nicht mehr zu halten, sie haben soeben selbständig gestürmt."

Es gibt einfach kein Halten mehr. Die Bajonette zücken aus dem Schützengraben empor, es ist ein Flimmern und Funkeln der sich spiegelnden Lichtreflexe. Die ganze Fläche vor uns ist damit angefüllt. Ein großes Rennen gegen die feindlichen Gräben setzt ein. Hunderte und Tausende haben hier auf eigene Faust gehandelt.

Unser Artillerie schweigt, der Feind drüben wird vollkommen überrannt.

Tausende Gefangene werden gemacht, die österreichischen Truppen haben einen glänzenden Sieg errungen, der in der Geschichte einzig dasteht.

Unsere gesamten Stellungen sind infolgedessen einen großen Landesteil vorgeschoben, das Vorgehen dieser Tiroler Truppen hat größte Bewunderung hervorgerufen.

Wir Deutschen die wir die Bedeutung des anfangs beschriebenen Ausdrucks: „echt österreichisch“ nicht wußten, geben unserer Bewunderung über den Heldenmut und die Angriffslust dadurch Ausdruck, daß wir in die Worte ausbrechen:

„Donnerwetter, da saß Schneid drin, das war, echt österreichisch!“

Die österreichischen Kameraden sehen uns verständnislos an, in ihnen ist aber ein Gefühl großen Jubels gewesen, da wir den Ausdruck: „echt österreichisch“ im entgegengesetzten Sinne gebraucht haben. Die Stimme des österreichischen Kameraden zittert als er sagt: „Echt östrreichisch, meint ihr das wirklich so?“

Wir wissen gar nicht, was er eigentlich will, erst später wird uns das alles klar.

„Na, wir wünschen, daß man den Ausdruck „echt österreichisch“ nur in Eurem Sinne gebrauchen möge.“

*

Der große Schlund der Seen wird seine Opfer haben, soviel ist dem Neptun noch nicht geopfert worden. In Massen kommt der Feind über die zugefrorenen Seen hinweg, um sich an uns heranschleichen zu können.

Man läßt ihn gewähren.

Kaum ist derselbe jedoch dem anderen Ufer nahe gekommen, als ein mörderisches Schnellfeuer, Infanterie, Maschinengewehr, und Artillerie einsetzen.

Hauptsächlich hat die Artillerie hier etwas Gewaltiges, etwas Ungeheueres und Menschenvernichtendes geleistet.

Weder vorwärts, noch nach links, noch nach rechts gibt es ein Entweichen, also bleibt nur das rückwärts. Wer dennoch vorwärts versucht, wird vom Infanterie- und Maschinengewehrfeuer niedergemäht, dasselbe, wer nach rechts und links will.

Das Rückwärts aber ist der sichere Tod, denn auf der Mitte der Seen im Rückwärtsgehen angelangt, setzt unsere Artillerie ein, sie schießt weniger in den Feind, sie zerschießt die zugefrorenen Seen.

Einzelne Eisschollen treiben umher, die feindliche Truppe wird vollständig auseinandergerissen. Die

Soldaten suchen sich an einzelnen Eisstücken festzuhalten. Doch alles ist vergebens. Mann auf Mann versinkt und muß in dem Eiswasser ertrinken.

Nach kurzer Zeit ist die ganze Truppe nicht mehr, sie ist den Eistod gestorben.

„Mit Mann und Roß und Wagen, hat sie der Herr geschlagen" . . .

*

Eine ruhige Front. Es ist das russische Neujahrsfest. Den ganzen Tag ist kein Schuß gefallen. Viele Ueberläufer sind da. Diese Leute haben nur den einen Trieb: Ihr Leben zu retten. Sie sehen wie die richtigen Räuber aus, verwildert und ungewaschen. Ihre Ausrüstung ist gut. Sie tragen schwere Mäntel und Pelzmützen. Es sind im großen und ganzen gemütliche Tage, die sich hier abspielen, oder ist es Ruhe vor dem Sturm? Hin und wieder kommt eine Granate herübergesaust. Die beiden Stellungen, unsere und die feindliche sind durch bestimmte Wege miteinander verbunden, was wohl daran liegt, daß die jetzige Stellung der Russen vorher in unserem Besitz war. An ganz ruhigen Tagen tauschen einige mit den Russen durch Hinüber- und Herüberwerfen Gegenstände irgendwelcher Art miteinander aus.

Wir vergnügen uns auch mit Rodeln, sausen mit einigen selbstgezimmerten Schlitten einen Hang hinab, um ab und zu in einem Granattrichter zu landen, den man vorher nicht sehen konnte, da er mit Schnee vollgefüllt ist. Dies gibt dann heitere Situationen.

Die Luft ist kristallklar und kalt, sie ist schön zu nennen. Schneestürme mittleren Grades jagen über die Fluren, Flocken tanzen umher. In der Nacht setzt ein leichter Schneefall ein und die Kältegrade nehmen zu. In der Nähe befindliche Seen frieren fester und fester zu. Mit Wagen kann man nicht mehr so gut vorwärts kommen, es wird alles auf Schlitten umgestellt.

Die Russen scheinen Verstärkung bekommen zu haben, oder es scheint Ablösung zu sein, denn auf einmal setzt ein Feuer ein, was wir an dieser Stelle gar nicht gewohnt sind. Vor allen Dingen bombardiert uns die Artillerie.

Ein Ungetüm von Fesselballon scheint hier den Verräter gespielt zu haben. Unsere Stellungen werden mit Schrappnellkugeln und Granaten gespickt.

Mancher Kamerad hat daran glauben müssen, der tags zuvor noch fröhlich und guter Stimmung war.

In unserer nächsten Nähe saust eine Granate nieder, sie bohrt sich schraubenartig in den Boden ein, wir warten auf die Explosion (wir haben uns selbstverständlich in eine sichere Deckung gebracht), doch dies bleibt aus.

Es ist ein Blindgänger. Eine der unkrepierten Granaten, die lange Zeit nach dem Kriege noch manches Unheil angerichtet haben.

Scheinwerfer senden in der Nacht ihre Leuchtkegel aus und vermitteln ein imposantes Bild. Hinzu kommen aufsteigende Leuchtkugeln in allen Farben. Dies beruht auf Gegenseitigkeit, auch der Feind operiert mit denselben Kampfmitteln. Auch sein

Scheinwerfer nimmt uns gehörig unter die Lupe und es ist nicht angenehm, in seinen Lichtkegel zu geraten.

Doch zu einem richtigen Angriff ist es nicht gekommen. Es sind mehr Vorbereitungsverhandlungen gewesen, denn Einer hat den Angriff vom Andern erwartet. Einige Stunden wohlverdienter Ruhe winken uns. Und wie können wir die brauchen.

In einem kleinen Ort liege ich bei einem Bauern im Quartier. Der Ort liegt dicht an der Grenze und gehört noch zum deutschen Gebiet. Die Russen sind aber dagewesen und haben ihn arg verwüstet. Was nicht niet- und nagelfest gewesen ist, war zertrümmert worden. Die meisten Habseligkeiten der Bewohner waren ebenfalls verschwunden. Nur bei meinem Bauer ist auffallender Weise viel ganz geblieben, was bei den andern kaputt war. Auch hat er noch viel von seinen Habseligkeiten, die bei den andern nicht mehr da sind.

Ich frage ihn nach der Ursache, warum ihn die Russen geschont haben.

Da lacht er verschmitzt und führt mich hinaus in seinen Garten. Da sehe ich einen großen Grabhügel, darauf ein Kreuz und in russischer Sprache die Inschrift:

„Hier ruhen zwei russische Offiziere und 5 Mann. Friede sei mit ihnen."

„In diesem Hügel, sagt der Bauer, habe ich meine Habseligkeiten versteckt. Da die Russen dachten, es sind Tote darinnen, haben sie den Hügel ver-

schont gelassen und haben auch teilweise mein Haus und mein Gehöft geschont. Jetzt, wo sie weg sind, kann ich ja nun meine Sachen wieder herausnehmen."

Dabei kratzt der Bauer die Erde von einer Seite weg und eine Holzwand kommt zum Vorschein. Es ist ein großer, sargförmiger Holzkasten, der zum Teil recht tief in die Erde geht und zum andern Teil aus der Erde herausragt. Diesen hat das schlaue Bäuerlein mit Erde überdeckt und so einen Grabhügel vorgetäuscht. Auf alle Fälle sind seine Habseligkeiten dadurch der Vernichtung entgangen.

Im Ruhequartier fallen wir erst einmal in einen tiefen, tiefen Schlaf, der uns ja allen so not tut. Es ist ganz ungewohnt, wieder einmal stundenlang pausenlos schlafen zu können. 10, 12 und 15 Stunden schlafen viele hintereinander. Und als wir wieder erwachen, fühlen wir uns gestärkt und gekräftigt. Was doch ein guter Schlaf Kraft geben kann!

Wir haben jetzt einmal einige Musestunden und können uns den Dingen hingeben, die uns erwünscht sind. Es kommt auch einmal wieder Post an und haben wir unsere Beschäftigung. Fleißig wird auch an die Angehörigen daheim geschrieben.

Unter uns ist ein guter Witzerzähler, der immer die neuesten Kriegswitze verzapft. Weiß der Teufel, wo er sie her hat. Es gibt da manchmal viel zu lachen.

„Kennt ihr den neuesten Witz von dem Lutherlied und dem russischen Zaren?"

Zar Nikolaus fragte einmal seinen Kriegsminister, wie es bloß kommt, daß die Deutschen immer siegen.

„Das kommt daher Majestät, weil die Deutschen vor jedem Angriff die erste Strophe des Lutherliedes „Ein feste Burg ist unser Gott" singen.

„Nun, wenn das der Grund ist, dann lassen sie eben unsere Truppen die zweite Strophe singen", spricht darauf der Zar.

„Majestät", erwidert der Minister, „das würde wohl auf unsere Truppen nicht gut wirken, denn die zweite Strophe fängt an:

„Mit unsrer Macht ist nichts getan, wir sind gar bald verloren . . ."

„Eine Scherzfrage, Kameraden", spricht unser humoristisch angehauchter Kamerad, „was haben die Russen zuerst eingenommen???"

„Na, wißt ihr es nicht, dann will ich's Euch sagen:

„Die Russen haben Wutki eingenommen . . ."

„Kennt Ihr die Geschichte von dem Musketier Kulicke und dem Blindgänger. Ne, Kinder, det ist zum totlachen, die muß ick Euch mal erzählen", fährt unser Witzbold fort.

„Is da neulich auf freien Feld en Blindjänger niederjegangen. Kulicke kricht den Uftrag, um den Blindgänger herum 4 Stöcke fest in die Erde zu kloppen und um diese eene Schnur zu machen, damit keener det Ding anrennt un dabei hops jeht."

„Kulicke jedoch jeht ooch richtig hin un wie er nu die Stöcker in den Boden reinhauen will, da hat er den Hammer vajessen."

„Wat macht nu Kulicke?"

„Er nimmt den Blindjänger und kloppt damit die Stöcker in de Erde. Nachdem dies jeschehen ist, legt er ihn behutsam in de Mitte."

„Kulicke kommt dann zur Kompagnie zurück und meldet jehorsamst, daß er den Befehl ausjeführt hat."

„Du hast doch jar keenen Hammer mitjehabt, womit hast Du denn die Dinger in den Boden jekloppt?", fragt der Feldwebel erstaunt.

„Mit dem Blindgänger, Herr Feldwebel", antwortet Kulicke prompt und harmlos.

Wieviel Kulickes, die ja sprichwörtlich bekannt sind, wird es wohl in der Armee gegeben haben, sie sind die Narren und Hanswürste gewesen, wie hat man sich an ihnen ergötzt und belustigt, unmöglichste Aufgaben hat man ihnen zu lösen gegeben, woraus sich Situationen köstlichster Heiterkeit und größten Humors entwickelten. Die Kulickes sind uns unentbehrlich gewesen.

Unter solchen scherzhaften und humorvollen Erzählungen vergehen einige Stunden, unter denen wir vorübergehend den Krieg vergessen haben. Doch auch hierüber eilt die Zeit hinweg. Ueberhaupt, was ist Zeit?

Unerbittlich eilt sie dahin. Die Zeit schlägt Wunden und heilt Wunden, sie eilt vorwärts, über alle Dinge des menschlichen Lebens schreitet sie hinweg. Die Uhrzeiger der großen Uhr Zeit kann niemand aufhalten. So geht es schon Jahrtausende lang und wird es Jahrtausende lang weitergehen. Wir Menschen sind alle der Zeit gegenüber machtlose Geschöpfe. Die größten Geschwindigkeiten, die uns zur Verfügung stehen, der Expreßzug, das schnellste Automobil, das Raketenauto, das Flugzeug, die Lichtstrahlen, die Elektrizität sind nicht imstande, die soeben vorübergegangene Minute einzuholen.

Machtlos steht das Wesen Mensch der Zeit gegenüber. Vor 100 Jahren haben wir noch nicht existiert und in 100 Jahren werden wir nicht mehr sein. Unser ganzes Dasein ist durch die Zeit begrenzt.

Und so wird es auch mit dem Krieg sein, er muß auch nur ein zeitlicher sein. Eines Tages wird er gewesen sein. Er wird in ferner Vergangenheit liegen und wird vergessen sein. Ob er uns wohl Früchte bringen wird? Oder ob wir vielleicht gar in einen neuen Krieg hineingeraten, einen Krieg, der nicht mit den Waffen ausgefochten wird, der aber vielleicht noch größer ist, als der Krieg im wahrsten Sinne des Wortes? Daß wir etwa aus dem Regen in die Traufe kommen?

Wer weiß das, wer kann das wissen?

Vielleicht Kamerad Wesental?

Ist er ob seiner Wissenschaft zu beneiden oder zu bedauern?

Solche und ähnliche Gedanken gehen mir durchs Hirn.

*

Es ist stockdunkel. Befehl zur höchsten Alarmbereitschaft ist gegeben. Die doppelte Portion Wurst wird verteilt. So erfreulich das für unsern Magen ist, ist es allgemein ein schlechtes Zeichen. Es wird wieder viel Tote geben.

Es wird im Graben ausgeschwärmt und jeder sucht sich Deckung, so gut es möglich ist.

Granatfeuer vom Feinde setzt ein. Wir ducken uns und benutzen noch den Tornister als Deckung.

Neben mir liegt der Kamerad Meiner. Er ist hoffnungsvoll, hat viel Zukunftspläne und hängt sehr am Leben.

Die Schrappnellstücke, die aus den in der Luft platzenden Schrappnells auf uns niedersausen, nennen wir scherzhaft Fledermäuse, da sie die Größe einer Fledermaus haben.

„Die Einschläge von links nähern sich jetzt uns, gib gut obacht, damit Du rechtzeitig in Deckung gehst", sagt Kamerad Meiner zu mir.

„Da, jetzt, geh nach rechts rüber", ruft er weiter.

Wahrhaftig Meiner hat recht, seine scharfe Beobachtungsgabe hat vielen das Leben gerettet. Wir pürschen alle nach rechts, Meiner als letzter hinter uns drein.

Da, ein Schlag, ein Knacken und Knallen und ein Aufschrei: Dem Kamerad Meiner ist eine „Fledermaus“ mitten ins Gesicht geflogen. So gut es geht schleifen wir ihn nach uns, er lebt noch, ist aber kein Mensch mehr. Nase, Mund und Unterkiefer fehlen. Unartikulierte Laute kommen aus der Höhle des Halses heraus. Mit seinen Händen umklammert er uns eisern und fest, seine Fingerspitzen krallen sich in meinen Oberarm.

„Wollen wir ihm nicht eine Kugel durch die noch vorhandene Stirn schießen, um ihn von seinen Qualen zu erlösen, falls doch noch Leben in ihm sein sollte?“, fragen wir uns.

„Das ist nicht nötig“, spricht ein anderer, „er ist ja bereits hinüber.“

„Dann könnte er sich aber nicht so festklammern“, wird darauf entgegnet, Ihr seht doch.“

Da geht durch den Körper Meiners ein Zucken, ein Aufbäumen, seine Finger lösen sich aus den Umklammerungen und er ist gewesen.

Anderen hat er mit seiner guten Beobachtungsgabe helfen können, sich selbst aber nicht. Er hat daran glauben müssen. Der Kampf geht aber weiter.

*

Im letzten Kriegsjahr müssen Flugzeuge in Massen gebaut worden sein, denn sie kommen nicht mehr vereinzelt, wie man seit Kriegsanfang gewohnt war, sondern es kommen jetzt ganze Geschwader.

Die Sirenen heulen jedesmal lange vorher, wenn ein solches in Sicht ist.

Wieder heulen sie.

„Die werden heute wieder schön ihre Eier abladen“, heißt es von allen Seiten.

Fliegerabwehrkanonen tun ihr Möglichstes, doch haben diese nur selten einen Treffer. Man ist dazu übergegangen, den feindlichen Flugzeugen eigene entgegenzuschicken und sie vom Flugzeug aus in der Luft abzuknallen.

Ganz gefährlich sind die Flügelbomben, diese haben am Ende ein propellerartiges Steuer und sollen ganz senkrecht fallen.

Heute Nacht scheint es ganz besonders schlimm zu werden. Ich sitze in einem aus Holz erbauten Beobachtungsturm und kann diesen nicht verlassen, da hochwichtige Fernsprechverbindungen in ihm liegen oder gegebenenfalls von mir herzustellen sind. Wenngleich der Turm vor Artillerieangriffen ziemlich versteckt liegt, die Flieger werden ihn doch entdecken.

Ich habe wiederum mit dem Leben abgeschlossen.

Es dauert nicht lange und das Theater geht los. Ein Einschlag nach dem andern erfolgt. Der Boden zittert und dröhnt. Ich sehe vom Turm, wie ein solches Bombenungetüm einen Unterstand vollständig in die Luft hebt. Eine andere Bombe schlägt auf ein Geschütz ein und macht dieses kampfunfähig.

Bei mir im Turm zerspringen die Fensterscheiben, ich habe die Ahnung, daß meine letzte Stunde gekommen ist. Ich klammere mich um einen dicken Holzbalken.

Da, ein fürchterliches Krachen, ein Getöse, die Bombe schlägt ein, aber sie schlägt durch und explodiert erst unten. Ich werde in eine Ecke geschleudert und wird mir von einem Splitter der Mittelfinger aufgerissen. Einen halben Meter weiter und derselbe wäre in den Kopf gegangen.

Man glaubt nicht, was auch eine kleine Wunde für Qualen bereiten kann.

Ein dicker Verband, der das Aussehen erweckt, als wenn die Hand amputiert worden ist, ist die weitere Folge.

Die angerichteten Verwüstungen sind ungeheuer.

Die Fliegerbombe ist die heimtückischste und infamste Waffe, da man sich gegen sie nicht wehren kann.

*

Verwundungen. Es gibt wohl keine Art, die nicht in Betracht gezogen ist. Ist einmal eine Verwundung so groß und schwer, daß sie aufgehört hat, eine Verwundung zu sein, dann ist der Tod an ihre Stelle getreten.

Ausgeheilte Verwundungen sind unendlich viele. Welche von den ausgeheilten hat aber die verhängnisvollste Nachwirkung auf das ganze Leben des Betreffenden?

Das sollen wir aber noch erfahren, es ist so erschütternd und tragisch, daß es hier nicht verschwiegen werden soll.

Ist es eine Amputation? Ein fehlender Arm, ein fehlendes Bein? Ist es Taubheit oder Stummheit? Ist es Blindheit? Oder was sonst?

Alles das ist es nicht, es ist etwas viel tragischeres . . .

Wohlbemerkt wir reden von ausgeheilten Verwundungen. Nicht von solchen, die noch in Behandlung sind oder vielleicht solchen die das ganze Leben lang behandelt werden müssen.

Lange Monate hat Kamerad Schwarz im Lazarett zugebracht. Er ist nun wieder hergestellt und soll auf Urlaub fahren.

Seine junge Frau — Kriegstrauung — erwartet ihn sehnlichst.

„Kurt hat gar nicht geschrieben, was für eine Verwundung er eigentlich hat", sagt sie zu ihrer Freundin. „Er schreibt immer nur von einer leichten Schußwunde, die bald ausgeheilt ist. Du glaubst gar nicht wie sehr ich mich auf sein Kommen freue. Ich habe ja solche Sehnsucht nach ihm."

Zwei Tage später wird Kurt von seiner Frau aufs Herzlichste emfangen. Ist das ein Küssen und Schmusen, wie ein frisch verliebtes Paar.

„Heute Abend mache ich Dir aber alles schön zurecht", sagt seine junge Gattin.

Da sieht er sie eigenartig an, küßt sie jedoch dann schnell und heftig auf den Mund.

„Was hast Du denn, Männe", fragt sie ihn.

„Nichts", erwidert er und streicht sich über die Stirn.

Der Abend. Das Schlafzimmer. Die junge Frau reckt sich in Erwartung des Kommenden.

„Du", sagt sie und fällt ihrem Mann dabei um den Hals, „Du bist ja so schön sonnverbrannt im Gesicht und so kraftstrotzend. Du, weißt Du auch, wie ich mich auf Dich gefreut habe. Ich habe Dich ja so furchtbar lieb."

Dabei nestelt sie an ihrem Kleid herum, und setzt sich auf den Bettrand.

Kurt wird auf einmal ganz rot.

Sie bemerkt auf seinem Gesicht eine Verlegenheit, die sie bei ihm sonst nicht gewohnt ist.

„Aber was hast Du denn Männe, was ist Dir denn, Du bist ja auf einmal so komisch". fährt sie fort.

„Ich gehe jetzt in die Babo, und, und — dann — kuscheln — wir — uns — recht — schön."

„Zieh Dich inzwischen aus mein Lieb, ich komme gleich", sagt er und verläßt das Schlafzimmer.

Sie zieht sich aus, legt sich ins Bett und er sitzt im Zimmer nebenan, den Kopf auf die Tischplatte gestützt und schwer Atem holend. Mit den Fäusten hämmert er sich vor die Stirn.

Kurt, Kurt, wo bleibst Du denn, Kurti, komm doch, ich habe mich schon so schön eingekuschelt und das Bett für Dich gewärmt . . .

Er hört das Rufen seiner Frau und stöhnt schwer.

„Laß mich doch noch einen Augenblick, ich komme gleich, mein liebes Kind", spricht er in langsamen und schweren Worten.

„Ja, aber was ist denn Dir bloß, ich kenne Dich ja so gar nicht", ruft sie aus dem Bett heraus.

Keine Antwort von draußen. Beiderseits peinliche Stille.

„Ich bin Dir nun aber bald böse, wenn Du jetzt nicht kommst", ruft sie mit weinerlicher Stimme.

Er steht auf und geht auf und ab.

„Einmal muß es ja doch sein, es ist ja gar nicht zu verschweigen", murmelt er vor sich hin.

Da gibt er sich einen Ruck und geht ins Schlafzimmer hinein.

„Nanu, Du bist ja noch immer angezogen", sagt seine Frau erstaunt.

Er kommt zu ihr hin, fällt auf die Knie nieder und birgt seinen Kopf schluchzend in ihrem Schoße:

„Ich kann nicht mehr zu Dir kommen, denn ich bin kein Mann mehr . . ., der Feind . . . eine Granate . . ."

Sie sieht ihn mit einem entsetzten Erstaunen an, sie hat begriffen.

Die Ehe ist durch den Krieg zerbrochen, die unschuldige Frau muß ihr Opfer mit bringen.

Wieviel Ehen hat der Krieg wohl zerbrochen, sind es Hunderte, sind es Tausende?

*

Impfen. Ich bin weder Impffreund noch Impfgegner. Ich nehme das Impfen als notwendige Sache oder als nicht zu umgehendes Uebel hin, Aber ich habe tolle Dinge beim Impfen erlebt! Ich bin in den vier Kriegsjahren achtundzwanzig Mal beim Militär geimpft worden. Gegen Pocken, gegen Typhus, gegen Cholera und gegen wer weiß was noch alles. Immer abwechselnd oder auch durcheinander. Auf den linken Oberarm, auf den rechten Oberarm, in die linke Brustseite und in die rechte Brustseite. In den Garnisonen bin ich geimpft worden und immer wenn es von einem Kriegsschauplatz zu dem anderen ging.

Ich bin der Ansicht, daß das Impfen mir persönlich weder genutzt noch geschadet hat. Eine allgemeine Wirkung über Erfolg oder Nichterfolg in Bezug auf das Impfen läßt sich überhaupt nicht geben. Ich habe Fälle erlebt, bei denen Nichtgeimpfte vom Typhus oder der Cholera verschont blieben, während andererseits Geimpfte wie die Fliegen umklappten. Es ist individuelle Veranlagung, ob einer für diese und jene Krankheit inkliniert oder nicht.

Tricks werden von manchen Kameraden angewandt, um dem Impfen zu entgehen, vor allen Dingen vor dem Brustimpfen haben wir alle Neune. Wer da sich drücken will, der sieht zu, einen mit Jod getränkten Wattebausch zu erwischen, womit er sich die Brust einreibt, sich dann durchschmuggelt und den impfenden Arzt in den Glauben setzt, er gehöre zu den bereits Geimpften. Bei den Massenimpfungen ist das schon möglich. Manchmal stecken die Impfdrücker mit dem unteren Sanitätspersonal unter einer Decke. Dieses begünstigt für ein paar Zigarren das Durchschmuggeln. Und der Arzt drückt manchmal auch ein Auge zu. Er ist vielleicht von seiner Impferei selbst nicht überzeugt, oder?

„Für sechshundert Mann habe ich Lymphe hier gehabt, (Lymphe das ist der Impfstoff), die sollen schon alle durch sein, na, das scheint aber nicht zu stimmen, denn hier ist ja noch ein Rest für vielleicht 200“, spricht fragend der Arzt zu dem Sanitätsfeldwebel.

„Es sind aber alle durch, Herr Stabsarzt“, erwidert dieser prompt, „vielleicht haben wir zu kleine Dosen bei den einzelnen Impfungen genommen?“

„Na, meinetwegen“, sagt der Stabsarzt zum Schluß.

Das waren dann Massendrückungen, wie sie in den letzten beiden Kriegsjahren möglich gewesen sind.

Einer, der Gefreite Schulze, stellt es aber ganz dumm an, um der Impfung zu entgehen.

In Reih und Glied stehen alle mit entblößtem Oberkörper da, um den Stich in die Brust zu empfangen. Der Gefreite Schulze aber steht angezogen dazwischen.

Er kommt so bis vor den Stabsarzt.

„Na wollen Sie nicht ablegen und die Brust frei machen?“

„Herr Stabsarzt!“ spricht der Gefreite Schulze mit lauter und eindringlicher Stimme, dabei zieht er ein Flugblatt aus der Tasche,

„sehen Sie hier dieses Flugblatt, dieses ist vom Verein der Impfgegner, lesen Sie es bitte. Es ist von Professoren und Aerzten geschrieben, also von Ihren Kollegen. Ich lasse mich nicht impfen, da ich ebenfalls überzeugter Impfgegner bin. Ich lasse mein Blut nicht kaputt machen.“

„Donnerwetter, der hat aber Mut“, raunen wir uns zu, „der sagts dem ordentlich, aber wer weiß, ob der durchkommt. Paß mal auf, was sie mit dem jetzt machen.“

„Mein lieber Mann“, antwortet der Stabsarzt ganz ruhig, „das ist alles ganz schön und gut, sie können sich dem Impfen aber nicht widersetzen, da es Gesetz und Befehl ist. Ich muß sie also ersuchen, Ihre Brust frei zu machen und sich impfen zu lassen.“

„Aber Herr Stabsarzt, so lesen Sie doch dieses Flugblatt, das wird Sie auch überzeugen, daß die ganze Impferei ein Volksverbrechen ist“, spricht Schulze.

Das ist eine einseitige Ansicht bestimmter Wissenschaftler, die sich aber im Lande nicht Gesetz und Geltung verschafft hat, da die andere Ansicht, daß das Impfen doch zweckmäßig ist, überwiegt“, entgegnet der Stabsarzt.

„Herr Stabsarzt ich denke nicht daran mich impfen zu lassen, das ist mein letztes Wort“, sagt Schulze.

„Hierbei würden Sie aber den Kürzeren ziehen, denn ich muß Sie dann zur Impfung zwingen.“

„Ich lasse mich zu keiner Impfung zwingen“, entgegnet Schulze.

„Treten Sie heraus, überlegen Sie sich die Sache und wenn alle geimpft sind und Sie bestehen weiter auf Ihrer Weigerung, bleibt mir nichts anderes als der Zwang übrig. Dies ist mein letztes Wort“, sagt der Stabsarzt.

Das Massenimpfen geht weiter, der Gefreite Schulze ist ausgetreten.

„Kamerad, sagt jemand zu ihm, das hättest Du schlauer machen müssen, dem Alten (gemeint ist der Stabsarzt) hättest Du überhaupt nichts sagen sollen. Du wärst dann irgendwie durchgerutscht. Jetzt natürlich hast Du die Sache verkorkst, jetzt kannst Du dem Impfen bestimmt nicht entgehen.“

„Ich lasse mich nicht impfen, Kameraden“, sagt Schulze festen Tones „und ich glaube nicht, daß man dies gewaltsam tun wird.“

„Das werden sie Dir gleich zeigen, warte nur noch 10 Minuten.“

Das Massenimpfen ist zu Ende.

„Gefreiter Schulze“, ruft der Stabsarzt, „haben Sie sich die Sache überlegt, ich hoffe, daß ich nicht erst des Widerspenstigen Zähmung vorzunehmen brauche!“

„Herr Stabsarzt, es tut mir leid, ich muß auf meinem Standpunkt stehen bleiben und weigere mich zur Impfung.“

„Herr Feldwebel, ziehen Sie dem Mann den Rock aus und machen Sie ihm die Brust frei."

„Jawohl Herr Stabsarzt", lautet prompt die Antwort des Feldwebels. Dabei winkt er 3 Sanitätssoldaten, die sich Schulze nähern und ihn ausziehen wollen.

Eine turbulante Szene spielt sich ab. Schulze schreit und brüllt, er weigert sich mit allen ihm zur Verfügung stehenden physischen Kräften, doch es hilft ihm nichts, der Gewalt muß er sich fügen. Von 5 Sanitätern gepackt steht er mit entblößter Brust vor dem Stabsarzt. Einer muß ihm sogar den Kopf hochhalten und den Mund zudrücken, da er beißen und spucken will. Wie ein zum Schaffot geführter Raubmörder, der um sein Leben kämpft, kämpft Schulze gegen das Impfen.

Die Impfnadel senkt sich tief in Schulzens Brust. Er hat der Gewalt weichen müssen.

Schulze stürzt auf seine Stube und versucht mit dem Mund die Lymphe wieder auszusaugen, doch das scheint ihm nicht zu gelingen.

Er schreit nach einer rohen Kartoffel.

Ein Kamerad holt ihm eine.

Schulze schneidet die Kartoffel in Scheiben und legt diese auf seine Brust und drückt und preßt daran herum.

Die rohe Kartoffel soll angeblich den Impfstoff wieder aussaugen.

Wer hat nun Recht, der Impfgegner oder der Impffreund? Ich weiß es nicht.

*

„Du sollst nicht töten" steht in der Bibel.

Wir hören soeben eine Feldpredigt. Mit großem Pathos fordert der Pastor zum Töten auf. Es soll die heiligste Pflicht sein, den Feind so schnell wie möglich kampfunfähig zu machen oder ums Leben zu bringen; jeder Schuß, der vorbeiginge, verlängere den Krieg und bedeute Lebensgefahr nicht nur für den Schützen, sondern auch für dessen Kameraden und letzten Endes auch für die Angehörigen daheim. Alles ist Gottes Wille, Gott und Krieg gehören zusammen, wie Leib und Seele, wie der Siegeswille und das Schwert. Gott habe in uns den Glauben verpflanzt und dieser versittlicht, adelt unseren Kampf und macht jeden Angriff, jeden Feindestod zur göttlichen Tat.

Wenn wir den Feind vor uns sehen, sollen wir uns nicht durch falsches Mitleid bewegen lassen, ihn nur aus Notwehr kampfunfähig zu machen und ihn in den Arm schießen, nein, wir sollen ihn ins Herz treffen. Dann haben wir göttlich und sittlich gehandelt. Gott habe aus uns eine lebendige Einheit gemacht, die aufgestanden ist, um mit seiner Hilfe den Feind in Ost und West zu zerschmettern.

„Ich bin nicht gekommen um Frieden zu bringen, sondern das Schwert", hat Jesus gesagt. Gewiß hat er hierbei mehr einen geistigen Kampf im Auge gehabt. Um diesen aber durchzusetzen, kann auf den körperlichen Kampf nicht verzichtet werden. Der Krieg ist Mittel zum Zweck, Jesus hat hiermit nicht nur friedfertige und milde Seligpreisungen geben wollen, sondern er hat das Feuer und das Schwert

daraus geformt, Kugeln, Granaten und Minen, die unsere Feinde vernichten und uns siegen lassen werden.

Wir sind das friedvollste Volk und uns blieb kein anderer Weg zum Reiche unseres dauernden geistigen Friedens als dieser Kampf. Im Reiche des Religiösen, des innerlichen Lebens ist der Kampf der Vater aller Dinge, weshalb er im äußerlichen Leben nicht ausgeschaltet und verurteilt werden kann. Wir müssen nur sehen, daß wir die Kampfmittel immer mehr veredeln, daß wir schneller zum Ziele gelangen.

Durch den Krieg wird und kann das Leben zu sich selber kommen. Gott wird uns den Weg des Sieges führen, den er für uns bestimmt hat, etc.

In diesem Sinne spricht der Feldgeistliche. Ganz schön und gut so eine Rede, manche sind ergriffen von ihr, manche hören gar nicht zu und lehnen sie ab.

„Es kann doch nur einen Gott geben", spricht ein Kamerad, „oder haben die da drüben ihren Gott für sich? Die da drüben werden doch sicher auch so beten, wessen Gebet soll denn da Gott erhören???"

Niemand weiß darauf etwas zu antworten.

„Ich werde einmal den Pfarrer selbst fragen" sagt ein anderer Kamerad.

„Man soll nicht nach einem Woher, Wann, Wohin und Warum der Dinge fragen, denn Gottes Wege sind unerforschlich", lautet die Antwort des Pfarrers . . . .

„Ich dachte, der Pfarrer wüßte mehr, aber er ist auch nicht schlauer als wir. Da steh ich nun ich armer Tor und bin so klug als wie zuvor, kann ich jetzt mit Goethes Faust sagen . . ."

„Ja alles menschliche Wissen ist nur Stückwerk, auch die Theologie."

Anschließend an die Predigt findet ein Begräbnis von mehreren Offizieren und Kameraden statt.

Die Erkennungsmarke mit den letzten Habseligkeiten, die man in den Taschen der Toten gefunden hat liegt auf einem Platz, bei manchem noch ein ergreifender Abschiedsbrief dazu, den er an seine Lieben vielleicht in letzter Stunde noch schreiben konnte.

Meine liebe Frau und lieben Kinder!

„Werde ich den morgigen Tag noch überstehen. Ich weiß es nicht, aber mir ist so eigenartig, eine bange Vorahnung beschleicht mich. Ich habe das Gefühl, als wenn ich Euch nicht mehr wieder sehen soll. Für diesen Fall lebt innigst und herzlich wohl."

„Du, liebe Frau, sorge gut für unseren Fritz und unsere Trude, laß aus dem Jungen etwas tüchtiges werden und erziehe die Trude zu einem sittsamen und anständigen Mädel. Der Fritz soll zum Andenken an seinen im Felde gefallenen Vater meine goldene Uhr bekommen und die Trude den kleinen Ring mit dem Stein. Meine letzten Gedanken sind immer bei Euch, wenn ich in Todes-

gefahr bin und wünsche ich, daß dieser Brief durch gute Kameraden in Eure Hände gelangt. Die herzlichsten und innigsten Grüße und Küsse

von Deinem Mann und Eurem Vater."

Er hat den Tod vorausgeahnt.
Solche Fälle sind übrigens oft vorgekommen.

Ein anderer hinterläßt folgendes Schreiben, was er in der Sterbestunde geschrieben haben muß:

Liebe Eltern, lieber Bruder Gerhard,
liebe Schwester Elise!

„Ich bin schwer verwundet, habe soeben eine Morphiumspritze bekommen, die meine Schmerzen erträglicher macht. Ich glaube, es geht mit mir zu Ende. Es war ein mörderisches Feuer, in dem wir uns gestern befanden. Viele Tote und Verwundete gab es da. Ich war gleich betäubt und wachte im Lazarett wieder auf. Man gibt sich hier alle Mühe, uns die Dinge so angenehm wie nur möglich zu gestalten. Wenn ich sterben sollte, lebt alle, alle recht herzlich wohl. Meine letzten Gedanken sind bei Euch und bei unserem Vaterlande. Ihr wißt ja, daß ich gerne in den Krieg zog und gern mein Blut und Leben fürs Vaterland lasse. Viele meiner Kameraden haben es vor mir lassen müssen. Mein innigster Wunsch ist noch, daß dies alles nicht umsonst geschehen sein möge. Daß alle Toten dazu beigetragen haben mögen, Euch, den Hinterbliebenen

eine angenehme Zukunft im siegreichen Vaterlande zu schaffen.

Täglich sehe ich Euer Bild an, ich habe es vor mir liegen. Macht mein Schwesterchen Elise jetzt allein ihre Schularbeiten? Wenn Gerhard sich freiwillig meldet, soll er lieber zur Artillerie gehen, da kann er auch viel erleben, aber es ist für ihn nicht so anstrengend. Habt Ihr einmal von Onkel Gustav etwas gehört?"

Euer Paul.

P.S. (Einige Tage später mit undeutlicher Schrift und mit Bleistift geschrieben.)

„Mein Befinden ist nicht gut. Ich habe starke Schmerzen, hoffentlich kommt der Arzt bald mit der Spritze. Wenn ich nicht mehr erwache, lebt herzlich wohl. Ich umarme Euch alle noch einmal..."

Paul.

Noch einen Brief von einem Dritten jetzt Toten:
(Ohne Anrede.)

„Es ist aus, Maria. Mich hats schwer gepackt. Im Rücken sitzt mir ein Granatsplitter. Lebewohl, Du Gute, es wäre doch besser gewesen, wir hätten schnell Kriegstrauung gemacht, denn dann hättest Du jetzt eine Rente. Ich weiß, daß ich nicht mehr lange lebe, vielleicht eine Stunde noch. Die Schmerzen werden immer unerträglicher. Lebewohl, ich verfluche und verdamme den Krieg. Die Menschen wissen selber nicht, warum sie sich gegenseitig abschlachten. Schade, daß wir nicht im vorigen Jahre

mit nach Brasilien gefahren waren. Na, es ist nicht mehr zu ändern. Ich nehme Abschied von Dir, Du mein lieber, goldiger Käfer Du, weißt Du noch, wenn ich Dich immer so nannte? Jetzt schwinden mir die Sinne. Ich küsse Dich das letzte Mal . . .

Arthur.

Das Begräbnis geht ernst und schnell vonstatten. Der Pfarrer hält eine kurze Rede. Die Kameraden erweisen den Toten die letzte Ehrenbezeugung.

Der Krieg aber rollt weiter.

*

Die Kirche in unserem Ort ist durch ihren Turm oft der Verräter für die feindliche Artillerie gewesen. Wohlweislich wird der Turm selbst nicht abgeschossen, da er dem Feind als gute Richtlinie dient.

Es kommt der Befehl, daß der Turm gesprengt werden soll.

Es ist das Werk weniger Minuten.

Der Sprengstoff ist schnell angelegt und der soeben noch majestätisch gen Himmel ragende Turm bäumt sich auf, um mit einem Donnern und Krachen, wie ein gefällter Baum umzukippen.

Durch das Fehlen des Turmes hat der Feind die genaue Orientierung verloren und sein Artilleriefeuer läßt nach. Wir sind dadurch in der Lage mehr Truppen heranzuziehen und alles besser zu einem Durchbruch zu organisieren.

Schwere und steile Höhen liegen vor uns, die allem Anschein nach vom Feinde gut befestigt sind. Gegen diese Befestigungen, die kein Pappenstiel sind, heißt es vordringen.

Die feindlichen Drahtverhaue machen hier besonders zu schaffen, sie sind im bloßen Angriff nicht zu nehmen. Auch sind sie teilweise mit elektrischem Starkstrom geladen.

Pionierpatrouillen werden vorgeschickt, um Sprengarbeit zu leisten. Eine Artilleriekanonade von allen Seiten setzt ein. Hinter uns stehen zirka 100 Geschütze, die in einem Zeitraum von 3 Stunden zirka 1800 Schuß abgegeben haben. Dazwischen hin und wieder schweres Geschütz. Die schweren Granaten sausen über unsere Köpfe hinweg und verursachen einen starken Luftdruck, daß mancher davon umgeworfen wird.

Truppenteile von uns gehen vor, sie werden von einem starken Kugelregen empfangen. Hinzu tritt plötzlich von der rechten Seite unausgesetztes, nicht anhalten wollendes Maschinengewehrfeuer.

Fünf- oder sechsmal ist Befehl zum Sturm gegeben worden, fünf- oder sechsmal haben die Leute aus dem feindlichen Kugelbad flüchten müssen unter Zurücklassung vieler, die in ihm ertrunken sind.

Die Soldaten sind kaum noch Menschen zu nennen. Viele unter ihnen sind Bestien geworden. Sie kochen vor innerer Hitze, Wut, Zorn und Erregung, der Schaum steht manchem vor dem Munde. Sie sind aber einmal mitten drin im Stürmen und da der Befehl lautet, die feindliche Stellung muß ge-

nommen werden, wird ein neuerlicher Sturm unternommen.

Es sind wutentbrannte und entfesselte Elemente, die hier losgelassen werden.

Es gibt nur zweierlei, entweder durchkommen oder untergehen.

Die Arbeit unserer Pioniere macht sich bemerkbar, Drahtverhaue fliegen in die Luft, und machen den weiteren Weg frei, doch oft wird die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Hinter den Drahtverhauen befinden sich im Graben Hunderte Feinde, sämtlich mit Handgranaten bewaffnet. Die Wirkung dieser ist vernichtend und zerfetzend.

Die Wut des menschlichen Wesens wird aufs höchste erregt, im wahrsten Sinne des Wortes werden hier aus Menschen Bestien, die kein Erbarmen mehr kennen, kein Mitleid haben, keine Seele und kein Gefühl. Sie empfinden auch selbst keinen Schmerz mehr und fühlen nichts mehr. Es existiert in ihrem Gehirn nur das eine Wort: „Sturm, Sturm und nochmals Sturm."

Sogar wenn der Sturmangriff vorüber ist, sind sie nicht etwa froh darüber, sondern wollen immer noch weiter stürmen. Das Stürmen scheint fixe Idee bei ihnen geworden zu sein.

Der Tod hat keine Schrecken mehr für sie, sie fürchten ihn in keiner Weise.

Die Handgranaten des Feindes müssen erschöpft sein, denn er hat sich trotz der vorigen Uebermacht uns gegenüber ins Boxhorn jagen lassen.

Folgender Nachschub kommt zur Unterstützung und tut das Uebrige.

Der Feind flieht. Flieht ist zu wenig gesagt, er rennt um sein Leben, es ist ein Wettlauf mit dem Tode.

Grausiges, unvermeidbares Blutbad wird angerichtet. Es geht nach dem Motto:

„Wenn Du dem anderen nicht die Kehle abschneidest, wird sie Dir abgeschnitten." Und tatsächlich ist es so. Es gibt kein Mitleid es gibt kein Empfinden und kein Gefühl, denn wer solches nur im geringsten hat, ist ein verlorener Mann.

Es ist wieder die Situation, in der weder wir noch die anderen Zeit haben, Gefangene zu machen. Im Kriegsbericht steht: „Keine Gefangenen."

Manche, die dies in der Heimat lesen, beruhigen sich dabei und sagen sich, daß es dann nicht so schlimm gewesen sein wird, daß es dann zu keinen Kämpfen gekommen sein könne, da man ja eben keine Gefangene gemacht habe. Denn wenn ein richtiger Kampf gewesen wäre, dann hätte man auch Gefangene gemacht.

Die Ahnungslosen! Sie wissen nicht, daß die nichtssagenden Worte „Keine Gefangenen" den allerschwersten Kampf bedeuten können, bei dem es nur Tote und Verwundete gegeben hat. Und daß vielleicht der nächste Angehörige, der gerade an dem Kriegsschauplatz weilt, auf den sich der Bericht bezieht, ein Opfer geworden ist.

„Keine Gefangenen" — „Im Osten nichts Neues", welche schwerwiegenden Worte!

Die Erde rollt, dröhnt und bebt. Sie ist millionenfach mit Blut getränkt, sie ist ein Blutacker geworden, sie hat reichlich Saat bekommen und der Sensenmann hat große Ernte gehalten. Wie schwer können doch ein paar Meter Erdboden erkauft worden sein, welche Blutopfer haben deswegen fallen müssen.

*

Tanks . . . Weißt Du was ein Tank ist? Kannst Du Dir von diesem eisernen Ungetümen einen geringsten Begriff machen?

Es sind Stahlrosse, die unverwundbar erscheinen, die über alles hinwegschreiten und alles, was ihnen in den Weg kommt, zerfetzen und zermalmen.

Es sind Stahlpferde, vor denen es kein Hindernis zu geben scheint. Sie umrennen und umstürzen alles, was ihnen in den Weg kommt. Alles wird dem Erdboden gleichgemacht. Jeder Grashalm, jeder Strauch, jede Blume, jeder Baum wird vernichtet, Stacheldrähte und Drahtverhaue werden vollständig überrannt. Wehe, dem Soldaten, der als Verwundeter am Boden liegt und sich nicht fortbewegen kann, wenn das Ungetüm „Tank" auf ihn zukommt. Er wird sozusagen in den Boden hineingestampft. Stacheldrähte und Drahtverhaue werden von den Tank wie nichts überfahren.

Er selbst scheint unverwundbar. Gewehrkugeln prallen an ihm ab als wenn es Kieselsteine wären, Granaten verbiegen ihn ein bißchen an der Einschlagstelle, halten jedoch ganz selten seinen mörderischen Lauf auf. Da müssen es schon ganz schwere Einschläge sein, um dies zu bewerkstelligen.

Von allen Seiten des Tanks gehen Feuerschlünde aus, die Unheil und Verderben um sich herum ausspritzen.

Die in dem Tank befindlichen Menschen, die ihn bedienen, scheinen selbst zur Maschine geworden zu sein. Vielleicht sind es die Vorboten des Maschinenmenschen?

Doch auch die Kraft des stärksten Elefanten kann gelähmt werden, wenn einmal oben durch den Turm des Tanks ein schwerer Volltreffer eingehauen hat, dann haben die Insassen innen nichts zu lachen. Meistens müssen sie einen schweren Verbrennungstod sterben. Sollte aber gar einer entkommen, dann wehe ihm, wenn er dem Feinde in die Hände fällt und als Tankinsasse erkannt wird.

Er ist dann geliefert.

Die Gangart des Tanks ist ein Wackeln, ein Watscheln und ein Stürmen und Rasen.

Es wird erzählt, daß die Insassen der feindlichen Tanks von außen in diese eingeschlossen wären, damit sie keine Gelegenheit haben, den Tank zu verlassen, falls ihnen der Weg zu einem evtl. notwendigen Rückzug abgeschnitten wäre. Sie sollen dadurch gezwungen sein, unter allen Umständen den Tank wieder zurückzuführen.

Der Tank ist eine menschenmordende Waffe übelster Art!

*

Der Nahkampf ist abgeebbt nur, die Artillerie läßt noch ihr Grollen hören. Sanitätspatrouillen ergießen sich über die Schlachtfelder. Sie nähern sich vor allen Dingen den Stellen, von denen Stöhnen und Wehklagen zu vernehmen ist. Bilder des Schreckens und des Grauens, Bilder vernichtendster Tragödie entrollen sich hier.

Hier ist ein Arm abgeschossen, dort ein Bein, hier ist das Knie zerschmettert, dort die Schulter, hier ist ein Schuß in den Kopf gegangen, dort einer in den Leib, hier hat ein Granatsplitter den Schädel zerrissen, dort hat ein anderer die ganzen Eingeweide blosgelegt, hier ist der Mund zertrümmert, beide Kiefer sind herausgerissen, dort ist der Rükken aufgerissen, hier ist einem glatt das Augenlicht ausgeschossen worden, dort hat einer einen Schuß ins Ohr erhalten, dem sind die Schlagadern aufgerissen und jenem die Brust zerschmettert.

Und überall ist noch Leben drin.

Meistens ist auch noch das Bewußtsein vorhanden.

Eine schreckliche Todesstunde haben die, die bei vollem Bewußtsein sind und die Erkenntnis erlangen, daß ihre Verwundung derart ist, daß es für sie keine Rettung gibt und die dabei Schmerzen von größter Heftigkeit haben, aber doch nicht heftig genug, um sie bewußtlos zu machen.

Mancher ergreifende Abschiedsbrief ist hier in letzter Lebensstunde zustande gekommen.

Es ist gar nicht möglich, alle Verwundeten abzutransportieren, die ganz schweren Fälle, bei denen der Tod mit Sicherheit in Stunden eintreten kann,

werden liegen gelassen, denn sie würden ja, da sie sowie so dem Tode verfallen sind, die Rettung eines weiteren Kameraden aufs Spiel setzen, der ihretwegen evtl. vorerst liegen bleiben müßte.

Diese schweren, dem Tode verfallenen Verwundeten werden in eine ruhige Lage gelegt, und sind sie noch bei Bewußtsein, haben aber heftige Schmerzen, erhalten sie eine Spritze, die schmerzlindernd wirkt und ihnen wird dann gesagt, „daß sie gleich geholt würden." Doch bei der nächsten Streife der Sanitätstruppe findet diese nur noch einen Toten vor. In erster Linie werden die Schwerverwundeten abtransportiert, bei denen Lebenshoffnung besteht, dann kommen die leichter Verwundeten.

Die Sanitätstruppen haben Großes und Heldenhaftes geleistet, das ist ihnen nicht abzusprechen. Freund und Feind haben sie gepflegt, so gut es in ihren Kräften stand. Nach dem internationalen Kriegsrecht steht dem verwundeten Feind dieselbe Behandlung zu, wie den eigenen Leuten. Dieses Kriegsrecht wird von unseren Sanitätstruppen aufs beste respektiert und gewürdigt. Vielen feindlichen Kriegern haben unsere Sanitätstruppen das Leben gerettet.

Und umgekehrt wird es auch so gewesen sein.

Das hohe Lied nicht nur der Kameradschaft, sondern auch des Edelmutes, bewiesen am Feinde, hat im Weltkriege tausendfach Verwirklichung gefunden.

*

Diesmal stehe ich mit dem Spieß nicht gut. Aus irgend einem Grunde muß er mich gefressen haben. Den richtigen Grund kenne ich eigentlich nicht. Nun, wie das so manchmal ist.

Viel anhaben kann er mir nicht, da ich schon etwas zu den alten Leuten gehöre.

„Warte nur mein Freund, morgen mittag kommst Du mit in Stellung, da gibt es blaue Bohnen", sagt er zu mir, „Du kannst heute schon Dein Testament machen."

Eine ziemliche Wut packt mich. Was will dieser Feldwebel denn eigentlich von mir, wie kommt er überhaupt dazu, so zu mir zu reden? Was habe ich ihm getan?

Für diese Frage finde ich keine Lösung. Ich muß einer Menschengruppe angehören, die diesem Feldwebel unsympathisch ist. Instinktiv ahne ich die Genugtuung bei diesem Mann, wenn er z. B. morgen erfahren würde, ich wäre gefallen. Eine unbekannte Genugtuung, die ebenso unbekannten Motiven entspringt, sie muß auf unerforschten Gesetzen der Sympathie und Antipathie beruhen.

Jedermann kann die Erfahrung machen, daß, wenn ihm ein Mensch das erstemal gegenüber tritt, dieser auf ihn „sympathisch" oder unsympathisch wirkt. Eine solche Einstellung ist vom Gefühl diktiert, sie hat mit dem Verstand nichts zu tun. Auch hat sie mit dem Charakter nichts zu tun. Der mir sympathischste Mensch kann den niederträchtigsten und gemeinsten Charakter haben und der mir unsympathischste kann den feinsten und edelsten Charakter

haben. Im Verkehr untereinander beherrschen sich die Menschen, spielen dauernd Komödie und lassen sich von Sympathie oder Antipathie nichts merken, dies ist nur bei unerfahrenen und lebensunklugen Menschen der Fall. Wenn ich z. B. einen Unteroffizier habe, der mir unsympathisch ist und ich bin dumm genug, mir das merken zu lassen, dann werde ich es schön zu spüren bekommen, denn er hat die Macht und wer die Macht hat, hat meistens das Recht. Die beste Lebensklugheit ist immer die, den Mitmenschen gegenüber, mit denen man zu tun hat, besonders wenn es Vorgesetzte sind, Sympathie markieren, auch wenn diese nicht da ist. Leicht ist es nicht, es ist eine Kunst.

Lebensschauspieler zu sein ist schwieriger, als Schauspieler auf der Bühne zu sein.

Wenn ein Mensch dem anderen unsympathisch ist, so ist nicht immer gesagt, daß dies auf Gegenseitigkeit beruhen muß. Es ist oft so, daß A dem B unsympathisch ist und B dem A sympathisch.

Wer die dominierende Rolle von beiden hat, braucht schließlich seinen Gefühlen keinen Zwang anzutun, er kann es sich leisten ihnen freien Spielraum zu lassen, z. B. der Feldwebel, er ist ja der dominierende über den Soldaten.

Umgekehrt aber ist es anders. Der Soldat würde sofort den Unwillen des Feldwebels hervorrufen, wenn er es wagen wollte, irgendwie zum Ausdruck zu bringen, daß ihm der Feldwebel unsympathisch ist. Sei es auch nur durch Mienenspiel oder Gebärden,

oder durch den Blick. (Ich habe in der ersten Kriegszeit, als ich in Bezug auf Lebenserfahrung noch ganz dumm war, manchen Chargierten, der in der Bildung unter mir und mir unsympathisch war, durch einen abweisenden und von oben herabsehenden Blick aufs äußerste gereizt, sodaß dieser mit mir Schlitten gefahren ist, daß mir Hören und Sehen verging. Sprung auf marsch, marsch — Hinlegen — Sprung auf marsch, marsch — Hinlegen, Sprung auf marsch, marsch — Hinlegen . . . . . .

Schlimm ist es, wenn der durch seine Position Untergeordnete dem Uebergeordneten unsympathisch ist, z.B. der Soldat dem Feldwebel. Der Feldwebel kann dann sein Mütchen ordentlich kühlen.

So ist es hier, ich muß dem Spieß ausgesprochen unsympathisch sein.

Also er will mich morgen ins Feuer schicken.

„Vorn meldest Du Dich bei dem Vice-Feldwebel Lampe, der führt den Stoßtrupp, zu dem Du morgen gehörst", spricht der Spieß zu mir weiter.

„Diesen Brief hier gibst Du ihm ab", dabei reicht er mir einen Brief.

Ich komme mir vor wie Uria, den David mit einem Brief an Joab an die Stelle der Front schickt, wo der Kampf am härtesten ist. Der Brief ist der Uria Brief.

Die Nacht verbringe ich aufgeregt.

„Morgen um diese Zeit ist es aus", sage ich mir, „es ist eben nichts dagegen zu machen. Es wird mein

Schicksal sein, in diesem Kampf zu fallen, Hunderttausend sind vor mir gefallen und Hunderttausend werden nach mir fallen . . ."

Ich schreibe schnell noch ein paar Karten an die mir Nächststehenden in der Heimat. Ich komme mir selbst eigenartig ruhig vor, jetzt am Morgen nach der aufgeregten Nacht.

Ich habe abgeschlossen und mit mir tausende andere Kameraden. Die wenigsten sind es, die Ideen entwickeln, wie sie sich von der Sache da vorn drücken können und mögen diese Ideen noch so ausgeklügelt und raffiniert sein, sie haben meistens alle keinen Zweck. Es kommt doch alles so, wie es kommen muß, es scheint vieles vom Schicksal vorgeschrieben zu sein.

„Ein schöner Heimatschuß ist unbezahlbar", sagt ein Kamerad.

„Es muß aber ein Fleischschuß sein, denn wenn der Knochen verletzt ist, dann ist das eine verteufelte Sache", fügt ein anderer ergänzend hinzu.

„Wenn Du in einer sicheren Stellung liegst, brauchst Du nur die Hand aus dem Graben halten und Du kannst dann die Kugel mit der Hand auffangen. So ein Handschuß ist auch ein Heimatschuß."

„Laß doch das alberne Gewäsch, bei all diesen Mätzchen seid Ihr doch immer die Dummen, schließlich machst Du es noch so wie der Kamerad Prell, der sich auf irgend so eine Art einen Heimatschuß beibringen lassen wollte, und der dann hops ging."

Das ist so wie der Selbstmörder, der niemals die Absicht hat, sich durch seinen Selbstmordversuch ums Leben zu bringen. Er nimmt z. B. Gift, welches in 20 Stunden den Tod herbeiführt. Er nimmt das Gift nachts und weiß genau, daß man ihn am Morgen bewußtlos im Bette findet, nachdem vielleicht erst 8 Stunden vergangen sind, Er weiß, daß man erfolgreiche Wiederbelebungsversuche anstellt.

Oder der Selbstmörder öffnet den Gashahn, läßt aber „versehentlich" eine Fensterspalte offen, durch die das Gas entweichen kann. Man wird ihn mit einer Gasvergiftung finden, die aber auch wieder zur Gesundung führt.

„Mit diesem Selbstmord will er gewöhnlich noch etwas erreichen und soll und wird der andere Teil, weswegen er den Selbstmord begeht, dann froh sein, daß er noch mit dem Leben davon gekommen ist.

Nun kann aber noch der Fall eintreten, daß die Dosis Gift oder die Menge des ausströmenden Gases zu stark gewesen ist und den garnicht beabsichtigten Tod herbeiführt."

„Kameraden, mit Risiko ist alles verbunden", sage ich, „wessen Lebensuhr abgelaufen ist, ist eben abgelaufen, wir wollen uns doch nicht solchen verrückten Gedankengängen hingeben, sondern . . ."

„Alles heraustreten, fertig machen!" tönt es von allen Seiten. Der Etatsmäßige stampft wie ein wildgewordener Eber vor uns auf und ab." Der Alte scheint ja mächtig schlechte Laune zu haben . . .

dem würde es auch nichts schaden, wenn er einmal in die dicke Luft käme.

Ich bin marschbereit.

Mit dem üblichen Drum und Dran verliest er die üblichen Dinge, meldet, teilt die Leute ein, etc.

„Drei Mann vortreten, die französisch sprechen, die es in Wort und Schrift beherrschen. Diese Himmelhunde sofort zur weiteren Verfügung zum Divisionsstab abmarschieren."

Solche Abkommandierungen sind immer ein zweischneidiges Schwert. Manche, die denken dadurch aus dem Bereich der dicken Luft zu kommen, kommen manchmal gerade aus dem Regen in die Traufe.

„Na wirds bald", donnert der Gewaltige, „wo sind diese drei Himmelhunde?"

Einer tritt vor.

„Was seid ihr denn alle für Holzköpfe, noch zwei vortreten."

Pause.

. . . . die französisch sprechen, die es in Wort und Schrift beherrschen . . . . .", wiederhole ich vor mir selbst automatisch.

Wie komme ich mir denn bloß vor? Wie ein zum Tode Verurteilter, der bereits auf der Guillautine liegt und minütlich, nein sekündlich das Herabsausen des Fallbeiles erwartet, welches sein Haupt vom Rumpfe trennt. Da kommt in letzter Sekunde der Widerruf der Vollstreckung des Urteils . . . .

Ich trete vor.

Ich mache ein schadenfrohes Gesicht, es ist ein kleiner, stiller Triumph, den ich über den „Unsym-

pathischen" davontrage, denn ich weiß, dieser Befehl kommt von „oben", dem sich der Spieß auch zu fügen hat.

Er stellt sich vor mich hin, er kocht vor Wut.

„Verflixter Kerl, da hast Du aber Schwein gehabt, wenn Du aber wiederkommst und sie können Dich nicht brauchen, dann machen wir beide zusammen einen Sturmangriff. Das laß Dir gesagt sein", sind seine Worte.

„Jawohl Herr Feldwebel, das machen wir", antworte ich schlagfertig.

„Warte, mein Bürschchen, Du kommst schon früh genug wieder", entgegnet er.

Der Dritte noch benötigte hat sich nicht gemeldet und so tripple ich dann mit dem anderen Kameraden nicht an die Front, zum Stoßtrupp des Vice Lampe, sondern nach rückwärts zum Divisionsstab.

Das beste ist, oft nichts zu tun, sondern alles herantreten lassen und dann entsprechend parieren.

Dieser Spieß hat nicht das Glück gehabt, mich wieder zu sehen.

Ich werde noch weiter rückwärts in eine größere besetzte Etappenstadt geschickt, nachdem sich ein Dolmetscher-Offizier vom Divisionsstab überzeugt hat, daß meine französischen Kenntnisse den Anforderungen genügten.

„Die Grammatik und Aussprache beherrschen Sie sehr gut", sagt er, „aber Ihnen fehlen hin und wieder Vokabeln, haben Sie daher immer ein Wörterbuch zur Hand."

„Jawohl Herr Hauptmann", erwidere ich, „ich werde mir sofort eins besorgen."

*

Zum Tode durch Erschießen verurteilt sind fünf Mönche wegen Spionage und Uebermittlung von Nachrichten an den Feind.

Einer soll nur der Schuldige sein, während die anderen vier die Mitbewohner seines Hauses sind. Das Kriegsgericht ist streng.

„Mitgefangen, mitgehangen", heißt es hier.

Sie stehen auf einem schmalen Hof einer Art Kaserne, links und rechts von Soldaten bewacht,

Ihre letzte Stunde ist gekommen.

Ich sehe vom ersten Stock der Execution zu.

Es ist ein ergreifendes und erschütterndes Bild.

Fünf Männer in Mönchskutten mit Kapuze werden jetzt sterben.

Das Urteil wird noch einmal in beiden Sprachen verlesen. Die Delinquenten haben an der Mauer Aufstellung genommen, in Abständen von einander. Der Aelteste der Mönche, ein Greis, geht noch einmals zu seinen Brüdern, gibt jedem die Hand und küßt ihm die Stirne.

Bleich, ruhig und gefaßt sehen sie dem Tode entgegen. Man will ihnen die Augen verbinden, was sie jedoch ablehnen.

Einer von ihnen kniet nieder und verharrt in dieser Stellung, um so den tödlichen Schuß zu empfangen.

Unsere Soldaten sind aufmarschiert, der Offizier zieht den Degen, sie legen an:

„Vive la France", tönt es als letzter Ausruf von den Lippen, der dem Tode Geweihten.

„Tirez bien, messieurs" (schießen Sie gut, meine Herren), spricht der Patriarch.

Die Salve kracht.

Sein Wunsch ist erfüllt worden und unsere Soldaten haben gut geschossen. Sie sind sämtlich sofort tot. Meistens sind es Brustschüsse.

Für uns sind es Spione, Verräter, die wir nach dem Kriegsrecht erschossen haben, für ihr Vaterland aber sind sie den Heldentod gestorben.

Wie vielen von unseren Leuten wird es drüben so ergehen?

Die Spionage ist in keinem Kriege auszuschalten, auch in diesem Krieg ist sie in hoher Blüte. Bezahlte Spione, die sich im innern des feindlichen Landes aufhalten, haben schon vor dem Kriege existiert. Unter irgend einem harmlosen Beruf haben sie dort möglichst unter neutraler Flagge ihren Aufenthalt. In den Hauptgarnisonsstädten beobachten sie das militärische Leben, verfolgen eifrig die Zeitungen und geben ihre Berichte vorerst nach dem neutralen Ausland, von wo sie dann weitergeleitet werden. Es werden dabei allerhand Tricks angewandt, wie z. B. chiffrierte Briefe, unsichtbare Tinte, die erst nach einem besonderen chemischen Verfahren hervortritt usw. Während der eigentlichen Kriegshandlungen ist das Spion-Spielen eine lebensgefähr-

liche Angelegenheit und ist nur dadurch möglich, daß das feindliche Land der Ansicht ist, unser Spion sei sein Spion, und umgekehrt. Hierbei tritt oft der Fall ein, daß der Spion tatsächlich „doppelt" arbeitet. Das heißt, jedes Land in dem Glauben läßt, er stehe allein in dessen Diensten. Es wird hier die Probe aufs Exempel dadurch angewandt, daß der Spion Aufträge von bereits bekannten Dingen erhält. Sind nun seine Ermittlungen über bekannte Dinge der Wahrheit entsprechend, kann man in der Hauptsache richtig folgern, daß das andere auch glaubwürdig sein kann. Wird ein Spion einmal entlarvt, daß er auch für die andere Seite Dienste leistet, ist es natürlich sofort um ihn geschehen. Er lebt keinen Tag mehr. Es wird deshalb oft ein zweiter Spion zur Ueberwachung des ersten nachgeschickt.

Die Spionage ist jedenfalls eine verteufelte Angelegenheit.

Heute Nachmittag wird hier einer erschossen, der dadurch überführt ist, daß man das corpus delicti, einen Fragebogen des Feindes, zwischen seinen Stiefelsohlen gefunden hat. Ein Hund ist hier der Verräter gewesen. Der Spion liegt in seinem Quartier in Morpheus Armen, hat aber seine Türe nicht richtig zugeschlossen, da verirrt sich eine Bulldogge in sein Zimmer, macht sich an einem seiner Stiefel zu schaffen, schleift denselben heraus und fängt an, die Sohle anzukauen. Da muß gerade ein Gefreiter von einer Schreibstube dazukommen, ein pfiffiger und gewitzter Kopf. Der sieht, was der

Köter da macht. Auf einmal kommt an der abgeknapperten Stelle das Ende eines Papieres zum Vorschein.

Der Gefreite hat eine große Phantasie und hat wohl auch viel Cherlock Holmes Romane von Conan Doyle gelesen, kurzum, er reißt dem Köter den Stiefel weg und sieht sich die Sache einmal näher an.

Er reißt die Sohle noch vollständig ab und sieht die Bescherung. Sofort zum Hauptmann hin und alles andere ist das Werk von Augenblicken.

Verhaftung, Ueberführung, Geständnis, Todesurteil und heute Nachmittag soll die Vollstreckung sein.

Dieser Kerl hat vor dem Tode Angst, er wimmert und jammert um sein Leben, aber es nützt nichts, alle mildernden Umstände werden ihm versagt und er muß daran glauben.

Spionen-Schicksal.

Das Leben nimmt hier in der Etappenstadt einen gleichmäßigen und geregelten Lauf. Es ist zum Aushalten. Vorn scheint es dagegen heiß herzugehen, das ist an den Truppen zu merken, die fortgesetzt aus der Heimat an die Front kommen, man scheint also Nachschub dringend zu brauchen. Und auch aus den von der Front zurückkehrenden Verwundetentransporten ist es ersichtlich.

Auch uns winkt die Stunde der Veränderung.

Warum geht denn der Krieg noch nicht zu Ende?

Warum gibt denn der Feind nicht nach, trotzdem wir doch ein schönes Stück von seinem Lande erobert haben und sich der Krieg dauernd auf feindlichem Boden abspielt? Wer hat den Krieg überhaupt gemacht, wodurch ist er entstanden? Wer hat die Schuld, wer hat keine Schuld?

Ich weiß es nicht und kann es nicht wissen. Hunderttausende, mit mir wissen es nicht und können es nicht wissen.

Es werden wohl nur ganz wenige sein, die mehr wissen.

Alle die von Anfang an dauernd draußen sind und heute noch unversehrt sind, überhaupt noch leben, sind eigentlich überzählig. Es sind dem Leben Geschenkte, die vielleicht selbst nicht wissen, wie sie dazu gekommen sind.

Wäre manche Granate, die neben uns einschlug, einen Meter weiter nach rechts oder nach links gegangen, wäre mancher Schrappnellsplitter einen halben Meter höher oder tiefer geplatzt und dies alles verhundert-, vertausend- und vermillionenfacht, wir lebten alle nicht mehr, wir, die wir den Krieg von Beginn bis heute mitmachten.

Es ist unser Zufall, daß wir noch leben.

Zufall ist aber gleich Schicksal. . .

Wird es nun von hier, von diesem halbwegs sicheren Ort wieder in die Hölle gehen, wieder in den Hexenkessel? Wie lange wird der Satan diesen noch schüren und die Hölle einheizen mit Menschenleibern und Menschenblut? Wie lange wird es

noch dauern, bis Gott uns den langersehnten und in Gebeten heiß erflehten Sieg gibt?

Was wird überhaupt noch kommen?

„Auf allen Kriegsschauplätzen nichts Neues" lautet kurz der heutige Bericht.

*

Ein tiefer Unterstand. Mit Beton ausgemauert, einer Erdhöhle gleich, darüber rast der Tod. Die Decke dröhnt von den Einschlägen aber, es ist bis jetzt noch keiner durchgekommen.

„Wenn das man gut geht", werden Stimmen laut.

„Einen 24er hält er aus, das ist erprobt", sagt ein anderer.

„Aber nicht zwei", ergänzt ein weiterer.

Jetzt aus dem Unterstand herausgehen zu wollen, wäre Wahnsinn gewesen. Es befinden sich vielleicht 40 Mann in ihm, während die anderen oben in Stellungen liegen.

Ofenrohrgleiche Luftlöche gehen an verschiedenen Stellen von unten nach oben. Auch ein richtiges Ofenrohr ist drin. Oben muß heute schrecklich gekämpft werden. Es zischt und kracht in einem fort.

„Jetzt haben sie Handgranaten beim Wickel", spricht jemand.

Und kaum sind diese Worte gesagt, gibt es in unserem Unterstand einen fürchterlichen Knall, verbunden mit Aufschreien.

„Von den verdammten Luftlöchern weg", tönt der Mahnruf eines Offiziers, doch es ist schon zu spät gewesen, denn eine Handgranate hatte sich vom Kampfe oben in so ein Luftloch verirrt, war hinuntergepurzelt und unten explodiert. Zwei Mann sind davon verwundet worden, der eine schwer, der andere leicht.

„Das können wir auch noch brauchen, verdammte Schweinerei", sagt ein Chargierter. Doch es ist nichts zu ändern, es ist einmal geschehen. Die Verwundeten werden schnell verbunden, aber es besteht in den nächsten 48 Stunden vermutlich keine Möglichkeit zum Abtransport.

Einige Zigaretten, die noch da sind, machen die Runde, wer einen Zug davon erhaschen kann, ist froh.

Oben sind sie über uns hinweggestürmt, wer, weiß man nicht.

Gehört unsere Erdhöhle jetzt den Unsrigen oder den Feinden? Von draußen nähern sich verschiedene Schritte. Sind es die Unseren oder ist es der Feind? Wir stellen uns alle schußbereit hin, denn auf Gefangenschaft haben wir in diesem Abschnitt nicht zu rechnen. Wenn das draußen jetzt der Feind ist, der sich da nähert, dann wird uns dieser mit Stumpf und Stiel ausräuchern wollen, deswegen wollen wir uns bis aufs Messer verteidigen. Wenn man uns da unten klein kriegt, sollen hundert von unseren Gegnern auch noch dran glauben.

Da hören wir Worte unserer Sprache, wir atmen auf, der Abschnitt scheint im Besitz der Unseren zu

sein. Wir öffnen die mit Erde belegte Platte, die den Eingang zu unserer Höhle bildet.

Wortlos torkeln ein paar Soldaten herein und kaum unten angelangt, fallen sie wie die Fliegen um. Zwei sind verwundet und der dritte ist vollkommen erschöpft. Es ist ein blutjunges Kerlchen.

„Ich kann nicht mehr", schreit er, „Mutter hilf mir."

Was soll man dazu sagen? Ein erschütterndes Bild, ein Soldat, der nach der Mutter ruft.

Zwei Minuten später ist er an der Stelle, wo er liegt, in tiefen Schlaf verfallen.

„Der Kleine muß sich erst mal ausschlafen, komm, wir wollen ihn dahin legen."

Gesagt, getan.

Sein Kopf wird auf einmal so heiß, hohes Fieber, Schweißtropfen stehen ihm auf der Stirn. Ich fasse seine Hand und fühle seinen Puls.

„Was hast Du denn, Kamerad, fehlt Dir denn noch etwas?"

Er sieht mich mit verglasten Augen an.

„Ich, ich . . . weiß nicht . . . Ruf doch schnell einmal meine Mutter . . .", lallt er.

Da muß irgend etwas nicht in Ordung sein. Wir öffnen seinen Waffenrock, reißen sein Hemd auf . . . da, ein ganz kleiner, winziger Blutfleck unterhalb der linken Brustwarze.

Der Junge hat eine Kugel bekommen, von der er selbst nichts weiß.

Wir kühlen ihm die Stirne und reden begütigende, sanfte Worte. Wir Kriegserfahreneren wissen, daß

es mit ihm zu Ende geht. Auch der unten bei uns sich befindliche Sanitäter sagt: „Es ist aus."

Und mit einem einzigen Blick scheidet der junge Kriegsfreiwillige aus dem Leben.

„Nehmt ihm die Erkennungsmarke ab und begrabt ihn dann, schade, daß er so sterben mußte, aber er ist nicht den schlechtesten Tod gestorben.

Die Hölle oben hat sich scheinbar beruhigt, wir öffnen vorsichtig die Platte und halten Ausschau.

Auf der ganzen Erdfläche haben sich, soweit man sie überblicken kann, tote Leiber ein Stelldichein gegeben. Für uns alte Leute eigentlich kein neues Bild.

Zwei Mann, schwer mit Akkumulatoren und Fernsprechgeräten bepackt, machen ächzend vor unserer Höhle halt. Sie sind am Zusammenbrechen. Die Last, die sie zu tragen haben, ist mindestens für vier Mann bestimmt. Es sind auch vier gewesen. Die Geräte sollten zu dem benachbarten Bataillon in die vorderste Stellung gebracht werden, da sind unterwegs von den vieren zwei abgeknallt worden.

Von uns müssen zwei Mann als Ersatz mit.

Diese Beiden sind bald bestimmt. Es ist der Gefreite Lehner und der Musketier Lehmann.

Man weiß nicht recht, ob dieser Weg brenzlich ist oder nicht.

Manchmal sind die scheinbar harmlosesten Dinge die gefährlichsten und manchmal sind die scheinbar gefährlichsten die harmlosesten.

Der Gefreite Lehner scheint keine rechte Lust zu haben. Nicht, daß er feige ist, denn er hat schon manchen Sturm mitgemacht. Lehner ist von Haus aus sehr vermögend und läßt manchmal gern etwas springen.

„Einen Hunderter dem, der für mich den Weg macht", sagt er zu den Kameraden so, daß es kein Vorgesetzter hören kann. „Ich will lieber hier bleiben und den Hauptangriff mitmachen, wenn dieser losgehen sollte."

Kamerad Menge drängt sich an Lehner heran.

„Geh her, laß mich gehen, schick das Geld an meine Frau ab", sagt er, „denn die kann es jetzt brauchen."

„Ist mir egal", sagt Lehner, „ich schicke ihr einen Scheck auf die Dresdner Bank."

„Ja, ist schon recht", sagt Menge und so kommt dieses eigenartige Geschäft zwischen den Beiden zustande. Es wird von den Kameraden mit gemischten Gefühlen betrachtet. Man weiß nicht recht, wie man das alles auslegen soll. Der Gefreite Lehner wird mit manchem mißtrauischen Blick betrachtet. Der Austausch wird aber von den Kameraden nicht weiter verhindert und die Vorgesetzten verhalten sich in solchen Fällen entweder passiv, das heißt, sie dulden es schweigend, oder sie haben es überhaupt nicht gemerkt.

Lehmann und Menge haben eben die schweren Apparate aufgebuckelt, wollen sich davon machen, da tritt Kamerad Goos, ein großer, starker und

junger Kerl auf Menge zu, nimmt ihm einfach die Apparate von den Schultern und sagt:

„Laß man, Menge, bleib mal unten, Du bist ja schon ganz schlapp und Deine Sorgen und Dein Kummer dazu, ich werde für Dich gehen, den Hunderter aber, den Lehner hierfür ausgibt, den soll er nur Deiner Frau schicken, wie ausgemacht. Dabei bleibts."

Ein Widerspruch von Seiten Menges verläuft ganz zwecklos, denn der körperlich weit stärkere Loos hat schon die Apparate auf seine Schultern genommen und geht mit Lehmann und den beiden anderen los.

Menge kommt in den Unterstand zurück.

„Nanu", sagt Lehner, „bist Du denn nicht gegangen?"

„Goos macht die Sache für mich."

„Na, mir solls schon recht sein."

Oben wird die Luft wieder dicker. Ein Trupp Soldaten gemischter Waffengattungen kommt fluchtartig zu uns in den Unterstand.

„Da geht irgend etwas los, paßt mal auf", heißt es von allen Seiten.

„Wenn wir bloß erst aus diesem Schlammassel heraus wären, lange mache ich nicht mehr mit."

Bum, bum, bum, — krach — krach — tack — tack — tack — s, s, s, s, s, tsch — tsch — tsch — bum. Alle Geräusche sämtlicher Kampfmittel dringen zu uns herunter: Flintenschüsse, Maschinengewehre, Granaten, Schrappnells Minen und was sonst noch existiert.

Kurt Lösel

„Alles in höchster Bereitschaft bleiben, von den Luftlöchern weggehen!", lösen sich die Kommandorufe ab.

Schritte nähern sich, es wird an die grasbedeckte Platte geklopft.

„Sofort aufmachen", heißt es, „hier Patrouille."

Es wird geöffnet und in einer Minute müssen wir fast alle hinaus, den rechtsliegenden Kameraden zur Verstärkung Hilfe leisten.

Ich habe das „Glück" unten bleiben zu können, ich soll hier versuchen durch eine unten angelegte Quasselstrippe Verbindung mit Vor- oder Rückwärts zu erhalten, um gegebenenfalls wichtige Meldungen aufzunehmen oder weiterzuleiten.

Doch meistenteils ist nichts zu machen. In dem Fernsprechapparat ertönen Summergeräusche und Stimmen, die alle durcheinander sprechen, die meistens durch Induktionsströme hörbar sind. Die Hauptleitungen sind zerschossen und in dauernder Reparatur. Ich bin der Ansicht, daß es besser gewesen wäre, wenn ich jetzt hätte mit hinausgehen können, denn, wenn die Unseren jetzt zurückgedrängt werden und der Feind findet mich hier unten, dann bin ich ein verlorener Mann.

Es hat sich bei uns eingeprägt: Wenn man einmal fallen soll, dann lieber im offenen Angriff, wo man weiß, daß alles Feindliche, in Menschen und Granaten von vorne kommt, als vielleicht heimtückisch von einer zahlenmäßigen Uebermacht überfallen und niedergemetzelt zu werden.

Es ist eine verteufelte Minute, in der ich mich in diesem Moment befinde. „Minute" ist ein angenommener Zeitbegriff, diese Situation jetzt braucht nur eine halbe Minute zu dauern, kann aber auch hundert Minuten dauern. Mir fallen grausige Geschichten ein, die sich herumgesprochen haben, was mit Gefangenen, die man so überrumpelt hat, alles vorgekommen sein soll. Gewiß sind solche Erzählungen oft übertrieben, doch gibt es auch Tatsachen, die gar nicht übertrieben werden können, da die nackte Wirklichkeit bereits das Uebertriebenste übertrifft.

Sollten da neulich hundert Gefangene gemacht worden sein und wie sie in Reih und Glied standen, hat der feindliche Anführer abzählen lassen. Die ungeraden Zahlen mußten heraustreten, vorne in irgend einen Graben gehen, während die geraden Zahlen Gruppen bilden mußten und von feindlichen Soldaten ins Hinterland geführt wurden.

Die ungeraden Zahlen aber, die da ahnungslos in Abständen in dem Graben lagen, was wurde mit denen?

Grinsend, mit teuflisch verzerrtem Gesicht ging der Anführer vor ihnen auf und ab und brüllte:

„Für Euch haben wir nichts zu essen, soviele Gefangene kann ich nicht machen und deshalb", dabei wandte er sich zu seinen Leuten: „Abmurksen"

Seine eigenen Leute standen entsetzt da, sie schienen es selbst nicht fertigbringen zu wollen, sich auf den vollständig wehrlosen Feind zu stürzen.

Die Unseren, die Gefangenen, entnahmen aus den ganzen Gebärden, was da kommen sollte. Einige hatten auch die Sprache des Feindes verstanden und gehört, was er vorhin sagte, daß für die ungeraden Zahlen nichts zu essen da wäre, daß er nicht so viel Gefangene machen könnte. Das heißt also, sie sollten wie ein Tier abgeschlachtet werden.

Die herzzerreißendsten Scenen hatten sich abgespielt, denn wehrlos und waffenlos wäre ja jeder Versuch des Widerstandes Wahnsinn gewesen.

„Schlachtet sie ab, Vorwärts! Wirds bald", fauchte inzwischen wieder die Stimme des feindlichen Befehlshabers zu seinen Leuten. Und da hatte dann einer den Anfang gemacht: er zog ein Messer aus der Tasche und stürzte auf ein wehrloses Opfer los und der Sadismus dieser Menschenbestie wirkte ansteckend. Die wehrlosen Gefangenen rangen verzweifelt um ihr Leben, dem einen oder anderen gelang es auch, eine Waffe des Gegners in die Hand zu bekommen, doch es gelang keinem, lebend zu entweichen."

Solche und ähnliche Geschichten, die ich hier und dort gehört habe, gehen mir durch den Kopf. Ist es da nicht besser, wenn man sich in so einem Fall eine Kugel durch den Kopf jagt?

Bestimmt, das ist besser. Bei diesen Gedankengängen sehe ich nach, ob meine Browningpistole gut in Schuß ist. Besser auf diese Art das Leben beendet, als wie ein Tier evtl. abgeschlachtet zu werden.

Draußen pfeift und zischt es weiter. Da muß jemand gekommen sein, denn es wird mit dem Fuß aufgestampft. . .

„Halloh, aufmachen, hier ist Lehmann."

Ich gehe vor und öffne die Klappe.

Dreckig und blutbespritzt tappt Lehmann herein.

„Nanu, was ist los, bist Du verwundet? Deine Hand klebt ja von Blut."

„Mir fehlt nichts", sagt Lehmann, „aber . . . sag mal, ist Menge hier, . . . oder ist Lehner hier?"

„Warum fragst Du denn danach?"

„Warum ich danach frage? Sieh mich an, das Blut an meinen Händen ist Goos' sein Blut, ihn hat es erwischt. Er ist für Menge und Lehner gefallen. . ."

Sprachlos starre ich ihn an.

„Goos ist gefallen?", frage ich nochmals.

„Ja er ging vor mir, da platzte in der Luft ein Schrappnell und traf ihn mitten in die Brust. Er brachte nur noch das eine Wort: „Kamerad" hervor, dann war es um ihn geschehen."

Noch mehr Soldaten kommen in unsere Höhle hinunter, da bringen sie auch einen in einem Mantel an. Der Mantel dient als Tragbahre.

„Vorsicht, ein Schwerverwundeter", ruft der eine Träger.

„Vielleicht ist er auch schon tot", sagt der andere Träger.

Behutsam wird er auf einen Strohsack gelegt. Ich gehe zu ihm und sehe ihn an.

Es ist Lehner.

Also ihn hats auch gepackt. . .

Ich versuche, ihn anzureden. Er erkennt mich.

„Ich glaube, es ist aus mit mir, laßt es Euch alle recht gut gehen. „Vielleicht — nicht — gefallen — wenn — Acculator — gangen — aus — aus", das sind seine letzten Worte, dann noch einmal ein Stöhnen und das Leben ist erloschen. Er hat wohl sagen wollen, daß er vielleicht nicht gefallen wäre, wenn er den Transport des Akkumulators selbst gemacht hätte.

Weitere Soldaten kommen zu uns herunter.

Unter ihnen ist Menge, wohlerhalten, unversehrt.

„Es war eine verrückte Sache da oben, aber ich bin halt durchgekommen."

„Heute haben wir mal Schwein gehabt, wer weiß ob wir es morgen haben", fügt ein anderer ergänzend dazu.

„Ist Goos und Lehmann schon zurück", fragt Menge ahnungslos.

„Hier Lehmann", sagt Lehmann selbst, . . . „Goos. . . ist. . . tot."

„Und Lehner ist auch tot", setze ich hinzu. „Da liegen sie beide. Wir werden sie nachher begraben."

Menge sagt kein Wort, er wird um noch einen Grad bleicher als er schon ist und senkt das Haupt.

Welch eigenartiges Schicksal:

Der dem Tode entgehen wollende Lehner muß sterben und der scheinbar dem Tode geweihte Menge bleibt leben, denn an seine Stelle ist Goos getreten und hat für ihn sterben müssen, oder?

Die Toten werden sämtlich begraben, das heißt was man begraben nennt. Sie werden in eine Decke oder Zeltbahn gelegt und in die Erde gesenkt, an vielen Stellen. Selten ist es einer allein, es sind meistens mehrere zusammen. Kleine Massengräber sind es, mit 5 bis 50 Toten, oder auch noch mehr.

Wenn einer gefallen ist, der einem ein guter Kamerad war, der einem kameradschaftlich näherstand, dann taucht hie und da wohl eine traurige, schwermütige Stimmung auf, doch hält diese nicht lange an, denn dazu ist einfach keine Zeit vorhanden.

Im tragischsten Falle werden einige Tränen zerdrückt, die aber schnell getrocknet sind, Kugeln, Bomben und Granaten sorgen schon dafür.

Heute stehen wir am Grabe eines Kameraden, wer weiß, ob nicht wir morgen an der Stelle des Toten liegen. . .

„Heute rot, morgen tot" . . .

Die Decke über unserem Unterstand hat Sprünge bekommen auch haben wir sie mit Balken stützen müssen. Oben sind direkte Granateinschläge. Die Trichter schütten wir mit Steinen und Erde zu.

Es beschleicht uns ein gewisses Gefühl der Unsicherheit. Drüben beim Feind ist jetzt eine Art Feuerpause. Bei uns werden neue Lebensmittel herangebracht und verteilt. Wir sind diesen gleichgültig gegenüber, weil wir dicke Luft riechen. Es wird viel gequalmt.

„Legt mal noch Sandsäcke an den Eingang und um diesen herum, denn das ist die empfindlichste Stelle von unserer Höhle."

Nacht.

Die meisten sind draußen. Unten sind wir zusammen höchstens ein Dutzend. Es kommen ganz schwere Einschläge hinter uns.

„Wenn von dieser Sorte uns einer aufs Dach kommt, dann gehen wir verschütt."

„Ich glaube das bald auch."

„Ob es nicht besser ist, wir gehen hinaus?"

„Damit Du oben gleich weggegrast wirst."

„Am besten ist, Ihr stellt Euch seitlich an die Wände, also nicht zu sehr in die Mitte. Denn, wenn ein schwerer Volltreffer über uns einhauen sollte, so erfolgt zuerst der Zusammensturz am wahrscheinlichsten in der Mitte. Also seid auf der Hut."

Solche und ähnliche Stimmen bilden die Unterhaltung. Tranige Petroleumlampen brennen und werfen düstere Schatten von allen Dingen, die sie beleuchten.

Da, jetzt geht es los. Eine Stimmung fast unheimlicher Art ist über uns hereingebrochen. Wir paffen schweigend Zigaretten und Zigarren.

Ein einziges Getöse, ein Donnerkrachen, ein dumpfer Schlag wie mit Millionen Hammerschlägen auf massive Eisenplatten, ein Zusammenstürzen von Erdmassen, Geröll und Balken. Gemischte Aufschreie, Auseinanderspritzen und in die Luft schleu-

dern von Erdklumpen und Gegenständen. Dazwischen ein einziger Feuerblitz. Nicht hell und nicht dunkel, eine gelbrote Flamme und dichter Qualm, der schwerer als die Luft zu sein scheint.

Unsere ganze Höhle ist wie ein Kartenhaus zusammengebrochen.

Zirka ein Dutzend menschliche Wesen liegen dazwischen, sind sie tot? Leben sie noch? Keiner weiß es vom anderen, man weiß es fast von sich selbst nicht.

Eingeklemmte Arme, eingeklemmte Beine, eingeklemmte Menschenleiber, Verwundete und Zerfetzte auch dabei. Schreie von verschiedenen Ecken und Enden.

Erdmasse, die lebt, die sich bewegt. Hast Du schon einmal sich bewegende Erde gesehen? So im Dreiviertel Dunklen sieht das ganz unheimlich aus. Der Schein einer Taschenlampe spielt darüber hinweg. Die muß irgend jemand haben hervorziehen können. Da krappelt aus der sich bewegenden Erdmasse ein Arm hervor, doch mehr kommt nicht heraus. Der Kopf dieses Unglücklichen ist mit einem Querbalken verdeckt. Die Bewegungen des Armes und der Finger desselben lassen nach, es sind wohl nur noch die konvulsivischen Zuckungen eines Sterbenden. . .

Zwei andere, die noch kriechen können und scheinbar unversehrt sind, befreien den Unglücklichen mit großer Anstrengung von dem über seinem Kopf liegenden Querbalken. Der ganze Körper

wird von der ihn noch bedeckenden Erde frei gemacht.

Doch es ist zu spät, der ganze Brustkasten ist ihm zerquetscht und sein Gesicht bildet eine blutige, klebrige Masse.

Ich selbst habe beim Einschlagen des Volltreffers eine gute Deckung gehabt und bin deshalb unversehrt. Die Ueberlebenden krabbeln wie große Käfer in der eingestürzten Erdhöhle herum. Die Luft wird auf einmal schwer.

Sollen wir hier unten etwa ersticken? Mit Seitengewehren und Spaten machen wir uns den Weg frei, stechen, buddeln und schippen bis wir eine Oeffnung haben, die Licht und Luft durchläßt.

Sechs von uns sind tot und sechs leben noch. Es ist wie ein Lotteriespiel, fünfzig zu fünfzig. Drei waren sofort von dem Volltreffer nach dem Einschlag und der Explosion in Atome zerschmetterrt, die aufgewühlte Erde ist gemischt mit ihren Fleischstücken.

Der vierte Tote ist der Brustzerquetschte, der fünfte und sechste sind von den Erdmassen verschüttet, betäubt, erschlagen und erstickt worden. Wir anderen sechs krabbeln uns langsam und vollständig hervor.

Wo jetzt hin? Wir müssen sehen, in eine neue Deckung zu kommen, denn sonst müssen wir jetzt auch noch daran glauben.

„Links von uns sind mehrere Trichter, in diese also hinein."

Gesagt, getan. Wir schleppen uns fort und kriechen in diese Trichter, um dann langsam nach und nach weiter zu versuchen, in rückwärts gelegenere, sichere Stellungen zu kommen.

*

Die Etappe ist die Mutter der Armee. Mag man noch so auf sie schimpfen, ist sie nicht intakt, dann funktioniert auch vorn nichts. Die vielen Heereskommandostellen, vom Kompagniestab ab, Bataillonsstab, Regimentsstab, Brigadestab, Divisionsstab, Armeekorps, Armeeoberkommando und schließlich die Oberste Heeresleitung sind alle notwendig, es ist alles wie ein großes Uhrwerk und jede Kommandostelle ist ein Rädchen in demselben, während die Zeiger die Angriffstruppen sind.

Zweifellos gibt es bei den außer Schußbereich liegenden Dienststellen große Druckposten, Posten bei denen nichts zu tun ist, genau wie es bei jeder Behörde solche Posten gibt. Andererseits ist an manchen Stellen Ueberarbeitung vorhanden. Es ist meistens so, daß die Etappenleute auf den Schreibstuben sich gegenseitig stützen, auch findet diese Stützung zwischen Chargierten und Nichtchargierten statt, denn jeder hat das Bestreben den einmal gefaßten Druckpunkt zu behalten.

Die einsetzenden K.V., G.V. und A.V.-Musterungen haben manchem einen Strich durch die Rechnung gemacht, doch gibt es auch unabkömmliche K. V.-Leute.

Oft tut man den in der Etappe Dienst tuenden Soldaten Unrecht, denn sie tun ebenso gut und pflichttreu ihren Dienst. Daß diese mitunter den gleichen oder auch größeren Gefahren als in der Front ausgesetzt sind, habe ich bereits früher erwähnt.

Insbesondere ist ein gutes Funktionieren der Etappe für den Nachschub der Verpflegung und für den Rückwärts-Transport der Verwundeten notwendig.

Der nächste Urlaub ist in Sicht.

Wie wird es jetzt in der Heimat aussehen? Es scheint kein besonders günstiges Bild herauszukommen. An allem ist zu merken, besonders an der Verpflegung, daß es in der Heimat nicht gerade glänzend zu stehen scheint. Die Verpflegung ist quantitativ und qualitativ nicht mehr auf der Höhe.

In der Heimat wird gehamstert und schwarz geschlachtet. Sogenannte Kontrollkommissionen werden aufgestellt, die dem kleinsten Bauern das geringste Stück Vieh kontrollieren. Damit keine Schiebungen vorkommen können, werden z. B. Kontrollkommissionen, die in Sachsen arbeiten, aus Preußen bestellt, während man Preußen von Bayern kontrollieren läßt usw. Schiebungen kommen natürlich trotzdem in Massen vor, das hilft nichts.

Auf den Landstraßen halten die Feldgendarmen Ausschau. Diese grünbekleideten Kerls mit ihren Blechschildern wirken auf den Frontsoldaten wie das rote Tuch auf den Stier. Ich habe das zweifelhafte Vergnügen, einem Gendarm einmal in die

Arme zu laufen. Ich pendele so eine Landstraße dahin und denke gerade darüber nach, wie der Volltreffer in unseren Unterstand einhaute. Auf einmal schreit mich eine Stimme an:

„Können Sie keine Ehrenbezeugung machen?“

Vor mir steht ein Feldgendarm im Range eines Offizierstellvertreters. Ich bin so in Gedanken versunken, daß ich ihn ganz verdutzt ansehe.

„Zwanzig Schritte zurück marsch, marsch und dann nochmal an mir vorbei“, kommandiert er.

Ein Unwille steigt in mir empor, ich knirsche mit den Zähnen.

„Waren Sie schon einmal an der Front, Herr Leutnant?“, erwidere ich ironisch.

In meinem Innern denke ich:

„Du bist doch ein ganz großes Rindvieh, Du bildest Dir hier kraft Deiner Autorität Wunder etwas ein, ich möchte Dich mal acht Tage im Schützengraben sehen, oder Du müßtest einmal einen Sturmangriff mitmachen. Dann möchte ich mal sehen, wie Dir das Herz in die Hosentaschen fällt, Du dreckiger Hund Du, der auf Kosten anderer, die sich die Knochen zerschlagen lassen, hier so ein fettes Leben führt.“

Der Gendarm scheint meine Gedanken gelesen zu haben, er wird puterrot im Gesicht und fuchsteufelswild faucht er mich an:

„Wir sind nicht an der Front, merken Sie sich das, hier herrscht noch Disziplin, ich werde Sie dem Bezirkskommando melden.“

Dann notiert er meinen Namen, Truppenteil, etc.

„Melden Sie mich getrost", sage ich, „es kommt gar nicht darauf an, vielleicht werde ich dann hier eingesperrt und werden Sie dann als Ersatz für mich vorschlagen. Sie werden sicher draußen so tüchtig sein, wie Sie es hier sind."

Es ist mir tatsächlich alles ganz egal, dem Kerl aber mußte ich unverblümt meine Meinung sagen.

Fett, vollgefressen zieht er von dannen, genau wie er gekommen ist.

Ich bin bestimmt kein Meuterer und Aufwiegler oder Revolutionär, dazu bin ich viel zu jung, zu unerfahren und zu unreif. Aber ich kann mir eine Vorstellung machen, wie im Lebensalter älteren Leuten zu Mute gewesen ist, wenn sie derartige Situationen erlebt haben. Denn solche Elemente, wie dieser Feldgendarm hat es besonders in der Etappe und in der Heimat zu Tausenden gegeben. In ihnen war nicht das Gefühl einer nationalen Notwehr, das Erhebende und Beherrschende, sondern sie ritten weiter den Schimmel des in Zeiten solcher Not nicht mehr angebrachten Militarismus. Unbewußt waren sie mit die Schürer der Revolution.

*

Der Urlaub des Einzelnen ist auf Tage vorgeschrieben. Der Zug, mit dem er ankommt, steht fest und auch der, mit dem er abfährt. Wer in zwei Tagen nicht zurückgekommen ist, wird sofort vom Bezirkskommando geholt, da haben schon Tele-

gramme gearbeitet. Man sucht mit allen Mitteln die Disziplin straff zu halten, daß sie ja nicht gelockert wird.

Ich bin zu Besuch bei einem früheren Bekannten, der auch im Felde gewesen ist und sich ebenfalls gerade in Urlaub befindet. Seine Mutter ist schwer krank, sie liegt im Sterben. Fiebernd umklammert sie das Handgelenk ihres Sohnes und hat nur den einen Wunsch, daß er bei ihr bleiben könne. Diesen Wunsch wiederholt sie in verschiedenen Ausdrucksarten unausgesetzt.

„Morgen nachmittag muß ich zurück, was mache ich bloß. Wenn meine Mutter sterben soll, dann wünsche ich direkt, daß sie bis morgen nachmittag um 3 Uhr tot ist, um ihr den Abschied von mir zu ersparen. Das würde ihre letzte Lebensstunde vergällen. Wenn meine Mutter morgen mittag noch lebt, ich bringe es einfach nicht fertig, abzufahren."

„Kannst Du Dich nicht krank melden", sage ich.

„Das ist nicht so einfach, das machen zuviele Urlauber. Und dann ist es manchmal auch gar nicht ratsam, denn ich kann dann von meinem Feldtruppenteil fortkommen und wer weiß, wo ich hernach hinkomme", entgegnet er mir.

Es ist der nächste Tag, nachmittag 2 Uhr, alles liegt abmarschbereit. Ich bin wieder bei ihm. In einer Stunde fährt der Zug, es heißt von der sterbenden Mutter Abschied nehmen. Wie soll man das machen?

Minute um Minute verinnt . . . . er bringt es nicht fertig, zu fahren.

„Ich bleibe, mag kommen, was da will, ich kann es meiner Mutter nicht antun. Ich fahre morgen. Entweder hat sich ihr Zustand bis dahin gebessert oder sie ist gestorben."

Wieder zwei Tage später. Ich stehe mit ihm am Sterbebette seiner Mutter. Es geht jetzt bestimmt mit ihr zu Ende. Da wird laut an der Türe geschellt, der Vater geht öffnen und gehe ich auch mit vor, Futter aber bleibt bei seiner Mutter.

Es ist ein Unteroffizier und ein Mann. Kaum erblicken sie mich in meiner feldgrauen Uniform, als sie losbrechen:

„Aha, da haben wir ihn ja, Freundchen, Ihr Urlaub ist seit 3 Tagen abgelaufen und Sie sind noch hier? Was soll das heißen, sofort fertig machen und mitkommen zum Abtransport."

Der alte Vater, der geöffnet hat, will gerade den Irrtum aufklären, daß man mich mit seinem Sohn verwechselt hat. Da falle ich ihm ins Wort, ich mache irgend eine Tür auf und schiebe den Alten hinein:

„Geh nur Vater", sage ich zu ihm „die Kameraden sind im Recht, ich gehe gleich mit."

„Wir müssen Sie jetzt dem Bezirksfeldwebel vorführen und wenn Sie sich nicht weiter weigern, müssen Sie mit dem nächsten Zug zur Front zurück, andernfalls Desertion vorliegt und Sie als Fahnenflüchtiger behandelt werden."

„Ihre Sachen können Sie jetzt noch hier lassen, also kommen Sie schnell . . . ."

„Jawohl, Kameraden, ich gehe gleich mit", sage ich in blitzartiger Erfassung der Situation.

Und ich gehe mit. Futter aber bleibt bei seiner sterbenden Mutter. Bei dem Bezirksfeldwebel angekommen, erfahre ich, daß der Truppenteil des Futter sofort entsprechendes Telegramm gesandt hat. Ich spiele die Rolle des Futter weiter, denn ich weiß doch, daß er dadurch einen guten Vorsprung hat.

Ich erkläre dem Feldwebel, daß ich mit dem nächsten Zug fahren werde und er schickt mich wieder nach Hause.

Futters Mutter ist soeben verschieden. Er ist mir unendlich dankbar, daß ich ihn so schlagfertig „vertreten" habe.

Mit dem nächsten Zug fährt er zur Front zurück und von dieser Vertretung ist niemals etwas an den Tag gekommen.

*

Wer nicht irgendwelche Beziehungen mit der Landbevölkerung hat, ist schlimm daran. Was man auf Brot-, Fleisch- und andere Karten erhält, ist nicht der Rede wert und reicht nicht im Geringsten zu einer einigermaßen genügenden Ernährung aus. Die verhungerten Heimatgesichter nehmen von Tag zu Tag erschreckend zu. Ich sehe, daß unsere Ernährung im Felde bedeutend besser ist, als die in der Heimat. Dieses fürchterliche und schreckliche Anstehen nach einem halben Hering, nach einem Achtel Butter und einem Viertel Pfund Wurst ist

kaum noch zu ertragen, sogar die notwendigsten Lebensmittel, wie Brot und Kartoffeln, werden arg knapp.

Und auch mit dem Menschenmaterial ist es so eine Sache. Was irgendwie krauchen kann, wird zum Hilfsdienst eingezogen, auch das weibliche Geschlecht ist allenthalben vertreten. Ich habe irgendwo ein paar Büchsen Schmalz aufgegabelt, eine davon schenke ich einer mir bekannten Familie. Die Dame des Hauses, eine sonst sehr stolze und unnahbare Frau, die ein großes und repräsentables Haus geführt hat, ist über mein Geschenk so gerührt, daß sie mir tränenden Auges die Hände küßt.

„Wir haben wochenlang kein reines Schmalz mehr gegessen. Oh, wie bin ich Ihnen dankbar . . ."

„Ich werde versuchen, Ihnen weiteres zu besorgen", sage ich strahlenden Auges.

„Ach, wäre das nett von Ihnen", entgegnet sie.

Ich bin von dieser Szene mehr mitgenommen, als ich denke. Also muß es doch sehr, sehr schlimm um uns stehen . . . .

Auch dieser Urlaub neigt sich seinem Ende zu und ich habe das Gefühl, daß es der letzte Urlaub in diesem Kriege gewesen ist.

Denn wenn die Einschränkungen immer laufend so weiter gehen, sind wir ja sowieso bald am Ende. Ueberall heißt es einschränken und durchhalten. Es gibt aber bald nichts mehr zum Einschränken und Durchhalten. Ueberall kommen Teuerungszuschläge, Ersatzgeldscheine sind ebenfalls in Massen aufgekommen, jede Stadt gibt eigenes Notgeld her-

aus. Und so geht es in einer Tour fort. Die inneren Einrichtungen im Lande lassen auch zu wünschen übrig, die öffentlichen Behörden haben Mühe und Not, alles aufrecht zu erhalten. Die Schwerindustrie hat zu kämpfen, wie nie zuvor. Gewisse Gruppen Kriegsgewinnler sind vorhanden und bilden sich neu. Es ist alles Kriegs- und Umstandssache, die eine Firma macht durch den Krieg pleite und die andere nimmt einen Aufschwung, wie sie ihn sonst nie genommen hätte.

Die Religion unter den Menschen lockert sich. Viele verlieren den Glauben, die Pfarrer und Prediger haben einen schweren Stand.

„Wir pfeifen auf Gott", hört man allenthalben Stimmen „denn, wenn es einen solchen gäbe, dann wäre der Krieg schon aus und wir hätten gesiegt."

„Ja, es muß eben jeder sehen, wo er bleibt, tragt das Gold weiter zur Reichsbank und zeichnet nur tüchtig weiter Kriegsanleihe . . . . ."

„Mein Mann ist Gott sei Dank unabkömmlich abkommandiert."

„Er arbeitet oben im Magazin", höre ich die in der Nachbarschaft wohnende Frau Krappdorf sagen.

„Das hat gar nichts zu sagen", gebe ich ihr zur Antwort. „Krieg ist Krieg, und mancher ist im Kugelregen besser aufgehoben, als in der sichersten Stellung."

Die Frau sieht mich erstaunt und mitleidig an und faßt sich an die Stirn. Ich scheine ihr leid zu tun oder hält sie mich für verrückt. Vielleicht hat sie Recht? Vielleicht haben wir alle, die wir draus-

sen waren, schon einen kleinen Klaps? Es ist alles möglich.

Ich weiß es nicht.

Ich wünsche der fest an die Unabkömmlichkeit ihres Mannes glaubenden Frau Krappdorf alles Gute. Wohl dem, der seinen K-V. dienstpflichtigen Angehörigen so lebenssicher für Kriegsdauer weiß!

Abschied wie üblich, nur noch ernster, ob ich wohl diesmal zurückkehre?

Rückreise in den Krieg. Nach einigen Stunden Bahnfahrt hat der Zug in einer Etappenstadt Aufenthalt.

Wir sehen schon vom Zug aus einen roten Feuerschein. Funken, Rauch und Qualm fliegen in der Luft herum, es muß gar nicht weit vom Bahnhof sein.

Großfeuer.

Dadurch oder durch etwas anderes hat der Zug etwas Aufenthalt. Ein Feldwebel stellt uns alle zusammen und eilen wir zur Brandstätte, wo wir irgendwie Hilfe leisten sollen.

Ein großer, gewaltiger Bau ist in Flammen.

Von allen Seiten arbeiten schon Feuerspritzen. Es scheint, daß niemand in dem Gebäude mehr ist.

Doch da, was ist das? Auf dem Hofe ist ein langes Eisengerüst, in welchem sonst ein Fahrstuhl fährt. Und ganz oben, zwischen dem 4. und 5. Stock steht noch ein Fahrstuhl, er scheint nicht vor- und rückwärts zu können und in dem Fahrstuhl ist ein Mann.

Wie diesen retten?

Ringsherum sind Flammen. Herausspringen und Auffangen in einem Sprungtuch ist unmöglich. Da lenkt eine Feuerspritze ihren Strahl direkt auf den Fahrstuhl, von unten wird er fest angespritzt.

„Den Fahrstuhl mit mehreren Spritzen dauernd unter Wasser halten", lautet der Befehl des Brandleiters, „damit wir den Mann da oben retten."

„In dem Eisengerüst hält sich der Fahrstuhl, denn dieser ist auch größtenteils aus Eisen."

Und eine zweite und dritte Spritze richten ihren Strahl auf den Fahrstuhl.

Das ist ganz richtig gedacht, denn, wenn das Feuer hauptsächlich gelöscht sein wird und man durch das anhaltende Unterwasserhalten verhindert, daß die Eisenträger, zwischen denen der Fahrstuhl läuft, und dieser selbst, glühend werden, dann ist der Mann zweifellos gerettet.

Tausende Augen sind auf den Fahrstuhl gerichtet.

Kaum ist der erste Wasserstrahl an den Fahrstuhl gekommen, da fängt der Mann oben an heftig zu winken, zu gestikulieren. Er winkt und winkt, doch wird man aus seinen Gebärden nicht klug. Er zieht sich jetzt die Jacke aus und winkt mit dieser, er läßt die Jacke herunterfallen. Er winkt mit den Händen nach unten, immer nach unten. Er rauft sich die Haare.

„Der Mann schreit und brüllt ja dauernd", sagt jemand, der ihn durch einen Feldstecher beobachtet, „was will er denn blos?"

„Die Hitze von rechts wird ihm einheizen, es wird da oben eine Glut sein, daß man es nicht aushalten kann."

„Die Spritzen stärker stellen, noch drei andere Spritzen auf den Fahrstuhl richten!", wird der Befehl gegeben. „Wir müssen alles daran setzen, den Mann zu retten."

Sechs Spritzen sind jetzt auf den Fahrstuhl gerichtet. Jetzt muß der Mann doch bestimmt genug Kühlung haben, daß ihm die Hitze des benachbarten Feuers nichts mehr antun kann.

Doch das Gestikulieren hat nicht aufgehört. Es ist immer schlimmer geworden. Ein unheimliches, entsetzliches Schreien muß es sein, was der Mann da losläßt.

Ein Schreien und Brüllen, von dem man kein Wort hören und verstehen kann.

Das Wasser scheint noch nicht genug zu sein, das bis da oben hinaufkommt, wie soll man sich sonst die Gebärden des Mannes deuten?

Da, jetzt wirft er die Arme in die Luft, reißt sich das Hemd von der Brust und stürzt zusammen.

„Jetzt liegt er ohnmächtig im Fahrstuhl", werden Stimmen laut.

Die Spritzen halten den Fahrstuhl weiter unter Fühlung und unter Wasser.

Der Hauptbrand ist gelöscht. Der Platz um das Fahrstuhlgerüst wird frei. Eine große mechanische Leiter wird unten aufgestellt, heraufgeleiert und zwei Feuerwehrleute klettern schnellstens hinauf, um den Ohnmächtigen zu holen.

Ein gräßliches Bild bietet sich ihnen. Der Mann im Fahrstuhl liegt in einer schmutzig grauen Wasserlache, am ganzen Körper ist er verbrannt, furchtbar verbrannt. Er ist tot.

Das Wasser, das man mit den Spritzen hinaufgesandt hatte, um dem Mann Kühlung zu verschaffen, hat wie Benzin oder Petroleum gewirkt, denn unten in dem Fahrstuhl hat sich eine große Ladung Karbid befunden.

Das Winken des Mannes mit den Händen nach unten, sein Gestikulieren, sein Brüllen und Schreien, alles das sollte bedeuten:

„Hört auf zu spritzen, hört auf, je mehr ihr hier heraufspritzt, desto heißer wird es da oben, das Karbid kocht schon, es wird immer schlimmer, es zerfrißt mir jetzt die Füße, es wird sich gleich entzünden, ich komme um in den Karbidgasen, ich verbrenne."

Wer ist der Tote? Ich glaube meinen Augen nicht trauen zu dürfen: Es ist Krappdorf, der Unabkömmliche und von seiner Frau für diesen Krieg als lebenssicher gehaltene. Erschüttert stehe ich an seiner Leiche und gehe mit den anderen Kameraden zum Urlauberzug zurück, der uns später wieder an die Front bringen soll.

Nach vielleicht vierzehn Tagen erhalte ich folgenden Brief von Frau Krappdorf:

„ . . . " Sie scheinen den sechsten Sinn zu haben, denn ich muß immer wieder an Ihre Worte denken, daß mancher im Kugelregen besser aufgehoben ist,

als an scheinbar sicherer Stelle. Wahrhaftig, Sie haben Recht, wäre mein Mann ins Feld gekommen, lebte er wahrscheinlich heute noch. Ich dachte erst, Sie sind nicht mehr ganz richtig, aber Sie haben es wohl schon damals gewußt und wollten es mir nur nicht sagen. Das hätten Sie aber doch tun können, denn dann hätte mein Mann einen anderen zu dieser Reise geschickt. Wie er in diesen Fahrstuhl gekommen ist, ist mir ein Rätsel, denn er hat doch mit der ganzen Karbidladung, die sich darin befand, nicht das geringste zu tun gehabt. Er hat sich eben den Weg über die Treppe sparen wollen, das Feuer ist blitzartig ausgebrochen und er ist halb oben stecken geblieben. Eine andere Erklärung habe ich nicht.

Ich weiß nun, genau wie Sie es wußten, daß mein Mann ein Opfer des Krieges werden wird, daß Sie lebendig zurückkommen werden.

Ich grüße Sie

Ihre

Frau Krappdorf.

Ich kann mich nicht mehr an die Worte erinnern, die ich der Frau gesagt haben soll. Ihre Prophezeiung aber, daß ich lebend zurückkommen werde, betrachte ich mit großem Zweifel.

*

Ueber drei Wochen tobt der Kampf. Wir erhalten den Befehl, ins nächste Dorf zu marschieren. Wir müssen an einem Waldrand vorbei, aus dem auf einmal Feuer gegen uns losgelassen wird. Sofort

schwärmen wir aus und erwidern vereinzelt dasselbe. Wir kriechen und ziehen uns langsam immer mehr zusammen, um auf den Feind direkt zu stossen. Wir sind uns noch unklar, wer in der Uebermacht ist, wir oder der Feind. Es heißt größte Vorsicht an den Tag legen, es will keine Seite so einen richtigen Angriff machen. Unser Ziel, das nächste Dorf zu erreichen, ausführen zu können, müssen wir aber an dem Waldrand vorbei. Von Mann zu Mann wird der Befehl weitergegeben:

„Weiter vorkriechen."

Die Schüsse von drüben lassen nach und wir sehen nun, daß wir in der Uebermacht sind. Im Sturm geht es an den Feind heran. Dieser hat einen weiteren Kampf aufgegeben und ergibt sich. Der Feind besteht aus einer Patrouille von zirka 50 bis 60 Mann, während wir zirka 300 Mann stark sind.

Die feindliche Patrouille ist vollständig von uns umzingelt.

„Wir machen hier kurzen Prozeß", wird eine Stimme laut. „Wir knallen sie einfach ab."

„Es wird wahrscheinlich nichts anderes übrig bleiben, denn wir haben nicht Leute genug, um sie als Gefangene rückwärts zu transportieren."

„Wir treiben sie alle in eine Ecke, um sie kurz und schmerzlos ins Jenseits zu befördern."

Die gefangene Patrouille hat natürlich unser Vorhaben bemerkt und befindet sich in Todesängsten. Da tritt einer daraus hervor und spricht in gebrochenem, aber gut verständlichem Deutsch:

„Wenn Ihr uns leben laßt, werden wir Euch einen Hinweis geben, der Euch allen das Leben rettet. Wenn Ihr uns aber jetzt erschießt, werdet Ihr uns noch heute im Tode nachfolgen."

Diese Worte lösen gemischte Gefühle aus. Ein Teil schenkt ihnen Glauben, ein anderer hält sie für Bluff.

Die Zeit drängt aber zu schnellem Handeln und zu raschem Entschluß. Unser Führer entscheidet sich dafür, den Gefangenen das Leben zu versprechen, wenn sie ihr angebliches Geheimnis preisgeben.

„Ihr Wort als deutscher Offizier", spricht der Wortführer der Gefangenen und hält seine Hand hin.

Unser Führer sieht ihn ungläubig an.

„Ein deutsches Offiziersehrenwort gilt auch beim Feinde", spricht der Gefangene weiter.

Kurz entschlossen erhält er das Wort.

„Links von dem Dorf, wo ihr jetzt hinmarschieren wollt, befindet sich unten ein dichter Nadelwald. Dieser ist von unseren Truppen vollkommen besetzt. Wenn Ihr Euch jetzt in dem Dorf einquartiert, werden Euch unsere Leute überrumpeln", lautet der Bericht.

„Wenn dieser Bericht falsch ist, werdet Ihr natürlich samt und sonders erschossen, darüber seid Ihr Euch doch wohl klar", erwidert unser Führer.

Es werden 10 Mann abkommandiert, die die gefangene Patrouille nach rückwärts bringen.

Unser Führer versammelt uns.

„Kameraden" spricht er, „links vom Dorf, da vorne in dem Gehölz hält sich der Feind versteckt, um über Nacht mit List und Tücke über uns herzufallen, wenn wir ahnungslos die Quartiere in dem Dorf bezogen haben. Allem Anschein nach ist der Feind in fünffacher Uebermacht.

Was wollen wir tun? Wollen wir zurückkehren und erst Verstärkung holen oder wollen wir einen Angriff riskieren? Was ist Eure Meinung, Leute, wozu habt Ihr Lust???"

Es kommen nicht dreihundert Antworten, sondern eine einzige, diese aber kommt von dreihundert Mann.

„Wir greifen an, Herr Hauptmann ..."

Ist dieser Hauptmann nicht ein prächtiger Kerl? Er befiehlt nicht kraft seiner Autorität den Kampf, der nach aller Vorausschau in Tod und Verderben führt, sondern er läßt kluger Weise seine Leute selbst diesen Kampf bestimmen. Hierdurch kann er diesen solche Kraft, solchen Mut, solches Selbstvertrauen geben, daß dies mehr wert ist, als eine dreifach herbeigeholte Verstärkung, die nur befehlsmäßig in den Kampf geht.

Führer, die diese geniale Taktik verfolgt haben, hat es leider nur wenige gegeben.

„Das freut mich, Kameraden, daß Ihr so mutig sein wollt, ich kenne doch meine Leute!", antwortet unser Hauptmann.

„Wir wollen aber etwas vorsichtig sein und eine kleine Kriegslist zu Hilfe nehmen. Mit dieser vereint, denke ich zum Ziele zu kommen."

„Drei Mann vortreten, die sich das eiserne Kreuz verdienen wollen."

Es entsteht ein Gedränge, es treten nicht drei vor, sondern dreißig, vierzig oder fünfzig.

„Mal wieder eintreten", befiehlt der Hauptmann, „ich will euch erst einmal erzählen, was ihr eigentlich machen sollt."

Nachdem die Leute wieder eingetreten sind, fährt der Hauptmann fort:

„Die drei Mann werden jetzt als Patrouille vorgehen bis ins Dorf und dann links in den Wald. Möglichst dicht bis in die Nähe des Feindes und wenn dieser sie in nächster Nähe bemerkt hat, werfen sie ruhig ihre Waffen weg und lassen sich gefangen nehmen."

„Natürlich wird das nicht so einfach gehen, Ihr müßt das so schlau anstellen, damit Ihr nicht abgeknallt werdet. Die erste Aufgabe ist also die, lebendig als Gefangene beim Feind drüben zu landen. Jetzt seht Ihr erst einmal zu, was man mit Euch machen will. Ihr sagt dann, daß Ihr eine wichtige Nachricht überbringen könnt. Man wird Euch sofort vor den Kommandierenden führen und Ihr werdet dann hier erzählen, daß wir hier im Dorf mit dreitausend Mann liegen. Ihr werdet also unsere Zahl verzehnfachen.

Dann laßt Ihr durchblicken, daß, wenn sich hier alles ergeben würde, keinem Mann ein Haar gekrümmt wird und daß die Verpflegung bei uns gut ist.

Wir gehen dann heute Nacht zum Angriff vor und werden Euch sicher aus der Gefangenschaft befreien, wenn man Euch aber nach rückwärts abtransportiert haben sollte, dann auf Wiedersehen nach Kriegsende, Ihr habt dann jedenfalls Eure Pflicht in höchstem Maße getan und erhaltet das Eiserne Kreuz.

Die drei Mann sucht unter Euch selbst aus und setzt sie sofort auf den Weg."

So hat unser Hauptmann gesprochen.

Seine Rede und seine Idee mit der Patrouille hat uns allen imponiert.

Innerhalb einer halben Stunde gehen die drei Mann auf den Weg und wir marschieren nach Ablauf von weiteren zwei Stunden dem Dorf zu.

Mit größter Vorsicht beziehen wir hier die Quartiere. Wir sind dauernd in höchster Alarmbereitschaft. Es ist alles so ruhig und still, während doch in Wirklichkeit links von uns der Feind in großer Stärke liegt.

Was wird aus unserer Patrouille geworden sein?

„Wir dürfen den Feind nicht angreifen lassen, sondern wir müssen angreifen. Der Angriff ist die beste Verteidigung, das gilt auch hier."

Unsere dreihundert Mann werden in vier Teile geteilt und der erste Teil geht vorsichtig und schnell zum Angriff über. Direkt auf den Wald links geht es zu.

Wir stoßen hier auf Gräben, die vollkommen gut besetzt sind und gelingt uns hier der erste Vorstoß, da wir zweifellos überrumpelnd gewirkt haben.

Direkt hinter uns kommt der zweite Teil unserer Dreihundert und jetzt entspinnt sich ein ungeheurer und fürchterlicher Kampf. Die zahlenmäßige Uebermacht ist erkennbar, doch unsere Leute sind durch die Rede des Hauptmanns so angespornt, daß sie nicht nachgeben wollen. Entweder Sieg oder Tod ist hier die tatsächliche Parole.

Der dritte Teil unserer Dreihundert kommt zu unserer Unterstützung herbeigeeilt.

Der vierte Teil hat sich seinerseits in zwei Teile gespalten, die von links und rechts aus dem Hintergrunde auf den Feind feuern. Den ersten Graben des Feindes haben wir vollkommen besetzt. Der Feind liegt drei bis vier Gräben weiter, während die dazwischen liegenden leer sind. Von unserer Patrouille sehen und hören wir nichts, wir nehmen aber an, daß diese lebend beim Feinde angekommen ist.

Wir müssen jetzt stets darauf bedacht sein, die Erzählung dieser, daß wir mit dreitausend Mann hier liegen (statt dreihundert), zu bestätigen und zu bekräftigen. Wir müssen Leute markieren.

Dieser Graben, in dem wir jetzt sind, liegt etwas hoch und ist mit Schießscharten versehen. Da kommt ein Feldwebel auf eine gute Idee: Er läßt die Toten auflesen und an jede Schießscharte einen stellen. Jedem Toten wird ein Gewehr in die Hand gedrückt, welches zur Schießscharte heraussieht.

„Vier Mann bleiben hier und geben immer abwechselnd von Schießscharte zu Schießscharte einen Schuß auf den Feind ab, wobei sie sich durch den Toten decken. So fallen also in diesem Graben

immer zu gleicher Zeit vier Schüsse, immer abwechselnd aus verschiedenen Schießscharten. Der Feind denkt dann, daß überall Reserven von uns vorhanden sind, während es in Wirklichkeit die Toten sind . . .“

Diese Idee wird von uns noch an verschiedenen Stellen verwirklicht und hat sich, geschickt angelegt, als ein ausgezeichnetes Täuschungsmanöver erwiesen. Es ist eine kleine Ruhepause eingetreten, in der es hinüber und herüberknallt.

Jetzt werden alle Kräfte zusammengenommen, das große Entweder-Oder ist vor die Entscheidung gekommen. Das Bajonett wird aufgepflanzt und mit einem lauten Hurra geht es vorwärts. Der Feind wankt, tatsächlich er wankt. Rechts kommen ganze Truppenmassen hervor.

„Jetzt Achtung.“

Doch was ist das, die haben ja gar keine Waffen mehr. Einer schwenkt ein weißes Tuch.

Also, die wollen sich ergeben. Sie werfen alle ihre Gewehre weg und kommen aus den Gräben. Sind sie kriegsmüde oder sind sie unserer List zum Opfer gefallen?

An einigen Stellen wird noch etwas gekämpft, das sind jedoch kleine Plänkeleien, die bald aufhören.

Man bedenke, die große Menge Masse Mensch die jetzt zusammengedrängt steht, entwaffnet und von uns bewaffneter kleiner Zahl umgeben. Erstaunte Gesichter sind hier und da beim Feind

wahrzunehmen, er hat uns zahlenmäßig stärker eingeschätzt.

„Wir machten von Euch eine Patrouille zu Gefangenen und die sagte uns, daß Ihr in großer Uebermacht hier liegen sollt", spricht die Stimme eines Feindes.

„Das war auch der Fall, aber die Unseren sind längst weiter marschiert, als sie gesehen haben, daß wir so schön mit Euch fertig werden", ist unsere schlagfertige Erwiderung.

Wo ist unsere Patrouille, wo sind unsere drei Mann? Sie, denen wir schließlich diesen Sieg zu verdanken haben??? Auf unser Erkunden wird uns von feindlichen Führern mitgeteilt, daß die Gefangenen sofort in das Hinterland geschafft worden sind. Zur eigenen Sicherheit wird hier wohl noch die Versicherung gegeben, daß es die Gefangenen bei ihnen ebenso gut haben sollen.

Zur Belohnung für diese Erfolge können wir acht Tage ein Ruhequartier beziehen.

Durch diese Kriegslist aber ist ein paar Tausend Menschen das Leben gerettet worden.

Wenn sie auch Gefangene geworden sind, sie sind wenigstens am Leben geblieben!

Wie viele solcher Kriegslisten werden wohl im ganzen Kriege angewandt worden sein, wie viele davon haben lebenserhaltend, wie viele lebensvernichtend gewirkt?

Die Kriegslist ist ein oft angewandtes Mittel, um zu einem Ziele zu gelangen. Ist sie verwerflich oder ist sie nicht verwerflich?

Wenn man nach dem Grundsatze gehen würde, der Zweck heiligt die Mittel, dann wäre jede Kriegslist anwendbar.

Kriegslisten sind wohl im Weltkriege von jedem Lande angewandt worden.

Untere Kommandostellen und Unterführer haben sich meist ohne Wissen ihrer Vorgesetzten solcher bedient.

Es sind außen mit dem roten Kreuz versehene Wagen zu Munitionstransporten benutzt worden. Der Gegner, der solche Wagen beobachtet hat, ist dann der Ansicht gewesen, in ihm befinden sich Verwundete. Die Verwundeten waren aber Munition.

Unsere Artillerie hat einmal auf einen solchen Verwundetenwagen des Feindes geschossen, bei dem dieser Verdacht bestand. Die Munition darin ist explodiert, der ganze Wagen in die Luft geflogen.

Durch solche Kriegslisten ist es dann aber oft vorgekommen, daß wirkliche Verwundetenwagen ebenfalls beschossen wurden.

Es sind jedoch dann im Laufe des Krieges zwischen den kriegführenden Ländern durch neutrale Vermittlung Abkommen getroffen worden, solche Manöver gegenseitig ein für alle Mal zu unterlassen.

Es hat noch andere Kriegslisten gegeben, die doch alle mit einer großen Portion Verwegenheit und Unverfrorenheit verbunden sind. Auch eine gewisse Abenteuerlust des Einzelnen spielt eine große Rolle.

Wir liegen in Stellung, der Kampf ist nicht allzu heftig. Da sehen wir auf einmal in der Ferne eine Gestalt heranschleichen, es ist ein feindlicher Soldat. Wir wollen gerade auf ihn anlegen und ihn wegknallen, da winkt er mit einem weißen Tuch. Darauf hin halten wir mit dem Schießen inne. Wir beobachten durchs Fernglas, daß derselbe scheinbar keine Waffen bei sich hat, wenigstens kein Gewehr. Ob er eine Pistole in der Tasche hat, kann man ja nicht sehen.

„Vermutlich ein Ueberläufer", sagt jemand zu uns.

„Kann auch etwas anderes dahinterstecken, man sollte den Kerl ruhig abknallen", entgegnet ein anderer.

„Vorläufig nicht schießen, sondern den Mann herankommen lassen", wird der Befehl gegeben.

Vier Mann von uns werden ihm schwer bewaffnet entgegengeschickt. Es dauert auch keine halbe Stunde und sie bringen ihn heran.

Der Gefangene scheint tatsächlich friedliche Absichten zu haben und wir glauben unseren Ohren nicht recht trauen zu dürfen, als der Betreffende auf einmal ganz fließend deutsch zu uns spricht und erklärt, er sei deutscher Soldat und hätte sich

selbst nur durch eine List am Leben erhalten können. Er erzählt folgende Geschichte, die trotz großen Abenteuertums glaubhaft wirkt.

„Bei dem letzten Sturmangriff, den ich mitmachte", beginnt er seinen Bericht, „wurde ich verwundet und blieb liegen, es war bitter und heftig hergegangen. Unser Gegner machte keine Gefangenen, sondern murkste alles ab, was ihm in den Weg kam, da wußte ich, wenn man mich hier findet, werde ich um die Ecke gebracht. Ich sann daher auf eine Idee, mich zu retten. Wegrennen oder Zurückgehen konnte ich nicht, da meine Verwundung mich daran hinderte. Ich hatte einen Schuß durch den Oberschenkel und blutete die Wunde stark.

Dicht in meiner Nähe lag ein toter Feind in meiner Gestalt, aber nicht in meinem Alter.

Da kam ich auf die Idee, mir dessen Uniform anzuziehen, die Feinde würden mich dann für einen ihresgleichen halten und mich als Verwundeten in ein Lazarett bringen.

Wie gesagt, der Boden, auf dem ich lag, diese Stelle des Schlachtfeldes war vollständig im Besitz des Feindes.

Den Kleiderwechsel hatte ich schnell vollzogen und ich mußte jetzt nur nach einem Toten schauen, der mir im Alter ungefähr gleich war, denn ich wollte mir dessen Papiere zustecken, um dann vollkommen beim Feinde diesen Mann zu markieren.

So kroch ich ungefähr zu zehn Toten hin, bis ich den richtigen fand. Ich war nicht mehr Ich, son-

dern war jetzt der Andere. Einige Stunden später fand mich eine Sanitätspatrouille des Feindes und ich wurde als Verwundeter eingeliefert. Ich markierte jetzt den Taubstummen, denn sonst wäre schließlich mein Schwindel herausgekommen, ich wurde aufs beste verpflegt.

Nachdeem ich ausgeheilt war, beantragte ich schriflich wieder an dieselbe Stelle der Front zu kommen und von da bin ich jetzt zu Euch zurückgekommen."

So endet die Erzählung des soeben Herübergekommenen. Bis zur Prüfung seiner Personalien bleibt er unter Bewachung und nachdem sich die Richtigkeit dieser herausgestellt hat, wird er zu seinem Regiment geschickt. Eine ungeheure, fast übermenschliche Willenskraft und Energie hat dazu gehört, derartiges durchzuführen, ohne vom Feinde entlarvt zu werden.

Es ist dies eine Kriegslist des einzelnen Mannes, diktiert vom Willen zum Leben.

*

„Einer muß sich opfern, wer wird es sein müssen? Es ist der einzige Weg, um aus dieser Situation herauszukommen. Wenn nicht einer sich jetzt freiwillig opfert, dann gehen wir alle drauf", solche Stimmen schwirren herum.

Wer soll aber der eine sein?

Diesem irgend etwas zu versprechen, wäre ja direkt widersinnig, da er doch nicht wiederkommt.

Der direkt am Fluße gelegene Turm muß gesprengt werden, da er der feindlichen Artillerie als genauer Richtungspunkt dient. Die Sprengung ist aber nur so möglich, daß derjenige, der sie unternimmt, entweder mit in die Luft gehen muß oder bestimmt dem Feind in die Hände fällt und zwar so, daß dieser in ihm den Täter erkennt. Man wird ihn erschießen, wenn nicht noch Schlimmeres droht.

Das ist durch die örtliche Lage bedingt. Der Turm ist nur dadurch zu erreichen, daß man bis an den Fluß sich schleicht und dann hinüberschwimmt, was möglich ist, da der Fluß nach dem Turm zu stromabwärts geht. Ein Zurückschwimmen ist aber nicht möglich, weil der Gegenstrom zu stark ist und die andere Seite des Turmes, das Land dahinter, ist vollkommen vom Feinde besetzt.

Unsere Artillerie hat den Turm aus wer weiß welchen Gründen nicht erreichen können. Fliegerbomben haben auch versagt. Es gilt jetzt hier ans Werk zu gehen. Es ist eine peinliche Situation für den Führer, der hier sozusagen einem Mann den Tod befehlen muß. Er wagt es nicht, einem einzelnen diesen Befehl zu erteilen, eben weil dieser Befehl das offensichtliche in den Tod gehen bedeutet. Es werden täglich tausende Befehle erteilt, die alle mehr oder weniger den Tod im Gefolge haben, aber sie lassen alle eine Chance zum Leben offen, und sei diese auch noch so klein. Dieser Befehl aber schließt im Vornherein jede Chance zum Lebendigzurückkommen aus.

Wir lassen das Los entscheiden.

Wie das Schicksal spielt, es fällt auf einen Mann, der Familienvater ist, der eine Frau und vier Kinder hat.

„Wir losen noch einmal", werden Stimmen laut.

„Wozu wird denn überhaupt gelost, wenn das Los nicht gelten soll, ist die Stimme eines vielleicht allzu Aengstlichen, der sicher denkt, beim nächsten Losen könnte es ihn treffen.

„Hört man auf zu Losen, ich werde gehen, ich werde den Weg machen und den Auftrag ausführen, vielleicht gibt es doch noch einen Ausweg, eine Möglichkeit wie ich zurückkommen kann, nachdem der Turm gesprengt ist."

Der heldenhafte Mut des Kameraden Rost wird allseitig bewundert. Man wünscht ihm zu seinem Vorhaben alles Gute, obwohl dieser Wunsch eigentlich eine Illusion ist, da ja der Auftrag nach menschlichem Ermessen nur mit dem Tode enden kann.

Nachts macht er sich auf den Weg. Das Sprenggerät hat er sorglich eingepackt.

Da das „Gegen den Strom schwimmen" vom Turm aus unmöglich ist, will Rost versuchen, nachdem er die Zündung angelegt hat, auf die andere Seite des Turmes ans Land zu gelangen, hier seinen Waffenrock wegwerfen, sehen, daß er irgendwo ein Gehöft erreicht, wo er sich evtl. fürs erste einige Tage verbergen kann und sollte dies nicht gelingen, dann will er den Blöden und Taubstummen spielen. Es solle kein Mensch aus ihm klug werden und man würde ihn vielleicht für einen

geisteskranken Bewohner oder Landstreicher halten, der sich da irgendwie verirrt hätte.

Diesen abenteuerlichen Plan hat sich Rost zurechtgelegt, ob er ihm gelingen wird? Wer weiß es.

Es ist gleich so weit. Der Turm muß jeden Augenblick in die Luft fliegen.

Nachts zwei Uhr. Ein dumpfes Grollen und Rollen. Ein schwarzroter Feuerschein: Der Turm ist nicht mehr.

Rost hat seine Aufgabe bis hierher glänzend gelöst. Größtes und namenloses Heldentum war es, weil es bewußt mit dem Opfer des Lebens verbunden war.

Wir haben nie wieder etwas von ihm gehört. Er wird wohl in den Fluten umgekommen sein, oder ist vom Feinde erschossen worden.

Viele solche Helden hat es in diesem Kriege gegeben.

Man hat kaum von ihnen etwas erfahren, ihre Namen sind nicht an die große Glocke geschlagen worden. Ihr eigenes Leben haben sie geopfert, um das Tausender zu erhalten.

Kein Land soll solches Heldentum vergessen.

Das Los spielt überhaupt oft eine entscheidende Rolle im Leben des Soldaten. Z. B. von einer Gruppe können zwei auf Urlaub gehen, es sind aber fünf an der Reihe, dann wird unter diesen fünf das Los entscheiden, welches die beiden Glücklichen sind.

den Finger auf die Lippen, um damit allgemeines Schweigen anzudeuten. Wir durften uns nicht rühren. Das Atmen hätte uns verraten können.

Oder ein Korporal ist gefallen. Es sind zwei im Dienstalter gleichstehende „alte Leute" da, dann wird auch hier das Los entscheiden, welcher von beiden die Führung der Gruppe übernimmt.

So ist es auch dem Gefreiten Gurlitz ergangen. Er ist soeben durch Los zum Führer einer Patrouille von 8 Mann bestimmt.

Es gilt auszukundschaften, ob die Höhen links vor uns stark besetzt sind. Nachts geht der Marsch los. Es ist stockfinster, wir können nur in langsamem Tempo vorgehen. Da öffnet sich vor uns der Wald, die Nacht ist so schwarz und stockfinster, daß man nicht die Hand vor Augen sehen kann. Unwillkürlich stocken wir, vielleicht ist der schwarze Wald für uns ein Höllenschlund, wir wissen es nicht. Wir überlegen, ob wir überhaupt durch ihn gehen sollen, oder ihn nicht besser umgehen, als wir aus dem Walde auf einmal ein Geräusch wahrnehmen. Wir legen uns unter Büsche, ganz platt auf den Bauch und entsichern das Gewehr.

Da kommt dicht an unseren Busch eine feindliche Abteilung heran. Sie marschieren so dicht an uns vorbei, daß sie uns mit ihren Kleidern fast streifen. Jetzt zu schießen oder einen Angriff auf die zwanzigfache Uebermacht vorzunehmen, wäre Wahnsinn gewesen. Unser Patrouillenführer legt

Endlich sind sie vorbei. Wir brechen weiter auf und gehen mit noch größerer Vorsicht vorwärts.

Da sehen wir vor uns einen feindlichen Doppelposten stehen und vielleicht 50 Schritte von diesem steht ein zweiter Doppelposten. Direkt hinter den Posten befinden sich hohe Büsche und Sträucher, über die wir nicht hinwigsehen können. Um aber unsere Aufgabe zu lösen, nämlich in welcher Stärke sich der Feind auf den Höhen links befindet, müssen wir an diese Büsche heran, also durch die Doppelposten hindurch.

Gurlitz gibt den Befehl, zurückzugehen. Wir gehen alle hundert Schritte zurück, in teils geduckter und teils kriechender Stellung.

Da kommt eine Granate gesaust, daß wir bemerkt worden sind, ist eigentlich unmöglich, sie wird sich nur zufällig hier in unsere Nähe verirrt haben. Sie saust über unsere Köpfe hinweg und schlägt vor uns ein.

Wir liegen jetzt alle auf dem Bauch, sozusagen strahlenförmig, die Köpfe alle dicht und eng zusammen.

„Wir teilen uns jetzt, fünf Mann nehmen sich den feindlichen Vorposten links vor uns, und wir anderen fünf gehen an den rechten heran", instruiert uns Gurlitz.

„Wir müssen die Posten von hinten niederschlagen, entweder mit dem Kolben oder wir müssen sie mit dem Messer erledigen", fährt er fort, „ein Schuß darf unter keinen Umständen fallen, denn

dann wird der Feind, der hinter den Büschen vielleicht in großer Zahl liegen wird sofort alarmiert und wir sind alle verloren."

„Können wir das mit dem Abmurksen der Vorposten nicht etwas anders machen, als hinterrücks mit dem Messer oder dem Kolben?", wendet Kamerad Patzer ein.

„Wie meinst Du denn?", fragen wir ihn.

„Wie ich das meine", antwortet Patzer, „ich will nicht feige sein und ihr wißt, daß ich es bestimmt nicht bin, aber ich bringe es persönlich einfach nicht fertig, mich hinterrücks mit dem Messer auf jemand zu stürzen.

„Lieber läßt Du sie auf Dich stürzen, was", antwortet ihm einer der Kameraden. „Höre hier mit Deinem Quatsch auf, Krieg ist Krieg."

„Wir können doch die Vorposten dadurch unschädlich machen, daß wir ihnen meinetwegen einen Rock von hinten plötzlich über den Kopf werfen, sie so zu Boden reißen und dann fesseln und knebeln", sagt Patzer.

„Dazu wird es bloß nicht kommen, was Du mit dem anderen machen willst, das werden sie mit Dir machen, nur werden sie Dir die Kehle dabei durchschneiden."

Ich kann mir nicht helfen, Kameraden, ich verabscheue diese Heimtücke und Hinterlist, ich kann es einfach nicht, ich bringe es nicht fertig. Im offenen Kampf will ich jedem Feind gegenübertreten, nicht daß Ihr etwa denkt, ich fürchte mich."

Wir wissen, daß der Kamerad Patzer in keiner Weise feige ist, sondern schon oft in verschiedenen kritischen Situationen bewiesen hat, daß er ein mutiger Draufgänger und zuverlässiger Kamerad ist, der im offenen Kampf schon manchem das Leben gerettet hat.

Gurlitz beendet die Debatte damit, indem er selbst mit noch drei Mann sich an den linken Vorposten heranmacht und weitere vier Mann gegen den rechten Vorposten vorgehen. Patzer aber bleibt mit dem zehnten Kameraden an der Stelle im Walde zurück, von der aus wir jetzt losgehen wollen. Unsere Gewehre lassen wir mit anderen Dingen zurück und sind nur mit Pistolen, Messern und Seitengewehren bewaffnet. Lediglich von der, den linken Vorposten angreifen sollenden Gruppe nimmt ein Kamerad sein Gewehr mit, weil er damit dem feindlichen Posten „von hinten einen Scheitel ziehen" will. Dieser Kamerad ist ein richtiger Haudegen, vielleicht auch ein bißchen ein schwerer Junge.

„Schade, daß ich kein Beil hier habe, denn dann würde ich ihm richtig einen Scheitel ziehen."

„Vor ein paar Jahren habe ich es einmal mit einem Gerichtsvollzieher gemacht, der meine Wohnungstür erbrochen hatte und bei mir pfänden wollte."

„Wie können Sie denn blos mit dem Beil auf einen Beamten losgehen", hatte damals der Amtsrichter zu mir gesagt.

„Ich wollte ihm nur einen Scheitel ziehen, Herr Amtsrichter", hatte ich geantwortet.

„Na, wir sind doch nicht im Kriege", entgegnete er darauf und verdonnerte mich.

„Aber jetzt sind wir im Kriege, nur muß ich jetzt statt des Beiles den Gewehrkolben nehmen."

Die Blutarbeit ist bald verrichtet. Die Posten sind beseitigt. Die acht Mann treffen sich und es wird weiter gegen die Büsche vorgekrochen. Wir sehen ein einziges feindliches Heerlager. Auf den Chauseen vor uns lange, nicht enden wollende Wagenreihen, in ununterbrochener Bewegung begriffen. Es ist viel Artillerie darunter, die in den höher gelegenen Teilen der Ebene Aufstellung nimmt.

Wie wir noch so im besten Beobachten sind und uns Aufzeichnungen darüber machen, kommt auf einmal die Ablösung der von uns überrumpelten feindlichen Posten auf uns zu. Wir stehen jetzt vor der Alternative, hier einen Kampf aufzunehmen, oder uns stillschweigend zu verziehen. Bei dem Kampf würden Schüsse fallen, das wäre ganz unvermeidlich und wer weiß, ob wir die Meldung und unsere Beobachtung rechtzeitig unserem Kommandeur bringen könnten. Ziehen wir uns aber zurück, dann wird der Feind seine toten Kameraden finden, die er ablösen soll und wir werden aber Zeit haben, im Eiltempo unsere Beobachtung zu melden.

Nach kurzer Ueberlegung beschließen wir, das Klügere zu tun und verschwinden stillschweigend von der Bildfläche.

So schnell es geht, gehen wir an die Stelle zurück, an der sich unser Kamerad Patzer und der andere Zurückgebliebene befinden.

Doch was sehen wir da?

Patzer liegt mit schmerzverzerrtem Gesicht am Boden und als wir bei ihm sind, stößt er die Worte hervor:

„Um Gottes Willen richtet mich auf, ich halte es nicht mehr aus vor Schmerz."

Der andere Kamerad neben ihm liegt mit dem Gesicht auf der Erde, Blut sickert aus seiner Schläfe. Er ist tot. Das Gesicht des Patzer ist ganz geschwollen und hat ein bläuliche Tönung. Wir richten ihn auf, lehnen ihn gegen einen Baum und stützen ihn.

„Gott sei Dank, der Schmerz läßt nach."

Aber wie sieht denn Patzer im Gesicht aus? Der Unterkiefer blutet stark und ist ein Loch drin.

„Es ist mit mir aus, Kameraden", sagt er, „wir haben Mühe, seine Worte, die er teilweise nur lallt, zu verstehen.

Wir entnehmen denselben, daß eine feindliche Patrouille in die Nähe der beiden gekommen war und sie von dieser angeschossen wurden. Diese hätte sich aber dann auf und davon gemacht.

„Du mußt Dich doch hinlegen", sagen wir zu Patzer und wir versuchen, ihn zu legen, doch kaum haben wir ihn in eine horizontale Lage gebracht, als er aufschreit vor Schmerz.

„Laßt mich stehen", bringt er hervor und wir stellen ihn wieder an den Baum, was mag er blos für eine Verwundung haben.

Gibt es so etwas, ein Verwundeter, der es im Liegen vor Schmerzen nicht aushalten kann und dem der Schmerz nur im Stehen erträglich ist?

„Gebt mir eine Zigarette", haucht Patzer fast unhörbar.

Wir brennen eine Zigarette an und stecken sie ihm brennend in den Mund. Wir lassen ihn ziehen, nehmen sie aus seinem Mund heraus und nachdem er den Zug herausgepafft hat, stecken wir sie ihm wieder hinein. Das geht so einige Male. Ein Arm eines Kameraden bedient ihn, als wäre es sein Arm. Wieder steckt die Zigarette in seinem Mund, aber er zieht nicht mehr. Sie glimmt.

„Na zieh doch", sage ich zu ihm.

Er kann aber nicht mehr ziehen, denn die Zigarette glimmt im Munde eines Toten.

Seine Augen sind offen, verglast und ausdruckslos sehen sie uns an.

Mit der brennenden Zigarette im Mund ist er gestorben.

Jetzt können wir ihn legen und wir sehen, daß er eine Kugel durch den Rücken bekommen hat, die diagonal durch seinen Körper ging und an dem Unterkiefer wieder herausgekommen ist.

„Das hat er nun davon", sagt Gurlitz, „wäre er mit uns gekommen, dann wäre ihm das nicht passiert. Es ist tatsächlich so im Kriege, wenn Du

Deinem Gegner nicht die Kehle abschneidest, schneidet dieser sie Dir ab."

Da es zwecklos ist, die toten Kameraden mitzunehmen, bereiten wir diesen ein sofortiges Begräbnis. Kriegsbrauch.

Inzwischen haben wir aber zwei Leute vorgeschickt, um unsere wichtige Meldung unserem Kommandeur zu übergeben.

Diese war bedeutend und von größter Wichtigkeit und beeinflußte die weiteren Maßnahmen unserer Kommandostellen beträchtlich.

*

Etappenkommandantur! Universalkommandostelle für alle Angelegenheiten der Etappe. Nicht nur die eigenen Angelegenheiten unserer Etappentruppen, sondern auch die der Zivilbevölkerung sind ihr unterstellt. Sämtliche vorher bestandenen Dienststellen der Justiz, der Polizei, der Verwaltungsbehörden laufen im großen und ganzen weiter, sind aber der Etappenkommandantur untergeordnet. Es tritt auch oft der Fall ein, daß Streit unter zivilen Parteien von der Etappenkommandantur geschlichtet wird.

Unter den Einwohnern wird ein stiller Beobachtungsdienst ausgeübt, um die allgemeine Stimmung und dergleichen zu erforschen.

Die patriotisch gesinnten Einwohner des Feindes können unter Umständen für uns gefährlich werden, man hat die Bekannten auf eine Liste gesetzt

und beobachtet sie heimlich, besonders auch dann, wenn sie Zusammenkünfte abhalten.

Es konnte da immerhin allerhand ausgeheckt werden, besonders in Bezug auf Spionage. Unter den patriotisch gesinnten Einwohnern befinden sich bekanntlich die vermögendsten Leute und Geld ist oft Macht.

Es ist wieder einmal eine solche Zusammenkunft, die gut bespitzelt wird. Man läßt die Leute ruhig gewähren, denn umso mehr erfährt man, um in tatsächlich kritischen Situationen einzugreifen.

„Der Feind steht bei uns im Lande, wir sind ohnmächtig ihm gegenüber. Die Waffen können wir gegen ihn nicht erheben, aber wir müssen versuchen, ihn auf andere Art zu schlagen und ihm irgendwie schaden. Wir müssen seine Finanzen untergraben, und das wird uns mit unserem nach unendlicher Mühe ausgeklügeltem Genie-Trick gelingen", führt einer der „Patrioten" aus.

„Unsere Leute arbeiten bereits und wenn man an die Gewinnsucht der Menschen appelliert, hat man immer Erfolg."

„Wieviel Darlehenskassenscheine sind denn schon im Ganzen eingegangen."

„Bereits über 2 Millionen Mark."

„Und die Sache ist immer gut gegangen?"

„Immer. An die große Glocke traut sich keiner die Sache zu hängen. Denn, wer das von denen drüben tun würde, der würde sich selbst an den Galgen bringen. Es sind bis jetzt 3 Selbstmorde vorgekommen, doch das ist nicht der Rede wert.

„Ein fabelhaftes System ist das jedenfalls, welches magnetartig dem Feind das Geld aus der Tasche zieht . . ."

Das obige Gespräch von Einwohnern im besetzten Gebiet, die sämtlich auf der patriotischen Liste stehen, wird der Geheimpolizeidienststelle auf der Etappenkommandantur durch geschickte Ueberwachung mitgeteilt.

Was soll man aber damit anfangen?

Auf alle Fälle steckt aber irgend etwas ganz Gepfeffertes dahinter. Die Teilnehmer an dieser Versammlungen werden jetzt im Geheimen einzeln überwacht und scharf aufs Korn genommen.

Aber es ist sehr schwer, etwas Positives zu ermitteln.

Sie direkt alternativ und verantwortlich zu vernehmen, wird wohl wenig Zweck haben.

Aber unermüdlich und mit größtem kriminalistischem Scharfsinn wird weiter geforscht, um auf diese Eiterbeule zu stoßen.

In der vorher geschilderten Unterhaltung zwischen den „Patriotischen" ist von 3 Selbstmorden die Rede gewesen. Durch die zuständigen Behörden hat die Geheimpolizei eine Liste sämtlicher Selbstmörder der drei letzten Monate nach Ermittlungen anfertigen lassen, was bei den deutschen genau und peinlichst arbeitenden Verwaltungsbehörden ein Leichtes gewesen ist.

Auf dieser Liste befinden sich Selbstmörder aus wirtschaftlicher Not, aus unglücklicher Liebe, dann

aus Furcht, ins Feld zu müssen und aus anderen unbekannten Gründen.

Die ersten beiden Selbstmördergruppen sind die im Leben am meisten vorkommenden.

Da die Angelegenheit hier mit Geld zusammenhängt, sind die von den hiesigen „Patrioten" in Ihrer Unterredung erwähnten 3 Kandidaten unter den finanziellen Selbstmördern zu suchen und wie die weitere Folgerung ist, nicht unter solchen, die buchstäblich hungern mußten, sondern unter denen, die auf finanzieller Höhe gestanden haben und durch irgend etwas alles verloren und zusammengebrochen sind.

Und dieses Irgendetwas wird weitere Anhaltspunkte ergeben. Von dieser Selbstmördergruppe werden acht ermittelt.

Acht gewiegte Kriminalisten fahnden nach den genauen wirtschaftlichen Verhältnissen und Motiven dieser Selbstmörder.

Die Resultate laufen nach und nach ein.

Einer hat sein ganzes Vermögen im Spiel verloren, der andere hat es mit Weibern verpraßt, der dritte hat sich eine unheilbare Krankheit zugezogen, der nächste ist einem Erpresser zum Opfer gefallen, der eine strafbare Handlung von ihm wußte, die ihn hätte ins Zuchthaus bringen können, der fünfte, weil ihm seine Frau untreu geworden war, was er nicht überwinden konnte, bei den nächsten beiden ist nichts zu ermitteln gewesen und bei dem achten lautet der Bericht ganz merkwürdig.

Lassen wir den berichtenden Kriminalisten selbst erzählen:

„Ich komme in der Villa des Kommerzienrates Sydow an und gebe mich als alten Freund von ihm aus, der ihn ahnungslos besuchen will. Ich werde aufs angenehmste, doch tiefernst, von den Familienmitgliedern empfangen.

„Mein Mann war immer guter und heiterer Dinge, wir stehen vor dem größten Rätsel und können uns seinen Selbstmord überhaupt nicht erklären. Seine Geschäfte gingen so gut und sind seine Verbindlichkeiten im Verhältnis zu seinen Einnahmen gar nicht der Rede wert", erklärt mir seine Gattin.

„Papa war verreist und wie er von der Reise zurückgekommen ist, war er noch bester Stimmung und die Nacht darauf erschoß er sich", fügt seine Tochter hinzu. Wir dachten erst, er wäre durch einen Einbrecher erschossen worden, denn von seinen Koffern ist einer verschwunden, der am Tage vorher noch in seinem Zimmer gestanden hat. Aber er hat uns allen Abschiedsbriefe hinterlassen, aus denen sein Selbstmord hervorgeht. Uns würde später Aufklärung zu Teil werden", schreibt er am Schluß.

Ich erkundige mich, ob man nach dem fehlenden Koffer nicht gesucht habe. Dieser wäre verschwunden.

Auf den Banken, bei denen Kommerzienrat Sydow seine Guthaben hat, stelle ich fest, daß alles restlos abgehoben ist. Hohe in die Hunderttausende gehende Beträge. Hiervon schien seine Familie bis jetzt noch

nichts zu wissen. Sydow hat das Geld alles eigenhändig abgehoben, sodaß evtl. weitere Spuren durch gegebene Schecks nicht vorhanden sind.

Er scheint also jetzt ein vermögender Mann zu sein . . . .

Ich stelle noch fest, daß Sydow sich in den späten Nachtstunden erschossen hat. Es hat ferner den Anschein, daß er lange vorher und viel geschrieben hat. Auch erklären die Angehörigen, daß er am Tage vor seinem Tode sich einige Stunden in seinem Arbeitszimmer eingeschlossen hätte, um angeblich wichtige Korrespondenz zu erledigen. Weiteres war z. Zt. nicht zu ermitteln."

So lautet der Bericht des Kriminalisten.

Sollte hier ein Zusammenhang mit der hiesigen Patriotengruppe bestehen?

Die Patriotengruppe hier hat das bekannte Ziel, unsere Finanzkraft im Heimatlande zu schwächen, und apelliert in ihren Methoden an den Geldsinn der Menschen. Die Ermittlungen über den Fall Kommerzienrat Sydow werden im Geheimen fortgesetzt.

Der zweite Bericht läuft ein:

„Der Kommerzienrat hat von einer Großbank ein höfliches Schreiben erhalten, den Betrag von Mark 300 000 für die von ihm weiter gezeichnete Kriegsanleihe doch einzuzahlen, da der Einzahlungstermin gemäß seiner eigenen Festsetzung gestern abgelaufen wäre . . . .

Die Angehörigen sind nunmehr sprachlos, vor allen Dingen über die Höhe des Betrages, den zu besitzen sie für unmöglich halten."

Durch diesen Bericht wird die Sache noch verworrener, läßt aber gefühlsmäßig Zusammenhänge mit der hiesigen Patriotengruppe erkennen.

Es gibt für solche Dinge manchmal tatsächlich gefühlsmäßige Einstellungen, ohne daß ein verstandesgemäßer Beweis dabei ist.

Die Geheimpolizeidienststelle auf der Etappenkommandantur läßt jetzt die erwähnten Patrioten einzeln und in Abständen von einigen Tagen vorladen.

Der offizielle Vorladungsgrund ist irgend ein aus der Luft gegriffener und so ganz beiläufig, als würde es gar nicht zur Sache gehören, werden sie gefragt, ob sie einen gewissen Sydow aus Deutschland kennen.

Sie verneinen natürlich alle. Es wird aber das Mienenspiel ihrer Gesichter beobachtet. Zwei sind sicher darunter, denen der Name Sydow nicht unbekannt ist. Aber sie verneinen alles.

Es bleibt nichts anderes übrig, als sie wieder nach Hause zu schicken.

An den Kriminalisten, der die Sydow-Sache untersucht, ergeht der Befehl, das Haus des Sydow, insbesondere sein Arbeitszimmer, nach Schriftstücken, die er vielleicht hinterlassen haben könnte, genauestens zu untersuchen.

Die Meldung hierüber verläuft negativ.

Die ganze Sache scheint jetzt im Sande zu verlaufen.

In der Heimat tritt hier und dort der Fall ein, daß als reich und bestsituiert bekannte Leute hohe

Beträge Kriegsanleihe zeichnen, dann am Einzahlungstermin ganz unerklärlicherweise versagen und überhaupt vollständig zahlungsunfähig geworden sind. Es ist von den Betreffenden keine befriedigende Aufklärung zu erhalten.

Der Krieg kostet aber dauernd Geld und die Kriegsanleihen sind unentbehrlich.

Es sind einige Wochen vergangen.

Soeben läuft ein Telegramm ein mit folgendem Inhalt:

Fall Sydow gelöst, dortige Patrioten-Gruppe sofort verhaften. Bericht folgt.

Eine halbe Stunde später sind die mit Patrioten bezeichneten Einwohner, die die zuerst angeführte Unterredung hatten, in sicherem Gewahrsam, ohne daß man ihnen vorerst einen Grund angegeben hat. Zwei Tage später trifft auf der Etappenkommandantur der Kriminalist ein, der den Fall Sydow bearbeitet hat.

„Ich brauche gar nichts erzählen", sagt er, „lesen Sie nur, meine Herren", und er wirft ein vielleicht aus 20 Seiten bestehendes Manuskript auf den Tisch. Das sind die Erklärungen des Kommerzienrats Sydow, von ihm eigenhändig geschrieben, kurz vor seinem Tode. Er hatte sie an seinen Notar geschickt und diesen beauftragt, das Schriftstück erst nach Ablauf von so und so viel Wochen an seine Familie zur Absendung zu bringen.

„An meine Familie, meine liebe Frau und Kinder!

Es bleibt mir kein anderer Weg als der, den ich gehen muß. Ich bin das Opfer der Sache geworden, die ich Euch hierunter schildern werde. Ich habe mich auf das alles nur eingelassen, um dem Vaterlande zu helfen.

Ich wollte die Beträge zur Kriegsanleihezeichnung verwenden. Ich habe auch schon 300 000 Mark gezeichnet und kann sie nun nicht zahlen. Auch unser übriges Vermögen ist alles hin. Ich kann niemand die Sache erzählen, Ihr seid die Einzigen als die mir am Nächststehenden, schweigt darüber. Aber fürs ganze Leben merkt Euch das, wenn Euch jemand Geld schenken will, so wittert in ihm Euren Feind.

Ich habe jetzt, wo ich am Schlusse bin, den Eindruck, die ganze Sache ist ein von unseren Feinden schlau angelegtes Komplott, um hier und da Vermögen aus unseren Taschen zu ziehen und dadurch wieder indirekt dem finanziellen Rückgrat unserer Armee zu schaden. Ich bringe es nicht fertig zu gestehen, daß ich hier das Opfer wurde, deshalb ziehe ich den Tod vor.

Es fing so an: Ihr wißt, daß ich vor einem Jahr verreiste und bis jetzt in Abständen von einigen Wochen diese Reise verschiedentlich wiederholte. Es ist mir so gegangen, wie dem Fisch, den man mit den fettesten Bissen füttert, den man dadurch immer übermütiger werden läßt und den man dann mit dem allerfettesten Bissen fängt.

Ich war in dem ersten Hotel der Stadt abgestiegen und machte hier die Bekanntschaft eines außerordentlich vornehm wirkenden und distinguiert aussehenden Herrn, namens d'Or, der gute Beziehungen zu höheren Militärpersonen haben wollte.

Wir unterhielten uns aufs angenehmste und besprachen diese und jene Dinge, eines Tages speisen wir an einem gemeinsamen Tisch, Herr d'Or saß auf dem Sofa und hatte eine umfangreiche Reisetasche neben sich stehen.

Nachdem das Diner beendet ist, öffnet Herr d'Or umständlich und mit vernehmlichen Räuspern die Tasche, unwillkürlich fiel mein Blick in diese. Und was sah ich da?

Ich schien meinen Augen kaum zu trauen, die umfangreiche Reisetasche des Herrn d'Or war voll mit Darlehenskassenscheinen gefüllt.

Als Herr d'Or meinen Blick bemerkte, sah er mich erschreckt an und schloß unwillkürlich seine Reisetasche.

Ich fragte ihn: „Ihre Geschäfte gehen wohl sicher sehr gut", und dabei sah ich unwillkürlich mit viel verlangendem Blick auf die jetzt geschlossene Tasche hin. Dieser streichelte seine Tasche schmunzelnd und sagte darauf: „Meine Geschäfte gehen immer gut . . . ."

Ich wurde jetzt feuerrot und sagte, ob es nicht etwas leichtsinnig wäre, das Geld so einfach in der Tasche zu haben.

„Ja, ich verstehe", sprach d'Or zu mir, „Sie haben Angst, ich könnte bestohlen werden."

Ich war natürlich jetzt begierig zu erfahren, worin die Geschäfte des Herrn d'Or bestehen. Ich hatte sogar den Gedanken, mich an diesen zu beteiligen.

„Können Sie wirklich ganz diskret sein", fragte mich d'Or.

„Mit aller Bestimmtheit", erwiderte ich.

Und ich mußte ihm das feste Versprechen auf Ehrenwort geben, unter allen Umständen größte Diskretion zu wahren.

Nachdem d'Or meiner Diskretion sicher zu sein schien, rückte er ganz dicht an mich heran und flüsterte mir ins Ohr:

„Das Geld, was ich hier in meiner Reisetasche habe, ist falsch". Entsetzt blickte ich ihn an.

„Aber die Täuschung ist so fabelhaft gemacht, daß sie niemand entdecken kann", fuhr d'Or fort. „Hier nehmen Sie einen Schein und hier noch einen", dabei reichte er mir zwei Scheine hin, „und gehen Sie damit zur Post und zur Bahn, kaufen Sie damit Briefmarken und eine Fahrkarte, man wird Ihnen anstandslos herausgeben. Wenn Sie aber dennoch Angst haben sollten, so sagen Sie dann getrost, sie hätten das Geld von mir bekommen."

Ich war hierüber vollständig außer Fassung gebracht, mein erster Gedanke war, den Kerl sofort verhaften zu lassen, aber ich hatte ihm ja mein Ehrenwort gegeben.

Bevor ich ihn weiter anhörte, nahm ich tatsächlich die beiden Scheine und ging damit zur Post, um am Schalter einige Briefmarken zu kaufen. Ich

erhielt diese auch anstandslos, der falsche Geldschein wurde gewechselt. Mit größter Erregung kam ich zu d'Or zurück. Dieser sagte jetzt zu mir:

„Besuchen Sie mich, hier ist meine Adresse, für je tausend Mark Silber oder Gold gebe ich zehntausend Mark Falschgeld in Papier."

Ich wußte nicht, wie mir geschah. War ich blödsinnig oder verrückt geworden oder hatte mich der Taumel des Geldes gepackt. Ich schwankte und zögerte, doch nennt mir einmal den Menschen, der an meiner Stelle hier nicht zugegriffen hätte. Mein Gewissen und meine Moral beruhigte ich damit, daß ich mir einredete, mit diesem Geld viel Gutes stiften zu können und dann wollte ich auch fast alles in Kriegsanleihe anlegen, was doch auch ein großer Dienst am Vaterlande gewesen wäre. Nach einer Woche stand ich vor d'Or's Türe. Dieser ließ mich eintreten und freute sich außerordentlich über meinen Besuch. Dann schloß er einen Schrank auf, der mit Geldscheinen vollgestapelt war. Bündel, in ein, zwei, fünf, zehn und fünfzig Markscheinen lagen da wohl verwahrt.

„Wieviel?", fragte mich d'Or.

„Ich habe heute erst einmal 2000.— Mark mitgebracht", stammelte ich und ich packte ihm 2000.— Mark in Gold und Silber auf den Tisch.

„Hier sind dafür 20000.— Mark Falschgeld in Papier", antwortete d'Or und legte mir die Scheine hin.

Zitternd steckte ich sie ein.

Ich wurde überall das Geld ohne weiteres los.

Nach vier Wochen machte ich dasselbe Manöver noch einmal und nach weiteren 4 Wochen nochmals, nur immer mit größeren Beträgen.

Offen gesagt, ich stand vor einem Rätsel. Das meiste Geld habe ich in Kriegsanleihe angelegt.

Vorige Woche wollte ich nun den großen Schlag machen.

Ich erschien wieder bei d'Or und sagte zu ihm, daß ich heute alles Geld, was ich überhaupt hätte auftreiben können, mitgebracht hätte. Es waren zirka 80000.— Mark.

„Dafür bekomme ich also 800.000.— Mark in Papier, das stimmt doch?"

„In welchen Scheinen soll ich den Betrag geben." Möglichst große, sagte ich, damit ich sie in meiner Aktentasche unterbringen kann.

„Das wird leider nicht gehen, aber ich habe hier einen sicheren Koffer, in dem wir alles gut verstauen können", entgegnete d'Or.

Und wir verpackten emsig die 800000.—Mark im Koffer.

Ich konnte es gar nicht eilig genug haben, um wieder fort zu kommen. Der Koffer war ziemlich schwer und war ich froh, daß ihn mir ein entgegenkommender Gepäckträger abnahm und ihn mir an den Zug brachte. Als ich zu Hause ankam und den Koffer öffnete — da traute ich meinen Augen nicht, ich dachte, es dreht sich alles im Kreise, oder ich bin nicht mehr ganz bei Sinnen, denn in dem Koffer befand sich nichts als Papierschnitzel und Bündel Zeitungspapier.

Ueber alles ging mir nun auf einmal ein Licht auf. Das Falschgeld, welches ich vorher tatsächlich empfangen hatte, war falsch gewesen, das heißt, es war richtiges Geld, echtes Geld gewesen. Ich war prompt in die gestellte Falle gegangen und hatte nun Hals und Kragen verloren. Der Gepäckträger, der mir entgegenkam, muß wohl mit im Bunde des Herrn d'Or gewesen sein. . . ."

So lautet der hauptsächlichste Teil des Abschiedsschreibens des Kommerzienrats Sydow. Der Name d'Or ist unter den vor 2 Tagen verhafteten, als Patrioten bezeichneten Einwohnern vertreten. Es wird allen vom Kriegsgericht der Prozeß gemacht, in welchem ein Teil ein Geständnis macht, der andere aber sich auf hartnäckiges Leugnen versteift.

Es war dies eine durchtriebene und mit allen Raffinements ausgedachte Methode, die Finanzkraft zu schwächen und damit auch indirekt unseren kämpfenden Truppen in den Rücken zu fallen. Die Patrioten wurden sämtlich zu hohen Zuchthausstrafen verurteilt.

*

Solange der Magen des Soldaten befriedigt werden kann, geht es. Auch dann, wenn es mit dem Sieg nicht immer so vorwärts geht.

Wird aber die Verpflegung knapp, oder treten gar Tage ein, wo gehungert werden muß, dann kann es kritisch werden. Vor allen Dingen dann,

wenn nicht die Aussicht vorhanden ist, daß Verpflegung in Sicht ist.

Im Vormarsch, verkneift man sich den Hunger leichter, weil man einsieht, daß die Proviantkolonnen nicht immer nachkommen können. Es ist eben das Bewußtsein vorhanden, es ist Verpflegung da, sie kann nur nicht nachkommen. Anders ist aber das Bewußtsein, daß keine Verpflegung da ist und so ist es jetzt. Sie wird jedenfalls immer knapper, die Liebespakete aus der Heimat bleiben auch aus, die daheim sollen noch weniger haben, denen können wir vielleicht noch etwas schicken?

Es macht sich ein auffallender Unterschied zwischen Offiziersverpflegung und Mannschaftsverpflegung bemerkbar.

Murren und Unzufriedenheit unter den Soldaten entsteht. Es wird hiervon zu wenig Notiz genommen.

In einer benachbarten Stellung hat jemand über Nacht mit einem Rotstift an die Betonwand eines bombensicheren Unterstandes eines Kompagnieführers die Worte geschrieben:

„Gleicher Lohn und gleiches Essen, wär der Krieg schon längst vergessen."

Es war kein großer Kampf hier und keine direkte dicke Luft, deshalb konnte der Kompagnieführer hier sich eine Empörung über diesen Satz leisten und den Versuch machen, den Täter zu ermitteln und zu bestrafen.

Er läßt die Kompagnie antreten und fragt, wer diesen Unsinn geschrieben hat. —

Natürlich meldet sich niemand und auf einigen Gesichtern kann man ein verhaltenes Grinsen wahrnehmen.

„Ich werde das schon rauskriegen", spricht der Kompagnieführer und gibt den Befehl, daß jeder einzelne denselben Satz, der da mit Rotstift angemalt ist, auf Papier schreibt und seinen Namen, Zug und Korporalschaft darunter.

„Ich werde dann die Handschriften mit der rotgeschriebenen vergleichen und dann werde ich denjenigen heraushaben. Er kann sich auf etwas gefaßt machen."

„Der Alte scheint verrückt geworden zu sein, solchen Quatsch hier zu machen", werden Stimmen laut, „wir sollten nur in dicker Luft liegen, dann würde ihm solcher Unsinn vergehen."

Es ist bekannt, daß dieser Kompagnieführer sich studienhalber mit Handschriftdeutungen beschäftigt.

Was er hier angeordnet hat, ist die verkehrteste Maßnahme die man sich überhaupt denken kann. Wäre er klug gewesen, dann hätte er stillschweigend den mit Rotstift gemalten Satz weglöschen lassen und kein Wort darüber verloren. Da er aber jedem einzelnen Soldaten denselben verhängnisvollen Satz nochmal aufschreiben läßt, hat er ihn der ganzen Kompagnie suggestiv eingehämmert.

Natürlich wird seinem Befehl Folge geleistet und gegen Abend schon hat er die gesamten Zettel.

„Der Alte soll sich mal den Satz genau durchlesen, vielleicht kommt er auch zu der Ueberzeugung, daß etwas dran ist."

Die Stimmung unter den Leuten, die diese Zettel schreiben müssen, ist gemischt. Manche sind verärgert und manche belustigen sich darüber.

Von ferne kann man beobachten, wie der Alte tatsächlich versucht, die Handschriften zu vergleichen.

Auf einmal bricht er jäh ab, er wird feuerrot im Gesicht und läßt die ganze Kompagnie antreten.

„Eine solche Unverfrorenheit und buchstäbliche Frechheit ist mir noch nicht vorgekommen", schreit er, „Kampe, vortreten! Schreibt der Kerl mir ganz frech auf den Zettel:

„Die Rotschrift stammt von mir, sie sagt nur wahr, das merke Dir!"

So sehr der Kompagnieführer flucht, ist die unter den Leuten im Anzug begriffene Heiterkeit nicht mehr aufzuhalten, sie bricht orkanartig los. Der Kompagnieführer kann seine Leute nicht mehr bändigen.

„Feldwebel, Kampe ist sofort 2 Stunden an den Baum zu binden und dies die ganze Woche durch, täglich."

Ein Rumoren unter den Leuten bricht los, ein Murmeln, Worte werden hörbar, die nicht verstanden werden können, alles Zeichen des höchsten Unwillens und eines kommenden Gewitters.

„Die ganze Kompagnie stillgestanden, wer hat hier noch ein Wort zu reden? Stillgestanden, sage ich, habt Ihr mich verstanden?"

Mit überlauter Stimme schreit dies der Kompagnieführer hinaus.

Ein Aktiver war es sicher nicht, denn der hätte seine Soldaten anders zu behandeln gewußt. . . .

Es war ein satter Reserveonkel, der in seinem Leben noch nie Not gelitten hat, sondern immer im Fettopf drin saß und im Vollen daraus schöpfte.

Es ist ihm aber jetzt doch noch gelungen, die ganze Gesellschaft in Bann zu halten.

Und Kampe wird tatsächlich an den Baum gebunden.

Weißt Du, was das ist, an den Baum gebunden zu werden?

Es ist eine Disziplinarstrafe, die im Kriege entstanden ist. Es fängt gewöhnlich mit Strafexerzieren an, wenn das nicht zieht, gibt es eine Strafwache und wenn das auch nicht hilft, gibt es Arrest, diesen auch wieder in verschiedenen Variationen. Es gibt einfachen Arrest, Dunkelarrest, Arrest bei Wasser und Brot und auch Hungerarrest. Im Felde ist aber der Arrest nicht immer durchführbar, an seine Stelle ist das „An den Baum binden" und das „An das Rad binden" getreten.

Ein vom Feldwebel beauftragter Unteroffizier führt den Kampe an einen hinter dem Quartier gelegenen Baum und muß dieser sich mit dem Rücken davor stellen und die Hände rückwärts um den Baum legen. Diese werden dann mit einem ziemlich dicken Strick umbunden.

Der Kompagnieführer kommt dazu:

„Binden Sie den Mann stramm an, damit er fühlt, was er getan hat." Dabei prüft er die Stricke und zieht sie selber noch strammer.

Es ist gerade nicht angenehm, in dieser Lage zwei Stunden zu stehen, es ist zugige Luft und wer für eine Lungenentzündung disponiert ist, der holt sie sich in diesem Falle bestimmt. Ein Posten mit aufgepflanztem Bajonett geht vor Kampe auf und ab. Er grinst ihn an.

„Daß ich Posten stehen muß, ist für mich auch eine Strafe."

„Was hast Du denn ausgefressen?", fragt ihn Kampe.

„Was ich ausgefressen habe? Meinst Du ausgefressen oder aufgefressen? Ich habe eine Büchse Goulasch aufgefressen, die ich nicht mehr stehen sehen konnte."

„Mein Magen hat darnach geschrieen."

„Komm mal her, Kampe", spricht weiter der Posten und nähert sich dabei dem Baum, „ich will Dir Deine Stricke etwas locker machen, damit Du das besser aushältst."

Auch diese zwei Stunden vergehen und der nächste Tag ist schnell herbeigekommen, an dem sich das Schauspiel wiederholen soll.

Der Kompagnie ist soeben wegtreten befohlen worden, da will der Unteroffizier vom Dienst den Kameraden Kampe wieder zum Baum hinbringen.

Da geht auf einmal eine Unruhe in der Truppe los. Durcheinander sprechende Stimmen werden laut und einer ruft:

„Kampe hierbleiben."

Der Kompagnieführer hört dies und bricht in die Worte aus:

„Was ist in Euch gefahren, Ruhe da!"

„Der Hunger ist in uns gefahren", ruft da jemand.

Der Kompagnieführer geht mit drohender Miene auf diesen Schreier los:

„Jawohl, der Hunger", wiederholt dieser.

„Kampe hat ganz recht gehabt", sagt jetzt an einer anderen Stelle ein Soldat.

Der Kompagnieführer wird hierduch von dem zuerst Rufenden abgelenkt:

Und dann tritt etwas ein, was sich niemand hat träumen lassen und was vielleicht noch Monate vorher niemand gewagt hätte: Als wenn ein unsichtbarer Befehlshaber das Kommando dafür gegeben hätte, bricht die ganze Menge, ausnahmslos, wie aus einem Munde in den Chor aus:

„Gleiche Löhnung, gleiches Essen, dann wär' der Krieg schon längst vergessen."

Kampe ist keinen Tag mehr angebunden worden. Der Kompagnieführer ist seit diesem Tage stiller und ruhiger geworden.

Vorboten der Revolution.

In der Etappe sind Vorkommnisse dieser Art noch krasser als in der ruhigen Front. Viele für den Etappendienst Kommandierte haben sich hier sozusagen seßhaft gemacht. Sie führen ein mehr oder weniger überwiegend ruhiges und schönes Leben. Die größte Gefahr sind, wie schon erwähnt, die Fliegerbomben, doch können ja die meisten vor diesen Deckung suchen.

Während früher in den Soldatenheimen begeisterte Deutschlandlieder gesungen wurden, hört man jetzt oft Lieder, die der Hunger diktiert hat.

Ich komme mit einigen Kameraden ahnungslos in so ein Heim, um einige Stunden in der Bibliothek herumzustöbern, als uns gröhlende Stimmen entgegentönen. „Nanu, was singen denn die da?"

„Wer sitzt stets bei Weib und Wein?"
„Wer ist nie des Nachts allein?"
„Das ist das Etappenschwein!"
„Wer sagt vorn, mein Freund, zu mir?"
„Wer sagt hinten Dusseltier?"
„Der Offizier!"

Ein Feldgeistlicher versucht die Stimmung unter den Leuten zu ändern, doch seine salbungsvollen Reden enden mit einem „Pfaffen hinaus" und er muß das Feld räumen.

Feldgendarmerie ist ebenfalls machtlos. Ein Feldgendarm wagt es gar nicht mehr, hier einzugreifen.

Wenn dies einer wagen wollte, der würde kurz und klein geschlagen.

Wir wissen jetzt, der deutsche Frontgeist ist vergiftet...und die Zersetzung schreitet weiter vorwärts.

Wie wird es weiter werden, was wird noch kommen?

*

Die Spionage treibt weiter seltene und eigenartige Blüten. Fälle die ans Romanhafte grenzen oder gegen die ein Roman garnichts ist, kommen hier vor. Die eigenartigsten Mittel werden angewandt, um bestimmte Ziele zu erreichen.

Im Spionagendienst, soweit er sich in der Etappe oder im eigenen Land abspielt, wird oft das Weib ins Feuer geschickt. Sie soll versuchen durch weibliche List und Schlauheit und mit Hilfe ihrer erotischen Reize zum Ziele zu gelangen. Oft „verliebt" sie sich in militärische Persönlichkeiten, aus denen sie etwas herausholen will, und versucht dieselben in ihre Bande zu bekommen. Oft operiert sie auch noch mit anderen Mitteln.

Der folgende Vorfall, der eines gewissen humoristischen Beigeschmackes nicht entbehrt, hat sich kürzlich, so eigenartig er klingen mag, abgespielt.

Mein Freund, der Leutnant Becher, hat verschiedene wichtige Schriftstücke zu einem höheren Kommandostab nach einer anderen Stadt zu bringen.

Die feindliche Spionage hat hiervon Wind bekommen. Sie muß auch ermittelt haben, daß der Leutnant Becher ein forscher Don Juan und Draufgänger in Bezug auf das weibliche Geschlecht ist. Darauf hat sie ihren Plan gebaut.

Lassen wir den Leutnant Becher selbst erzählen:

„Der Zug steht abfahrbereit im Bahnhof. Ich steige in ein leeres Coupé erster Klasse und warte, zum Fenster hinausschauend, die Abfahrt des Zuges ab.

Da geht vor meinem Wagen eine junge Dame auf und ab. Sie ist fesch und patent gekleidet, aber nicht mein Typ. Sie begegnet meinem Blick, wird etwas rot und sieht verlegen weg.

Der Schaffner mahnt zum Einsteigen — da steigt die junge Dame zu mir ins Coupé ein. Sie nimmt mir vis à vis Platz. Ich bin ihr beim Ausziehen des Mantels behilflich und wir kommen in ein Gespräch. Es ist ein gleichgültiges Thema, auf einmal wird sie müde, lehnt den Kopf in die Ecke und scheint einzuschlafen.

Wir sind ganz allein im Coupé, ihre Beine berühren die meinen, und auf einmal sieht sie mich auch ganz verschmitzt an.

„Aha, denke ich, die will mit Dir anbandeln."

Ich bin aber dazu nicht aufgelegt und sie ist auch nicht mein Typ.

Es sind einige Stunden vergangen, wir nähern uns der Endstation.

„Was gibts im Osten Neues?“ fragt sie auf einmal, „was machen unsere Truppen und was machen die Russen?“

„Im Osten nichts Neues“, lautet der letzte Kriegsbericht, sage ich zu ihr.

Ich weiß nicht, was das ist, ich habe auf einmal ein so eigenartiges Gefühl, es scheint da etwas in der Luft zu liegen. Sie hat inzwischen gemerkt, daß ich zu ihr sehr abweisend bin, daß ich auf nichts reagiere.

„Was haben Sie denn da Schönes in der Tasche drin?“, sagt sie auf einmal.

„So“, denke ich, „da läuft der Hase, vielleicht eine kleine Spionin, also Vorsicht.“

„Nichts für Sie, schönes Fräulein“, sage ich zu ihr.

„Nichts für mich?“, erwidert sie, „warum denn nicht?“

„Jetzt wird die Sache interessant, denke ich mir.

„Gestatten Sie meine Gnädigste, daß ich rauche?“

„Sie gestattet es und in aller Gemütsruhe brenne ich mir eine Zigarre an.

Ich beobachte, wie sie dauernd auf meine Tasche äugt.

„Doppelte Vorsicht“, sage ich zu mir.

Ich sitze ganz ruhig in meiner Ecke und rauche meine Zigarre. Der Zug rast dahin. In vielleicht 20 Minuten sind wir am Ziele.

„Dann bin ich sie los“, denke ich, „Gott sei Dank.“

„Herr Oberleutnant“, redet sie mich auf einmal an. . . .

„Nur Leutnant“, falle ich ihr ins Wort.

„Wie Sie wünschen, also Herr Leutnant“, spricht sie weiter, „Sie werden mir jetzt den Inhalt dieser Tasche geben“, und dabei zeigt sie auf meine Tasche, in der sich wichtige Papiere befinden.

Ich bin sprachlos. Das habe ich eigentlich nicht erwartet.

Ich sehe sie wortlos an, bleibe aber ganz ruhig sitzen, ziehe an meiner Zigarre und lasse mein vis à vis nicht aus dem Auge.

„So“, sage ich nur.

„Ja“, das werden Sie tun, „ich will von einem Schriftstück aus Ihrer Tasche schnell eine Abschrift machen und dann können Sie es zurück bekommen.“

„Und wenn Sie das nicht tun, wissen Sie, was ich dann mache?“

Ich habe sie noch immer im Auge und nehme eine ruhige und abwartende Haltung ein. Ich fühle mich vollkommen Herr der Lage.

„Ich bringe meine Kleider in Unordnung, ziehe mich hier vor Ihnen aus, entledige mich eines Kleidungsstückes nach dem anderen und . . . ziehe dann die Notbremse und sage, Sie haben mich vergewaltigen wollen . . .“

Ich bin noch sprachloser.

„Tun Sie das", sage ich gelassen und bleibe selbst mit eiserner Ruhe sitzen.

„Hindern Sie mich ja nicht", sagt sie zu mir, „wollen Sie mir nicht lieber meinen Wunsch erfüllen und mir die Abschrift gestatten?"

„Ich werde Ihren Wunsch nicht erfüllen, denke auch gar nicht daran, Sie zu hindern" entgegne ich.

Und was tut Sie? Sie zieht sich tatsächlich aus, sie öffnet ihre Schuhe, reißt ihre Strümpfe herunter, zerstört sich ihre Frisur und reißt sich die Kleider halb vom Leibe, ganz so, wie eine Frau aussehen kann, auf die soeben ein Angriff verübt worden ist, wie sie ihn mir in die Schuhe schieben will.

„Noch ist es Zeit", sagt sie erregt.

Ich überlege, was ich tun soll, soll ich an die Notbremse springen und diese ziehen? Doch auf diesen Augenblick scheint meine Spionin nur gewartet zu haben, denn in diesem Falle wird sie mir in die Arme greifen und ich bin tatsächlich gezwungen, ihren Angriffen zu parieren und kann gegen mich der Verdacht entstehen, daß an ihren falschen Beschuldigungen etwas Wahres sei. Deshalb komme ich zu der Ueberlegung und zu dem Entschluß, daß es das Beste ist, in dieser Situation mich ganz passiv zu verhalten.

Da läuft auch schon der Zug ein und meine schöne Begleiterin zieht gleichzeitig die Notbremse,

öffnet in ihrem halbentkleideten Zustand das Coupéfenster und ruft ganz laut:

„Zu Hilfe, ich werde hier vergewaltigt."

Ich bleibe ganz ruhig sitzen und ziehe an meiner Zigarre und bin gespannt über die Dinge, die da kommen.

Mit einem Ruck hält der Zug. Im Nu hat sich alles um unser Coupé versammelt, ein Polizeioffizier kommt mit dem Stationsvorsteher herbei. Diese steigen in unser Abteil.

„Da sitzt er, hier, dieser Leutnant hat sich an mir vergreifen wollen, er hat mir die ganzen Sachen vom Leib gerissen", bricht sie aus.

Angekommene mustern das Bild und sehen mich halb fragend, halb drohend an.

Ich sitze im ersten Moment ganz verdattert da. Im Begriff, etwas zu sagen, fällt mein Blick auf meine Zigarre und das ist die Rettung.

„Meine Herren", sage ich, Sie sehen ich sitze hier ganz ruhig da und sehen Sie mal meine Zigarre an."

Aller Blicke sind auf meine Zigarre gerichtet. Diese besteht aus einem Stummel von einem Viertel der Größe der ganzen Zigarre und das andere Dreiviertel ist Asche, weiße schöne Asche . . .

„Vor einer halben Stunde habe ich meine Havanna in Brand gesetzt", sage ich „und bei der Rummelei, die die Frauensperson mir hier vorwirft, wäre

doch wohl sicher die Asche von meiner Zigarre abgefallen." . . . . . .

Ich habe hier die ganze Zeit auf meinem Platz gesessen und mir die Erpressungsversuche dieser Person angehört. Meine Zigarre, die ich dabei still geraucht habe, beweist es."

Das Argument mit der Zigarre hat eine fabelhafte und beweisliche Wirkung. Das Weibsbild wird vorläufig festgenommen und später als eine raffinierte Spionin entlarvt, die im Dienste des Feindes steht.

So endet der Leutnant seine Erzählung.

„Was für eine Zigarre war denn das, das muß ja eine vortreffliche Marke gewesen sein, erkundigen wir uns bei ihm.

„Diese Marke will ich lieber nicht nennen, sie könnte sonst bald ausverkauft sein und ich will auch keine Reklame dafür machen", antwortet der Leutnant Becher.

*

In dem Keller einer Wirtschaft haben sich einige feindliche Soldaten versteckt, einer von ihnen ist verwundet.

Einer unserer Soldaten, ein Hüne von Gestalt, steht mit einem großen Messer vor ihnen und will sie abmurksen.

Zitternd und ängstlich kommen sie hervorgekrochen und flehen um Gnade, sie haben keine Waffen bei sich.

„Krieg ist Krieg", schreit der Hüne, „Ihr müßt jetzt daran glauben."

Sie verstehen nicht seine Sprache, entnehmen aber aus seinen Gebärden, was er will.

Einige Kameraden und ich kommen gerade noch dazu, das Abschlachten zu verhindern.

Da dreht sich der Hüne zu uns herum, fletscht uns mit den Zähnen an und brüllt:

„Auch ihr kommt daran, erst kommen die da", damit zeigt er auf die voller Todesangst in der Ecke kauernden Gefangenen.

Wir versuchen auf ihn gütig einzureden.

Unartikulierte Laute kommen von seinen Lippen, er schreit, er rast, er tobt und brüllt und stürzt sich mit dem Messer auf uns.

Es sind inzwischen einige neue Kameraden hinzugekommen und es gelingt uns allen mit vereinten Kräften, aber nach großer Anstrengung, den Hünen zu packen und zu überwältigen.

Er hat den Kriegskoller gekriegt.

Die Gefangenen werden nach rückwärts gebracht.

Der wahnsinnig gewordene Hüne liegt auf einem Lazarettwagen, um und um am ganzen Körper mit Stricken gebunden.

Wieviele sind wohl in diesem Krieg wahnsinnig geworden? Wieviele sind mit ihren Nerven zusammengebrochen?

Heute aber steht im Kriegsbericht:

„Auf allen Kriegsschauplätzen nichts Neues."

*

Als der Krieg begann, war es für jeden eine große Ehre gewesen, ins Feld zu kommen, wir haben direkt Angst gehabt, der Krieg könnte zu früh beendet sein. Wir drängten uns, hinaus zu kommen.

Jetzt aber ist das anders geworden ...

Viele haben das Interesse, möglichst in der Heimat oder schlimmstenfalls in der Etappe zu bleiben. Obwohl in der Etappe die Fliegerbomben auch höllisch zu schaffen machen können, ist es immer noch nicht so schlimm, wie in der direkten Feuerlinie. Solche und ähnliche Gedanken durchziehen das Hirn manches Ausgemusterten.

Was sind da alles für Bezeichnungen aufgekommen:

K v = kriegsverwendungsfähig,
G v = garnisonsverwendungsfähig,
A v = arbeitsverwendungsfähig,

dann sind diese 3 Hauptbezeichnungen weiter zerpflückt worden:

G v F = garnisonsverwendungsfähig Feld
G v H = garnisonsverwendungsfähig Heimat
A v F = arbeitsverwendungsfähig Feld
A v H = arbeitsverwendungsfähig Heimat

Witzbolde haben die ersten drei Bezeichnungen wie folgt umgetauft:

K v = keine Verbindung
G v = gute Verbindung
A v = außerordentliche Verbindung.

Wie aus obigen Bezeichnungen hervorgeht, kommt der als K v befundene Soldat in die vorderste Front, der G v Mann in die Etappe und der A v Mann kann gewöhnlich in der Heimat bleiben, oder bei A v F kommt er in die Etappe.

*

Die Verpflegung wird immer knapper und knapper. Fettstoffe, wie Butter, Schmalz, Margarine etc. werden in lächerlichen Portionen zugeteilt. Was die Leute da so empfangen, ist manchmal ein Witz. Die Portionen, die für zwei und drei Tage reichen sollen, werden von vielen zu einer Mahlzeit auf einmal verschlungen und zu den übrigen Mahlzeiten wird dann trocken Brot gegessen oder was gerade gekocht wird. Dieses entbehrt auch jeder Nahrhaftigkeit.

Bei uns in der Etappe geht es vielleicht immer noch, denn man hat hin und wieder Gelegenheit, sich hie und da etwas schmu zu machen.

Während die beste und hauptsächlichste Verpflegung bis jetzt nach vorn gekommen ist, scheint dies nachzulassen. Die Verpflegung muß zuviel

Durchgangspunkte bis zur Front passieren. Und da bleibt überall etwas hängen. Der Egoismus des Menschen treibt krasseste Blüten wie nie zuvor, jeder hat nur sich im Auge, hier hinten scheint man schon alles verloren gegeben zu haben, denn es hapert kolossal mit den Transportmitteln und Bagagen.

Viele Kommandostellen scheinen sich vollkommen selbständig zu machen, denn die Befehle, die von „oben" kommen, werden lange nicht mehr so beachtet.

Von der in meiner Nähe befindlichen Etappenkommandantur, Intendantur, resp. Proviantamt kommt soeben der Unterzahlmeister zu mir herüber, der die gesamte Durchleitung der Verpflegung unter sich hat. Er handelt in allen Dingen ziemlich selbständig und hat nur einen Vorgesetzten, einen alten Oberzahlmeister, der jeden Tag 5 Minuten aufs Büro kommt und ein paar Unterschriften macht.

„Mit dem Alten habe ich es heute gründlich verdorben", sagt er zu mir, „wenn der Krieg nicht bald aufhört, werde ich wohl zu einer Fronttruppe versetzt werden."

Ich erkundige mich nach dem Warum.

„Das war eine tolle Sache", erzählt er.

„Kommt da ein Telegramm vom Generalkommando, daß sofort 2 Waggons Lebensmittel nach vorn an die Front dirigiert werden sollen, da sonst die Gefahr einer Hungerrevolte bestünde. Ich gebe

sofort meinen Leuten die Befehle, lasse die Lokomotive vorfahren, die Waggons beladen. Da auf einmal sieht oben der Alte zum Fenster heraus.

„Was geht denn da vor", ruft er herunter.

Ich berichte ihm dienstlich.

„Und Sie schicken unsere letzten Reserven heraus?" schreit er, „Sie sind wohl verrückt geworden?"

Ich erwidere in strammer Haltung:

„Befehl vom Generalkommando, Herr Oberzahlmeister."

„Und Ihr wollt hier verhungern, Ihr seid wohl verrückt, die Waggons bleiben hier."

„Aber es ist doch Befehl . . ."

„Wenn Sie noch ein Wort jetzt reden, sind Sie am längsten hier gewesen", fährt der Alte noch erregter fort. „Ich bin hier Ihr Vorgesetzter. Die Waggons bleiben hier und damit punktum!"

Da bäumt sich in mir eine gewisse Oppositionslust.

„Es ist unsere Pflicht, Herr Oberzahlmeister, daß wir die Waggons hinausschicken, denn vorn im Graben, die haben nichts mehr zu essen.

Da kommt der Alte heruntergerast und befiehlt selbst den Leuten die Waggons sofort zurückzuschieben.

„Wollt Ihr denn alle verhungern", schreit er sie an. Die vorn werden schon sehen, wo sie etwas

herkriegen. Wir müssen jetzt an uns denken, denn wer weiß, was noch alles kommt."

Und die Waggons blieben da. Ich aber bin seit dem Tage bei dem Alten abgemeldet."

„Das sind ja tolle Sachen", sage ich.

„Aber ich glaube, ich hätte ihm doch Widerstand entgegengesetzt, fahre ich fort, „denn das Generalkommando hätte ich ja auf meiner Seite gehabt."

„Generalkommando hin, Generalkommando her", sagt der Unterzahlmeister zu mir, „weißt Du, ob es morgen noch Macht hat?

Was aber ist aus den Waggons geworden?

Vier Tage später müssen wir alle fluchtartig den Ort verlassen. In letzter Stunde gibt der Oberzahlmeister den Befehl, die Proviantwaggons mit Petroleum zu begießen und anzubrennen, damit sie nicht dem Feind in die Hände fallen. Was jeder mitschleppen kann, wird natürlich mitgenommen, aber das Meiste bleibt da und wird ein Opfer der Flammen.

Hätte es nicht vor vier Tagen den Truppen vorn nützen können, vielleicht so nützen, daß dadurch der heutige Rückzug vermieden worden wäre?

*

Rückwärts. Unaufhaltsam bloß rückwärts. Es ist ja auch gar nicht anders möglich, seitdem der Amerikaner auf dem Kriegsschauplatz erschienen ist, ist es aus. Zahlenmäßig werden wir erdrückt und ausgehungert. Es scheint kurz vor Toresschluß des Krieges zu sein, die Disziplin lockert sich, es kommen tolle Sachen vor. Viele kühlen ihr Mütchen. Mancher Vorgesetzte hat dran glauben müssen. Mancher hat eine furchtbare Quittung für lang betriebene Schikanen erhalten.

Ich bin aus dem gröbsten sozusagen heraus, ich habe in letzter Zeit gelernt, mich anzupassen, mich zu fügen und vor allen Dingen diplomatisch zu handeln.

„Es kommt nicht darauf an, daß Du etwas leistest, sondern darauf, daß Du Gelegenheit hast, Deine Leistungen zu verwerten."

Diesen Lebensgrundsatz sollte ein jeder beachten.

Und nur dem Lebensklugen, dem Anpassungsfähigen, dem sich Fügenden und doch eigene Ideen Entwickelnden erschließt sich diese Gelegenheit.

Kurz und gut, ich befinde mich jetzt militärisch in einer besseren Position. Ich habe sogar im Verhältnis zur Masse einen ziemlich einflußreichen Posten. Natürlich bin ich in der Etappe, wo sollte man denn einen solchen Posten sonst haben?

Mir untersteht allerhand. Ich bin in der Bude, in der ich sitze, der „Oberbefehlshaber."

Ich halte immer alles in höchster Alarmbereitschaft, denn das Ausrücken kann jede Stunde losgehen.

Von der Front fluten sie in Massen zurück, jetzt kommen eben ein paar bayerische Regimenter. Sie sind kaum noch Menschen, sie sind zerschlagen und zerschunden. Man sieht es ihnen an, daß sie monatelang unter den größten Entbehrungen in der Erde gehaust haben. Der übermächtige Feind mußte sie zerschmettern. In der schlechtesten Laune und Stimmung ziehen sie durch das Nest, in dem ich liege.

Da wird bei mir unten die Türe aufgerissen und heraufgestürmt kommt irgend jemand. Ich gehe ihm entgegen, er kommt zu mir ins Zimmer heran, von oben bis unten schmutzig und blutbespritzt. Er hat eine Offiziersuniform an, aber ohne Achselstücke.

„Um Gottes Willen, ich bitte Sie um alles in der Welt, verstecken Sie mich, schnell, schnell, aber ganz schnell, denn sie sind hinter mir her."

„Wer ist hinter Ihnen her?"

„Erklärung folgt nachher, ich höre sie schon kommen, verstecken Sie mich doch erst", bringt er in höchster Aufregung hervor und blickt sich dabei suchend im Zimmer um.

„Stecken Sie sich doch da in den Kamin" sage ich zu dem in Todesangst befindlichen.

Nachdem er sich hineingestellt hat — es ist ein großer französischer Kamin mit weiter Oeffnung, in

den ein Mann bequem hineinkriechen kann — werfe ich vor den Kamin ein Bündel Stroh und stelle dann noch einen Stuhl davor.

„Sie müssen sich natürlich ganz still verhalten", sage ich zu ihm, „vielleicht ist aber Ihre ganze Besorgnis unnötig, denn wer weiß, ob überhaupt jemand kommt."

Nachdem mir diese Worte entfallen sind, wird unten die Türe aufgerissen und hereinstürzen vier Soldaten, teils ein Stilett in der Hand und teils eins im Stiefel.

„Ist er hier, ist der Schweinehund hier, wo ist er, Kamerad, Antwort!?"

Ich sehe in entschlossene und rücksichtslose Gesichter. Die mußten schwer mit ihm abzurechnen haben.

Wie immer in solchen Situationen, trete ich den Aufgeregten mit meisterhafter Ruhe entgegen und sage zu ihnen:

„Wen sucht Ihr denn, Kameraden?"

„Wen wir suchen, frag nicht so dumm, das wirst Du schon wissen, los, raus mit dem Hund, wo ist er?!"

Blitzartig überlege ich mir, dieses Verstecken ist ein zweischneidiges Schwert für mich, wenn ich die Leute beschwindele und sie finden den Gesuchten, dann werden sie mich mit ihm zusammen kalt machen.

Also muß ich ihn verraten. Muß ich das? Mag er auch noch so sehr im Unrecht sein, mag auch die Wut der Soldaten noch so groß auf ihn sein, ein Blutvergießen muß ich zu vermeiden suchen. Ich sinne auf einen Ausweg, einen Ausweg, der auch mich deckt, falls der Gesuchte im Ofen gefunden wird. Diese Gedankengänge spielen sich blitzartig ab, in Sekunden.

„Heraus mit dem Major, heraus mit dem adeligen Schwein", schreit die aufgeregte Rotte weiter.

„Kameraden, beruhigt Euch doch einmal, ich bin soeben von unten hier heraufgekommen", lüge ich. „Hier ist niemand."

Sie sehen mich mißtrauisch an.

„Aber, kommt doch einmal her", fahre ich fort, dabei öffne ich die Tür, gehe einen Gang entlang und zeige auf die Bodentreppe.

„Seht einmal da hinauf, wenn er hier im Hause sein sollte, dann ist er sicher da hinauf gegangen."

Sie stürmen den Boden hinauf.

So habe ich sie bewußt auf eine falsche Fährte geführt. Nein, es war die richtige Fährte, denn ich habe das Blutvergießen verhindert.

Nach kurzer Zeit kommen sie vom Boden herunter. Ich stehe noch unten an der Bodentreppe.

„Ist er oben?", frage ich.

„Es ist niemand da", antworten sie, dabei mich immer noch mit halbem Mißtrauen musternd.

„Geht doch einmal in das Haus nebenan, ihr habt Euch sicher im Hause geirrt, da wird er schon drin sein. Was hat er denn überhaupt getan, daß Ihr ihn abmurksen wollt?", wage ich weiter zu fragen.

„Wos der uns tua hot, der dreckata Sauhund, dös werd der scho selber am besten wiss'n. Umasunst reißt der net aus vor uns."

Nach weiterem Hin- und Hergerede gelingt es mir dann endlich sie zum Gehen zu bringen.

Ich gehe in das Zimmer zurück, in dem der Major im Ofen schwitzt. Sicherheitshalber lasse ich ihn noch eine Stunde drin, denn man kann nicht wissen. . .

Als aber dann die Luft rein ist, hole ich ihn heraus. Schweißtriefend steht er vor mir. Sein Uniformrock gleicht einem nassen Handtuch.

„Sind sie fort?", sind seine ersten Worte.

„Dann hätte ich Sie nicht herausgeholt", sage ich zu ihm.

Mit den größten Dankesbezeugungen verabschiedet er sich von mir.

Wenn ich mal irgendwie im Leben einen Freund brauche, soll ich mich nur an ihn wenden. Wir tauschen unsere Adressen, doch habe ich bis heute nie wieder etwas von ihm gehört.

*

Es ist der Vorabend der Revolution. Der nächste Tag bringt diese einerseits und den Waffenstillstand andererseits mit allem Drum und Dran. Der Kampf gegen den äußeren Feind hat aufgehört. An diese Stelle ist ein Kampf gegen den inneren Feind getreten. Doch was heißt „innerer Feind"? Die Politik im Lande erfährt Umwälzungen und jeder sieht in der politischen Partei den inneren Feind, die ihm nicht zusagt, oder die seiner Anschauung widerspricht.

Dieser Kampf gegen den inneren Feind ist ein freiwilliger, wer nichts damit zu tun haben will, hat es in der Hand, sich der Situation zu entziehen.

Auf alle Fälle haben wir den Krieg verloren, es geht rückwärts, nach Hause.

Dem gewöhnlichen Soldaten, der direkt aus der Truppe „entlassen" werden will, wird dieser Wunsch gern erfüllt. Mit einem feldgrauen Anzug und dem lächerlichen Betrag von 50 Mark als letzte Entschädigung wird er nach Hause geschickt . . . .

Der Dank des Vaterlandes ist ihm gewiß.

*

Der Krieg ist aus. Halten wir einen Rückblick, wie es den Jahrgängen ging, die als Kriegsfreiwillige mit jüngsten Jahren ins Heer eintraten, die vorher noch keinen Beruf hatten, deren erster Beruf der des Soldaten war.

Teils aus eigenem Patriotismus, teils aus uns aufgezwungenem, meldeten wir uns bei Kriegsausbruch oder im Laufe des Krieges als Freiwillige bei irgend einem Truppenteil.

Wir waren vollkommen lebensunerfahrene Menschen, wußten nichts von den alltäglichen Lebenskämpfen, wie sie bei unseren Eltern mehr oder weniger gang und gäbe waren. Wir fühlten uns schon als halbe Helden, als wir bei der Truppe eintraten.

Im Durchschnitt ging es uns so: Unsere jugendliche Lebensanschauung wurde durch den Militarismus in kaum einer Woche auf den Kopf gestellt, was für uns erst „A" bedeutete, war jetzt „Z". Oft waren wir der Spielball von Kameraden und Vorgesetzten, weil diese infolge ihres höheren Alters mehr Lebenserfahrungen besaßen als wir. Trotz besserer Intelligenz, Intellektualität und Bildung waren wir die Schwächeren und Unterlegneren.

Der Teil von uns, der schnell befördert wurde, hatte dadurch für die Dauer des Weltkrieges manch angenehmere Position, doch nach Kriegsschluß packte ihn meist das graue Elend schlimmer, als den von unseren Jahrgängen vom Kriege davongekommenen, nicht beförderten Teil.

Am glücklichsten von unserer Generation waren die, die kurz, schnell und schmerzlos den Heldentod starben, denn alles „Nachher" ist ihnen erspart geblieben.

Wir aber, die wir befördert oder nicht befördert, mit oder ohne Ehrenzeichen vom Kriege zurückkamen, befanden uns infolge des verlorenen Krieges einem Kampf auf Leben und Tod dem praktischen Leben gegenüber.

Praktisch hatten wir gar nichts erreicht, wir standen in unserem Vorwärtskommen genau so weit, wie wir als Freiwillige einzogen, nur daß wir älter geworden waren und die besten Jahre unseres Lebens verloren hatten. Jede Berufsklasse, die wir ergreifen wollten, nahm eine abweisende Haltung ein, vor jedem Beruf wurde gewarnt, gleichgültig, ob es ein Handwerk oder ein Studium war. Die vor uns in einem festen Beruf sich befindlichen erblickten in uns Zurückkommenden die evtl. aufkommende, gefährliche Konkurrenz und die nach uns nächst jüngeren, die gerade so am Kriege vorübergekommen waren, wurden uns gegenüber bevorzugt, weil sie jünger und billiger waren.

In allen Dingen und von allen Seiten wurden uns unermeßliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt, schwerstes Lehrgeld mußten wir in allen Dingen zahlen. Das praktische Leben hat uns rücksichtslos, brutal, unbarmherzig und niederträchtig überfallen. Einem Lebenskampf ohnegleichen standen wir gegenüber, der für manchen schlimmer war, als ein Schützengrabenkrieg oder ein Sturmangriff im Felde. Die eigenen Angehörigen betrachteten uns mit mürrischem Gesicht, in der Liebe wurden viele

von uns infolge unserer Unerfahrenheit auch auf diesem Gebiete das körperliche und seelische Opfer leichtfertiger Frauen. In beruflicher Hinsicht bildete die Masse des weiblichen Geschlechtes für uns überhaupt eine ungeheuere Konkurrenz und trug dazu bei, daß Hunderttausende keinen Beruf fanden.

Glücklicherweise sind die meisten von unseren Jahrgängen den Heldentod gestorben, die aber wiederkamen, und heute noch am Leben sind, wie geht es ihnen, man sehe sie sich jetzt einmal an, sie sind meistens zum Untergang verurteilt!

Das ist eine nicht abzuleugnende Folge des verlorenen Krieges. Unsere Jahrgänge sind die Opfer, über deren Leichen besonders die Generationen nach uns Jahrzehnte lang gehen werden.

In dem diesem folgenden Werke: „Der Krieg ohne Waffen“ bleibt es mir vorbehalten, die Jahre nach dem Kriege bis zur Jetztzeit mit all ihren Auswirkungen für den einzelnen und für die Gesamtheit zu schildern. Alle denkbaren Gebiete des menschlichen Lebens werde ich hier behandeln.

Das Bild eines kommenden Krieges.

In den vorliegenden Kapiteln sind Kriegsbilder aus allen Situationen in objektiver Weise wiedergegeben, wie sie sich tatsächlich im Weltkrieg 1914/18 abgespielt haben.

Folgende Statistik aus dem bisher größten aller Kriege wird für jedermann von Interesse sein:

Der Weltkrieg hatte eine Gesamtdauer von 1623 Tagen.

Das Deutsche Heer erlitt an jedem Tage des Weltkrieges durchschnittlich an Verlusten:

1114 Tote und 2616 Verwundete. Dieses umgerechnet auf Stunden gibt das Resultat, daß in jeder Stunde des Weltkrieges das Deutsche Heer 46 Tote und 109 Verwundete hatte.

Die Gesamtzahl der Toten betrug 1 808 000, die der Verwundeten 4 245 000 (auf Tausender abgerundet), zusammen über 6 000 000. Vom Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 betrug die Gesamtzahl der Toten und Verwundeten 130 000. Während im Kriege 1870/71 die Hauptwaffen Infanterie, Kavallerie, Pioniere und Artillerie waren, kamen im letzten Weltkrieg zu diesen Waffengattungen Mi-

nenwerfer, Tanks, Flugzeuge, im Seekrieg Unterseeboote und die ersten Anfänge eines Gas- und chemischen Krieges dazu.

Die folgenden Zeilen sollen weder für noch gegen einen Krieg Propaganda machen. Es soll lediglich das Bild eines kommenden Krieges entrollt werden, wie ich es mir ausmale, von dem Standpunkt ausgehend, daß es Kriege in der Weltgeschichte immer geben wird, sei es in Abständen von 30, 40, 50 und mehr Jahren. In der gesamten Geschichte existiert kein Zeitraum von solcher Dauer, der ohne Krieg zwischen irgendwelchen Völkern vergangen wäre.

Es ist nicht notwendig, daß in dem nächsten Krieg Deutschland beteiligt sein muß, dies ist Sache der inneren und äußeren Politik der jeweiligen Regierung und schließlich des Volkswillens.

Im nächsten Kriege werden Waffengattungen wie Infanterie und Kavallerie ganz in den Hintergrund treten, wie überhaupt der persönliche Kampf von Mann zu Mann ganz verschwinden wird. Die Hauptwaffe eines kommenden Kriegesist die Chemie.

Das menschliche Wissen nahm seinen Aufschwung vor zirka 400 Jahren, also zur Zeit der Rennaissance. Unser modernes Können setzte vor zirka 100 Jahren mit der Erfindung der Dampfmaschine und der ersten Eisenbahnen ein. Vorher hatte die Welt, man kann sagen, Jahrtausende lang, dasselbe Gesicht.

In den letzten Jahren nach dem Kriege ist die Chemie aller Länder bemüht „Gase“ zu erfinden, die mit menschenmöglichster Schnelligkeit menschliches Leben vernichten. Besonders will ich an dieser Stelle das Gas

Dichloräthylsulfid

erwähnen. Es ist wohl das „vorzüglichste, welches seiner guten Wirkung wegen alles andere aus dem Felde schlägt.

Bei Beginn des Weltkrieges wußte man nichts von Tanks und der 42er „dicken Berta“ — aber diese beiden ungeheueren Kampfmittel sind gegen Dichloräthylsulfid gar nichts. Das Gas erzeugt Wunden auf der Oberfläche der Haut, die blasenförmig sind. Es können kleinere örtliche Blasen oder es kann auch ein ganzer Blasenausschlag am Körper sein. Das Gas durchdringt jede Kleidung und Gegenstände und Landstriche, die einmal mit Gas getränkt sind, haben für alle Menschen, die diese Gegenstände anfassen und über diese Landstriche gehen, eine infizierende Wirkung.

Mit diesem Gase könnte also eine ganze Stadt wie Berlin für alle Lebewesen völlig unbewohnbar gemacht werden, z. B. Flieger werfen Dichloräthylsulfid-Gasbomben ab, weittragende Artillerie schießt derartige Granaten in die Stadt etc.

Ein weiteres Gas ist das

Diphenylaminchlorasin.

Dieses Gas wirkt tränenerzeugend und verursacht einen unerträglichen Schmerz in den Augen. Die über dieses Gas verbreitete Ansicht, daß es sofort blind macht, das Augenlicht also völlig raubt, ist falsch. Es kann wohl eine temperäre Blindheit erzeugen, die einer Reizung der Lidmembranen im Augenblick der Einwirkung des Gases entspringt. Nach einigen Stunden jedoch ist die Wirkung erloschen und das Augenlicht ist unbeschädigt.

Mit diesen beiden Gasen als Hauptwaffe wird sich ein nächster Weltkrieg abspielen. Er wird zu einer allseitigen Vernichtung menschlichen, tierischen und pflanzlichen Lebens führen.

Die Artillerien werden sich gegenseitig überbieten, insbesondere was die Tragweite ihrer Geschosse anbelangt, die Flugzeuge werden dasselbe tun in Bezug auf Höhenrekorde. Gegenmaßnahmen werden die sein, daß man Chemikalien erfinden wird, sozusagen Gegengase, die durch chemische Verbindungen die Wirkung der obenerwähnten aufheben. Flugzeuge wird man dadurch bekämpfen, daß man sie nicht nur mit gewöhnlichen Schrappnells beschickt, sondern mit Gasschrappnells, die um das Flugzeug herum, in dessen Nähe sie explodieren, eine Gaswolke verbreiten werden, welche vernichtende Wirkung auf alles Lebende ausübt.

Der nächste Krieg wird ein chemischer Krieg werden. Ganze Landteile und ganze Völker werden mit allem, was nur ein Atom Leben in sich trägt,

vernichtet werden können. Ganze Generationen werden sich vernichten können.

Die zahlenmäßige Ueberlegenheit einer Armee ist vollkommen bedeutungslos, die Gase spielen die ausschlaggebende Rolle.

Es wäre z. B. möglich, daß eine kleine Menschengruppe, in deren Besitz sich die Rezepte und chemischen Formeln dieser Gase befinden und die Maschinen, sie herzustellen, über Millionen Mitmenschen den „Sieg" davontragen könnten.

Die Staaten aller Länder werden jetzt schon in den chemischen Abteilungen ihrer Kriegsministerien mit den Versuchen wetteifern.

Ein chemischer Krieg wird nicht von langer Dauer sein, er kann schon in einigen Wochen oder auch schon in einigen Tagen vorüber sein. Monate- oder jahrelang kann er gar nicht dauern, da es soviel Menschen auf der ganzen Welt gar nicht gibt, die er in kurzer Zeit zu vernichten imstande ist.

Der bekannte Ausspruch: „Die stärkste und radikalste Waffe ist die menschlichste, denn je stärker und radikaler, je schneller ist der Krieg beendet", hat hier eine gewisse Berechtigung. Alle kriegführenden Parteien des chemischen Krieges werden ihre Maßnahmen einstellen, nachdem vielleicht zusammen 50 Millionen Menschen ihr Leben haben lassen müssen.

Die nachfolgende, der dieser Vernichtung anheimgefallenen Generation wird durch diese Opfer ihrer Väter aller Vorausschau nach eine friedliche Zukunft für sich, Kinder und Kindeskinder haben. Gedanken großer Männer wie Goethe, Kant etc. werden jetzt ihre Verwirklichung finden.

Zum Schluß sei ein Artikel wiedergegeben, der im Jahre 1926 in der großen Tagespresse zu finden war.

Für 30 Millionen Menschen Giftgas.

Neuesten Datums, Anfangs Januar 1926 verließ ein Schiff, dessen Besatzung nur aus zehn Mann bestand, mit 6 großen Stahlkisten beladen, den Hafen von New York. Die Zollbeamten, die das Schiff durchsuchen wollten, verließen es eiligst, nachdem ihnen der Kapitän ein Schriftstück vorgezeigt hatte. Auf hoher See, wo das Meer vielleicht 10 000 m tief war, wurde die Maschine abgestoppt und die Matrosen öffneten mit großer Vorsicht die Stahlkisten, in deren Innern sich eine zweite Kiste befand, die sie, ohne einen Blick in diese getan zu haben, in die Tiefe versenkten. Ein geheimnisvoller, mysteriöser Vorgang. Was bargen diese Kisten? Die fürchterlichsten Vernichtungsmittel, die je ein menschliches Hirn zu ersinnen imstande war, das Giftgas „Levisit".

Der Dampfer, der die letzten Reste dieses Gases in die Meerestiefe versenkt hat, tat dies gemäß der Klausel des Vertrages von Locarno, der die Vernichtung dieses Mordmittels befahl. Der Erfinder

dieses Gases ist der Professor Levis, Chemiker an der Universität in New Orleans. Zum ersten Male kam die Zusammensetzung dieses Gases im Jahre 1918 zustande. Die erzeugte Menge hätte genügt, die gesamten Streitkräfte der Welt mit einem Schlage zu vernichten. Präsident Wilson gab jedoch niemals seine Zustimmung zur Verwendung dieses Gases und auf Ueberführung auf den europäischen Kriegsschauplatz. Das oberste Heereskommando Frankreichs und Englands versuchte wiederholt, Wilson hierzu zu bestimmen, er blieb jedoch fest in seinem Entschluß. Professor Levis wurde streng angewiesen, die Zusammensetzung des Giftgases als Kriegsgeheimnis zu bewahren. Nachdem der Friedensvertrag von Locarno zustande gekommen war, verfügte die amerikanische Regierung, die noch vorrätigen Gasmengen, die ausgereicht hätten, 30 Millionen Menschen zu töten, zu vernichten, welches in beschriebener Weise durch Versenken ins Meer bewerkstelligt wurde. Es waren einige Hundert Kilogramm in fester Form hergestellt. 2 mmg von dem Gas reichten aus, drei Menschen auf der Stelle zu töten. Professor Levis stellte einer amerikanischen Großbank in einem Fläschchen einige Milligramm Gas zur Verfügung, welches durch eine automatische Vorrichtung zum Schutze des Tresors gegen Einbruchsgefahr verwendet wurde. Als drei Einbrecher mit Sauerstoffgebläse die Panzerplatten anbohrten, wurden sie durch die 2 mmg dieses Gases getötet.

Hierdurch erfuhren die amerikanischen Behörden von der Verwendung des Gases zu Privatzwecken. Es wurden daraufhin sämtliche Levisit-Vorräte, die sich in privatem Besitz befanden, beschlagnahmt.

Professor Levis erhielt in den letzten Jahren von einer Reihe von Groß-Staaten die verlockendsten Anträge, das Levisit zu erzeugen.

Lebensregel.

Von Carl A. G. Otto.

„Vom Unglück zieh' erst ab die Schuld, was übrig bleibt, das trage in Geduld!" Diesen bekannten Spruch vergiß niemals! Und wenn Du in Deinem Unglück Dich auch mit gutem Gewissen von jeder Schuld freisprechen kannst und andere als Schuldige einwandfrei dastehen, so verfalle nie in den Fehler, Rache nehmen zu wollen! Sei klüger und zeige Dich über der Situation stehend! Wisse, daß jeder Rachegedanken und jede Rachehandlung große Kraft und Energie beansprucht auf Kosten Deiner Arbeitsfähigkeit und Leistung! Legst Du Deine Kraft und Energie aber auf diese, dann steigern sich Deine Erfolge im selben Maße, wie Du vorher durch die Schuld anderer Unglück hattest! Und diese von Deiner Rache verschonten wird das Schicksal in doppelter Schärfe ohne Dein Zutun treffen. Das ist unerbittliches Weltgesetz, das jedermann an sich ausprobieren kann!

Schlagwort-Register

(Die Zahlen hinter den Schlagworten zeigen die Seiten an)

A

Abschied 24
Abschied von sterbender Mutter . . . 209
Abschiedsbriefe 112, 167
Abhörstationen 104
Aether 66
Alarm 30, 32, 196
Alarmbereitschaft 276
Amputationen 47, 114
Ansprache 26
Angriff 40, 132, 196
Artillerie 28, 93, 126, 153
Arzt 9, 47
A. v. (arbeitsverwendungsfähig) . . . 270

B

Bajonettangriff 130, 143, 225
Bauerschläue 148
Baumbinden 258
Begräbnis 170
Bewegungskrieg 99
Bild eines kommenden Krieges . . . 285
Bleistift 35
Blindgänger 147
Blut 58, 173

Blutacker 174
Bordell 118
Brandbomben 49, 141
Briefe 134
Brotmarken 102
Brücke, die in die Luft fliegt 95
Bukarest 98

C

Carbid 217
Chiffre-Schlüssel 106
Civilbevölkerung 241
Chloroform 66

D

Detonationen 121, 153
Depeschenaushänge 72
Dörfer 46, 90
Drittes Geschlecht 117
Drückebergereien 63
Dum-Dum-Geschosse 127

E

Einkleidung 9
Eisernes Kreuz 37
Eistod 54, 146
Eiter 58
Eltern 75
Entmannung 159
Entlausungsbad 51
Erdmasse, lebender 203
Erdtel-Apparate und Stationen . . . 104
Erfrieren von Gliedmaßen 53
Erkennungsmarke 193
Etappe 205, 241, 271
Etappenhengst 108

Etappenschwein 103, 261
Exerzieren 83
Explosion 124

F

Falsches Falschgeld 242
Feinde, fliehende 99
Feldgeistlicher 262
Feldgendarm 207
Feldbahnen 116
Feldpostkarten 35
Feldpredigt 165
Feldwebel 19
Fernsprecher 107
Flammenwerfer 121
Fledermäuse 154
Fleischkarten 102
Fliegerbomben 110, 156, 270
Flugzeuge 103, 154
Französischer Dolmetscher 182
Freiwillig Gefangener 222
Führer, genialer 221

G

Gas, Gasbomben, Gasangriffe, Gasmasken 121, 124, 287
Gedankenübertragung 88
Gegner, unsichtbarer 99
Gefangener 138, 139, 144
Gebot, das fünfte 165
Geisterseher 84
Glauben 31
Gleichheit 255
Gliedmaßen, abgeschossene 47
Generalstab 23
Gewehrschüsse 31, 133
Gewehrkolben 42, 238
Gerechtigkeit 124

Geschlechtskrank 118
Gnade 120
Gold 35
Gott 123, 166, 213
Granaten 28, 119, 126
Granatfeuer 28, 93, 126, 153
Granatsplitter 31
Granattrichter 32, 169, 119, 205
Graphologie 256
Großfeuer 214
G. v. (Garnisonsverwendungsfähig) . . 270

H

Heimat 131
Heimatschuß 55
Heldentod 52, 65, 230
Heldentum, Heldenmut 63, 72
Heute rot, Morgen tot 201
Hexenkessel 41
Hitze 52
Hölle 40
Homosexualität 117
Horoskop 81
Hunger 136
Hüne 270

I J

Impfen 160
Impfgegner 162
Impfstoff 164
Infamie 9
Juden 21

K

Kabel 33
Kälte 52, 139

Kameradschaft 177
Kassenschrank 109
Katholiken 20
Keine Gefangenen 173
Kinder, uneheliche 101
Kirchturm 170
Knappheit der Lebensmittel 102
Kniffe und Tricks 57, 62, 119
Kosaken 138
Kopfschuß 56
Krankenpflegerin 64
Krieg ohne Waffen 304
Kriegsanleihe 249
Kriegsbericht 7, 34, 72
Kriegsfreiwilliger 7, 37, 193
Kriegsgewinnler 213
Kriegsgetrauter 157
Kriegsentschädigung, letzte für den Einzelnen 280
Kriegslist 222, 226, 229
Kriegstatistik 279
Kriegskoller 270
Kriegswitze 149, 271
Krieg ohne Waffen 283, 304
Kugelfest 39
K. v. (Kriegsverwendungsfähig) . . . 270

L

Läuse 50
Lazarett 53
Lebensretter, ungewollter 95
Lebensrettung 119
Lebensschauspieler 179
Lebensgrundsatz 275
Lebensregel 293
Leichenfledderer 43
Leiche ohne Kopf 40

Leuchtkugeln 147
Liebe 138
Liebesgaben 23
Los 233
Lotteriespiel 204
Luftlöcher 196

M

Major im Ofen 276
Mann mit dem 6. Sinn 303
Maschinengewehr 47, 195
Maschinenmensch 175
Massendrückung 161
Menschenmorden 43
Meuchelmord 236
Milch 58
Minen, Minenwerfer 121
Mörser 46
Morsealphabet 133
Mutter 192

N

Nahkampf 33, 176
Narkose 68
Neid 31
Neueinkleidung 46
Nichts Neues 7, 72, 76, 173, 190, 264, 270
Nornen 303
Not-Kuppelei 100
Notzucht, fingierte 265

O

Offiziersehrenwort 220
Oefen, in die Luft fliegende 49
Okkultismus 79
Opfermut 35, 71
Oesterreicher 141

P

Panzerplatten 29
Patrouille 196, 219, 235
Patrioten 244
Pferde, im Lauf erfrorene 53
Pferd, schreiendes 96
Prophezeihung 218
Prediger 165, 262
Proviantreserven 273

R

Radbinden 258
Reden 26
Religion 123, 166, 213
Revolution 208, 261, 280
Revolutionäre Lieder 260
Reiter ohne Kopf 110
Rückwärts 275, 280
Rückblick 281

S

Salz 90
Salzentziehung 91
Sanitätstruppen 45
Sandsäcke 202
Scheinwerfer 147
Schikane 10, 103
Schicksal 81, 92, 119, 139, 200
Schlamassel 195
Schlaf 136
Schnaps 53
Schrei nach der Braut 69
Schrei nach der Mutter 192
Schrei nach dem Weibe 118
Schrei des Weibes 157
Schrappnell 120, 126, 195

Schutzengel 94
Schwerverwundeter 199
Schwester 64
Selbstmörder 182, 243
Selbstverstümmlung 63
Soldaten als Kavaliere 88
Soldatenfriedhof 114
Soldat im Stahlblock 112
Socken 34
Spione — Spionage 133, 185, 188, 262
Sprengung eines Kirchturmes 231
Strafexerzieren 83
Sturmangriff 130, 143, 171, 229

T

Taktik, geniale 221
Tank 174
Täuschung der Aerzte 57, 62
Telegramm 248
Teuerung 102
Todesweg 38
Todesprognosen 82
Todesahnung 168
Toter 29
Tötung von Gefangenen 197
Tote als Schützen 224
Tricks 57, 62, 119
Trommelfeuer 28, 93, 126, 153
Turmsprengung 231

U

Ueberläufer 225, 228
Ueberzahl des Feindes 120
Uhrzeit 152
Unabkömmlichkeit 214
Unterstand 190

Untersuchungskommission 59
Unverstandene Frau 74
Urlaub 73, 206
Uriabrief 180

V

Vater 7, 77
Vaterlandsliebe 35
Vergewaltigung, fingierte 266
Verrat 221
Verpflegung 97, 254, 271
Verwundetentransporte 25
Verwüstung 96
Verwundungen 156
Vertreter für den Tod 194
Volk in Waffen 78
Vollbart in Eis 53
Vormarsch 46

W

Warenhaus 97
Weib als Spionin 262
Witze 149, 271

Z

Zahnbürste 22
Zahlmeister 272
Zeituhr 152
Zigarre als Retter 267
Zigarette im Totenmund 240

Von Carl A. G. Otto
sind bereits u. a. erschienen:

Der Mann mit dem 6. Sinn

Probleme des Jahres 2000

Lassen sich die Nornen meistern?

Freier Wille oder Schicksal?

(unter Mitarbeit von Freifrau Emmy von Borgstede und Dipl. Ing. Damare)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Im Sanitas-Verlagshaus, Zirndorf-Nürnberg
erscheint im Herbst 1930

Der Krieg ohne Waffen

von Carl A. G. Otto

Das Standardwerk über die Nachkriegszeit

Ein Buch ohne Gleichen

In diesem Werk behandelt der Verfasser des vorliegenden die Nachkriegsjahre bis zur Jetztzeit mit ihren Auswirkungen auf die Gesamtheit und auf den Einzelnen. Die Hungerperiode nach dem Kriege, die Inflation, die wirtschaftlichen Zuammenbrüche, kurzum jedes denkbare Gebiet des menschlichen Lebens wird erschöpfend behandelt. Es ist

Das Meisterbuch des Lebens

Umfang, Ausstattung und Preis wie das vorliegende Werk

Zu beziehen durch sämtliche Buchhandlungen